This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

U 209.

DD 8

TAYLOR INSTITUTION.

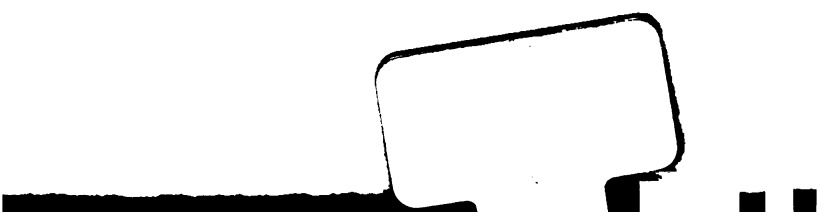
BEQUEATHED

TO THE UNIVERSITY

BY

ROBERT FINCH, M. A.

OF BALLIOL COLLEGE.



Deutsche

Sprache und Literatur.

Christlichen

Schulen und Familien

gewidmet

von

Dr. Friedrich Haupt,
Oberlehrer am Gymnasium in Zürich.

II. Theil. Deutsche Prosa.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1841.

Deutſche Proſa.

Ein chriſtliches Lebensbild.

Höheren Bildungsanſtalten,

insbeſondere

der modernen Bürgerſchule, ſo wie dem chriſtlichen Familienkreiſe

gewidmet

von

Dr. Friedrich Haupt,

Oberlehrer am Gymnaſium in Zürich, und Lehrer für deutſche Sprache am Schullehrerſeminar.

Mit einer Methodik als Vorwort.

Man ſcheint zu vergeſſen, daß die chriſtliche Idee die Seele der Gymnaſien ſein und bleiben muß, wenn nicht dieſe Anſtalten trotz aller Schönheit und Zweckmäßigkeit der alten Welt verkümmern ſollen.

Deinhardt.

Zürich,

Verlag von Meyer und Zeller.

1841.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 APR. 1932
OF OXFORD

Vorwort.

Wir haben noch keinen Ueberfluß an zweckmäßigen Lehrmitteln für den deutschen Sprachunterricht. Das vorliegende ist für die oberen Klassen der Gymnasien, und für die höheren Bürgerschulen bestimmt, in der Meinung, in ersterm auf der, dem deutschen Sprachunterricht zugewiesenen, bescheidenen Stelle eine bisher zu wenig beachtete Lücke auszufüllen, den letzteren dagegen ihr eigentliches Lebenselement erst zuzuweisen. Ueberdieß wendet sich dasselbe auch noch an den christlichen Familienkreis, ihm Freund und wohlthätiger Begleiter zu werden.

Ich will mich bestimmter über jeden dieser Punkte aussprechen.

Sprache, deutsche Sprache und Literatur — eine Welt von Gedanken liegt in diesen Worten! Sprache ist der Leib gewordene Geist; Sprachgesetze sind Denkgesetze; Sprachwissenschaft ist Darstellung des in des Lautes Aetherleib zur Erscheinung gekommenen geistigen Lebens; Literatur ist Seelenbild der Nation in ihrer geschichtlichen Entwicklung; sie ist das Becken, in welches alle Ströme des Volkslebens: Kunst, Wissenschaft, Religion und Gesittung ihre Wellen tragen, um in ihrem Spiegel die geistigste Blüthe der Nationalität in einem Gesammtbild abzustrahlen. Und Muttersprache, deutscher Laut — wer hätte noch nie das Heimweh empfunden, mit dem der deutsche Gedanke nach dem deutschen Laute seufzt? Und welches Volk dürfte es wagen, seine Literatur neben unsere Weltliteratur zu stellen, sie ihr zu vergleichen in Tiefe und Reichthum? Ein seliges Geschäft muß es darum wol sein, in dieses Leben das heranwachsende Geschlecht einzuführen, hier ihm die Weihe deutschen Volksthums in seiner verklärtesten Bedeutung zu ertheilen. Und ist das nicht die Aufgabe des Lehrers deutscher Sprache?

Naturgemäß hat diese sich nach drei Richtungen hin zu verwirklichen: nach der grammatischen, nach der rhetorisch-stylistischen, und nach der ästhetisch- und ethisch-literarischen. Von jeder derselben haben wir zu handeln.

A. Der grammatische Unterricht.

Folgende Sätze sehe ich als erwiesen an:

1. Die Muttersprache soll und kann nicht erlernt werden, wie eine fremde, weil der Schüler sie schon inne hat, wenn gleich nur unvollkommen und ohne wissenschaftliches Bewußtsein.

2. Der Unterricht muß vom Satze ausgehen, und alle Spracherscheinungen — mit Ausnahme der Wortbildung — nur aus demselben erklären. Becker. Humboldt.

3. Der grammatische Unterricht in der Muttersprache muß, wo er nicht historische Verhältnisse behandelt, heuristisch ertheilt werden.

4. Die historische Grammatik ist für Sprachgelehrte, nicht für die Jugend. (s. Grimms Vorr. zur 1. Aufl. d. Gramm., und die Recens. v. Hofmanns neuhochd. Gramm. in Seebodes Jahrb. 1841. 1.)

5. Der Unterricht in der deutschen Grammatik muß praktische Logik, Geistesgymnastik sein. (Becker, über Methode des Unterrichts in der deutschen Sprache.)

6. Der Sprachunterricht muß zur Sprachkunst führen. („Blieben nicht Grammatik und Sprache bei dem bisherigen Unterricht zwei getrennte Welten?" Kalisch.)

Hiernach stellen sich folgende Forderungen an ein Lehrbuch deutscher Sprache:

1. Es muß die Sprache selbst enthalten, zunächst nicht Regeln und Gesetze.

2. Die vorgelegten Sprachgebilde müssen den ganzen Reichthum der Sprache in allen wesentlichen Richtungen zur Darstellung bringen.

3. Der innerste Kern des volksthümlichen Bewußtsein — das Volksethos — muß in ihm dargelegt sein.

4. Der Gedanke selbst sei wahr und tief; er gebe dem jugendlichen Geist zu denken. Nur am Schweren lernt man tragen.

5. Die Sprachform sei vollendet, Muster und Offenbarung.

Vorstehende Grundsätze haben mich in grammatischer Beziehung bei Herausgabe dieses Werkes geleitet. Ueber die Art der grammatischen Behandlung nun Folgendes:

Sechs Gesichtspunkte sind bei Betrachtung jedes Satzes festzuhalten: Sinnerklärung, Satzanalyse, Satzzeichen, Satzumwandlung, Wortformen, Wohlklang und Wohllaut.

I. Sinnerklärung.

Der Lehrer leitet durch geschickt gestellte Fragen und belebte Diskussion zum vollen Verständniß des vorgelegten Satzes hin. Die ausgesprochene Wahrheit muß sich in der Seele der Schüler aufs neue erzeugen. Die Uebung ist mündlich, schriftlich, und wieder mündlich. Wo fände sich ein trefflicheres Mittel zu den so nothwendigen Uebungen im mündlichen, freien Vortrag?*) Wir nehmen ein Beispiel! Nr. 870.

„Die Philosophie ist eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hause zu sein." Novalis.

Auf genetischem Wege führt hier der Lehrer den Schüler zu der ihm gewöhnlich so dunkeln Aufgabe der Philosophie. Er weist nach, wie der Mensch, sobald der denkende Geist in ihm erwacht war, sich der Fragen: wer bin ich? woher? wozu? woher, wozu die mich umgebende Welt? nicht länger erweh-

*) Ueber ihre Wichtigkeit vergl. das Ministerialrescr. d. d. Berlin 12. Febr. 1829. Daß aber die dort bezeichneten Mittel nicht die richtigen sind, hat die Erfahrung gelehrt.

ren konnte, und wie er nun anfing nachzusinnen über die Räthsel des Daseins (Dichter, Theogonien, jonische Philosophen, Hiob, Mythen, indische, griechische, deutsche); tausend Erscheinungen erinnerten den fühlenden Menschen an seine Ohnmacht, wie sein heißestes Sehnen oft am meisten unerfüllt bleiben mußte (Herodot, Plutarch); wie diese Erde auch in ihren höchsten Genüssen sein Herz nicht auszufüllen vermöge; wie geheimnißvolle — wer sagte ihm, ob gütige oder schadenfrohe — Mächte sein Schicksal leiteten (die griechischen Tragiker) — er sinnt und sinnt — („ich wollte durch Philosophie über Etwas zu Verstande kommen, nämlich über die mir eingeborne Andacht zu einem unbekannten Gotte." Jakobi. Nr. 171) — und was er in glücklicher Stunde ahnend geschaut, spricht er begeistert und hoffend aus: — hier der Anfang aller Philosophie — ihre tiefste Quelle das Gefühl des Menschen — ein großer Erdenschmerz — Heimweh! Aber noch eine andere Seite des Menschen macht ihre Forderungen geltend: der forschende Geist, der Trieb nach Erkenntniß. Nichts martert den Geist mehr, als Widerspruch, unaufgelöste Dissonanz; in das Verständniß des innersten Wesens jeder Lebenserscheinung strebt er einzudringen, ihren Werth oder Unwerth zu bestimmen. Wißbegierde ist der nie zu stillende Hunger der Seele; überall, im Himmel und auf Erden, in der Luft und in des Meeres Tiefen zu Hause zu sein: das ist der Trieb, die Forderung des spekulativen Geistes — das von einer zweiten Seite her der Anfang aller Philosophie. (Polyhistorie, Aristoteles, Kant, Novalis). Ob nun dieser Trieb jemals dahin führen wird, die Wahrheit zu schauen, wie sie ist? Die neueste Schule bejaht es nicht blos, versichert sogar, sie habe sie gefunden, genügend für alle Zeiten (China). Der tief fühlende, fromme Jakobi sagt bescheidner (Nr. 869), Philosophie sei nur ein Bemühen, aufwärts zu fahren den Strom des Daseins und der Erkenntniß bis zu seiner Quelle — und so wird es auch bleiben. Nur Einer hat sich erwiesen als die Wahrheit, den Weg und das Leben.

II. Satzanalyse.

Nachdem so der Sinn erkannt worden, wendet sich die Aufmerksamkeit zur Betrachtung der Form, die sich dieser Gedanke geschaffen. Hier tritt offenbar Beckers Verdienst in seinem vollen Lichte hervor. Er hat der Syntax, als dem A und O aller Grammatik, erst zu ihrem Rechte verholfen, indem er alle Spracherscheinungen nur in dem Satz und aus ihm zu erklären sich bemühte. Die Begeisterung aber, mit der Beckers Idee aufgenommen wurde, fing wieder an zu erkalten, nachdem man gewahr worden, wie bei aller Wahrheit der Grundidee doch die Ausführung im Einzelnen auf zahllose Schwierigkeiten, ja unbegreifliche Widersprüche stieß. Dank sei es der Beharrlichkeit deutscher Forschung: wir sind der Wahrheit näher gerückt; die mit der neuesten Auflage noch gewachsene Verwirrung der Becker'schen Syntax wird bald ganz aufgehellt sein. Was Herling, Schmitthenner, Wüllner, Hartung, Kühner, Grotefend, Weißenborn, Deinhardt, vor Allen aber Humboldt in dieser Beziehung gefördert haben, verheißt von Tag zu Tag herrlichere Früchte. Ganz besonders muß ich in Bezug auf den bei dem frühern Stand der Grammatik gar nicht zu ahnenden Werth dieser syntaktischen Uebungen auf Deinhardts („der Gymnasialunterricht nach den Anforderungen der jetzigen Zeit") unübertreffliche Darstellung verweisen, S. 56—59,

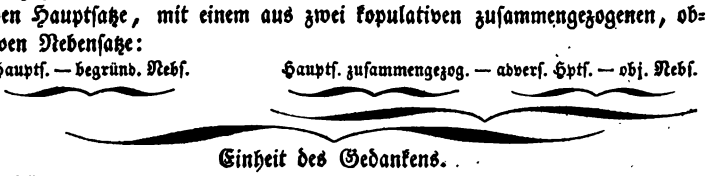
209—221, aus welcher im Text unter Nr. 849 eine Kernstelle mitgetheilt wird *).

Als Probe der Betrachtung der Satzform wähle ich ein etwas zusammengesetzteres Ganze, Nr. 204:

„Der wahnsinnige Sterbliche begeht seine Sünden so kühn, blos weil sich ihm ihre mörderischen Folgen verhüllen; er kettet die in seiner Brust eingesperrten reißenden Thiere los und lässet sie in der Nacht unter die Menschen dringen; aber er siehet es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreife und würge." Jean Paul.

Hier wäre der Schüler zu folgender, in fließender, schöner Darstellung zu gebenden Betrachtung anzuleiten:

Dieser Satz ist eine Periode, d. h. ein nach den Gesetzen rhythmischer Schönheit gestaltetes größeres Satzgefüge. Es besteht aus zwei Hauptbestandtheilen: der erste gehet bis „— verhüllen"; der zweite bis „— würge". Diese beiden Hauptttheile sind nicht durch die eigenthümlichen Exponenten der Satzverbindung (Konjunktion) zur Einheit des Gedankens verbunden; der Inhalt selbst kann daher nur entscheiden: die Verbindung ist die explanativ beiordnende. Ein jeder dieser Hauptbestandtheile zerlegt sich wieder in kleinere Theile; der erste besteht aus einem Hauptsatz und begründendem Nebensatz; der zweite ist ein größeres Ganze und besteht 1) aus einem durch Zusammenziehung zweier kopulativer Sätze entstandenen Hauptsatze; 2) aus einem adversativen Hauptsatze, mit einem aus zwei kopulativen zusammengezogenen, objektiven Nebensatze:



Der Kürze wegen wählen wir nur einen (den zweiten) Hauptbestandtheil als Probe fortschreitender Satzanalyse.

Den Hauptbegriff drückt das Prädikat aus „kettet los". In die Sphäre desselben ist in weiterer Gliederung der Seinsbegriff „er" als Subjekt aufgenommen; der Thätigkeitsbegriff individualisirt sich nochmals weiter und nimmt einen zweiten Seinsbegriff als Objekt in sich auf „die Thiere"; dieses nennen wir „Objekt der Einwirkung", d. h. die Thätigkeit des Sub-

*) Es war im Anfang meine Absicht, einen Beitrag zur weitern Ausbildung der Syntax in einer übersichtlichen Darstellung der Lehre vom einfachen Satz als Anhang um so mehr zu geben, als erst der nach der so gestalteten Syntax ertheilte Unterricht wirklich zu der Kategorienentwicklung, zu der mit unbeschreiblichem Reiz für Lehrer wie Schüler verknüpften Geistesgymnastik mir geworden, welche Deinhardt so treffend schildert. Da aber das Vorwort ohnedem schon fast zur Abhandlung angeschwollen, muß ich meine Leser auf eine demnächst — sobald die Volksausgabe meiner elementaren Weltgeschichte vollendet sein wird — erscheinende Schrift verweisen. Sie wird den Titel führen: K. F. Becker und die deutsche Volksschule. Ein Beitrag zur Förderung deutscher Sprachwissenschaft und Methodik. Enthält: 1. eine Methodik des grammat. Unterr. in der Volksschule; 2. eine Kritik der auf das Becker'sche System gegründeten Sprachlehren; 3. eine Kritik der Becker'schen Syntax; 4. neue Satzlehre.

jekts richtet sich so auf das Objekt hin (in der Richtung „wohin"), daß dadurch eine Veränderung in dessen (innern oder äußern) Verhältnissen bewirkt wird; will man „losketten" nicht als wirkliche Zusammensetzung gelten lassen, so wäre „los" das Objekt der Bewirkung, d. h. die Thätigkeit des Subjekts ruft durch seine Einwirkung auf das erste Objekt die in dem zweiten bezeichnete reale Bewirkung hervor. Nun ist aber das Objekt der Einwirkung noch weiter individualisirt durch zwei Attribute „reißenden" und „eingesperrten", von denen das letztere abermals durch ein Objekt des Orts in der Richtung wo? „in seiner Brust" näher bestimmt ist.

Vorstehendes genügt dem aufmerksamen Leser, um ihn zu überzeugen, wie eine derartige Zergliederung der Satzverhältnisse so in das innerste Herz der Sprache, gleichsam in die Werkstätte des Gedankens selbst einführt, daß erhellet, hier sei ein logisches Bildungsmittel der höhern Bürgerschule verliehen, das ihren Schülern fast die gleichen Dienste leisten müsse, wie den Gymnasien das Studium der Grammatik der alten Sprachen *). Es versteht sich von selbst, daß eine Uebersicht der heuristisch behandelten Syntax schon vorher gegeben worden sein muß; diese Uebungen sind dann nur fortgesetzte Praktik und Anwendung der logischen Kategorien.

III. An die Satzanalyse schließt sich enge an die Betrachtung der Interpunktion; denn sie ist ja die, freilich unvollkommne, sichtbare Bezeichnung syntaktischer Verhältnisse zur Erleichterung des Verständnisses und richtiger Betonung. Der Lehrer wird gut thun, öfters solche größere Perioden ohne Angabe der Interpunktion zu diktiren, damit diese durch die Schüler ergänzt werde.

IV. Satzumwandlung.

Aber die blos theoretische Betrachtung genügt nicht, Sprachkunst muß erzielt werden. Und hierzu dienen die an die Satzanalyse sich anschließenden Um- und Nachbildungen des gegebnen Mustersatzes. Unter Umbildung verstehen wir Umwandlung der Form bei gleichem Inhalt. Unter Nachbildung Umwandlung des Gedankens bei gleicher oder ähnlicher Form. Bezieht sich die Aehnlichkeit weniger auf die Form der Satzverbindung, als auf die poetische Form (Metapher, Tropus, Allegorie), so nennen wir dieselbe freie Nachahmung. Auch hier geben wir eine Probe.

a) Umbildung.

1. Verwandlung in einen einfachen Satz. Hier ist vorzüglich darauf zu sehen, daß keine Afterformen sowohl in Bezug auf Rhythmus und Wortstellung als auf die Beziehungsverhältnisse entstehen. Namentlich erscheint hier das attributive Verhältniß oft in monstrosen Anhäufungen. — Der wahnsinnige Sterbliche begeht seine Sünden so kühn blos aus Unbekanntschaft mit den verderblichen Folgen derselben.

2. Verwandlung in einen zusammengesetzten Satz, bestehend aus einem Hauptsatze mit zwei kopulativ verbundnen, begründenden Nebensätzen. — Der

---

*) Hoffentlich verschont man uns endlich einmal mit dem Märchen von der Formvollendung der Grammatik der alten Sprachen. Die Gründe, um derentwillen der — wohlverstanden, mit der Grammatik der Muttersprache verbundene! — Unterricht in der Grammatik jeder fremden, insbesondre aber der alten Sprachen in wirklich höherem Maße bildet, gibt Deinhardt S. 218.

wahnsinnige Sterbliche begeht seine Sünden so kühn, blos weil er ihre mörderischen Folgen nicht ahnet, und weil die Verheerungen derselben sich seinem Blicke entziehen.

3. Verwandlung in einen zusammengesetzten Satz, bestehend aus Hauptsatz in der Frageform mit subjektivem Nebensatz, welchem sich ein bedingender Nebensatz anschließet. — Wäre es möglich, daß der Sterbliche seine Sünden so kühn beginge, wenn ihre mörderischen Folgen offen vor seinem Blicke da lägen?

Jeder ersieht leicht, daß noch sehr viele solcher Satzumwandlungen möglich sind, und gerade darin liegt die außerordentlich bildende Kraft dieser Uebungen, daß die Schüler genöthigt werden, eine möglichst große Zahl solcher Umwandlungen zu liefern. Denn hier müssen sie ihren ganzen Sprachvorrath durchrütteln und sichten, und in die feinsten Unterscheidungen der verschiedenen Wort- und Beziehungsformen eindringen. Der Lehrer wird die Satzform theils selbst bestimmen, theils frei geben, so jedoch, daß der Schüler dann selbst sie bezeichne. Namentlich die erste Uebung (Konzentration) ist von außerordentlicher Bildkraft.

b) Die Nachbildung.

Diese scheint mir nur Werth zu haben bei sehr einfachen Satzformen und lediglich zum Behuf lebendigerer Erkenntniß und Einübung eines grammatischen Verhältnisses. Ueber die sonst so empfohlnen Nachbildungen von Perioden brechen wir unbedingt den Stab. Ist eine Periode nur ein im Moment der Weihe gebornes Kunsterzeugniß, so wird sich dieses auf dem Wege schülerhaft mechanischer Nachahmung wahrlich nicht gewinnen lassen. Nur die freie Nachahmung ist hier von Bedeutung. Wo wenig Phantasie ist, muß der Lehrer für den Anfang wenigstens zu Hülfe kommen, und die Auffindung einer ähnlichen Metapher wird Gegenstand gemeinsamer Thätigkeit. Wir versuchen auch hier eine Probe. — Der Jüngling spielt oft so leichtsinnig mit der Lust; er ahnet nicht, wie sie mit unsichtbaren Garnen seine Seele umschlingt, jene enger und enger und plötzlich ganz zusammenzieht, um ihn in den Abgrund hinunter zu reißen; er gleicht dem Kinde, das lächelnd mit einem brennenden Faden spielt und Kreise beschreibt, bis ein Funke sein Gewand ergriffen, so daß die verzehrende Flamme es dem schmerzhaftesten Tode überliefert. Aehnlich: die zur Lauine anwachsende Schneeflocke.

V. Wortformen.

Nun gehen wir zur philologischen Betrachtung der einzelnen Wortformen über. Nach Bedürfniß und Neigung kann man diese äußerst interessante und anregende Behandlungsweise mehr oder weniger hervortreten lassen. Doch wird der Lehrer sich hüten, sich nicht im Detail zu verlieren. Das Ganze und Allgemeine schimmre stets als Rahmen hinter den Einzelnheiten hervor. Auch hier will ich an einigen Beispielen das Verfahren deutlich machen.

1. Der, bestimmter Artikel, ist Pronominal, d. h. aus dem Personalpronom entstanden. Die Sprachforscher, welche den ganzen Wortvorrath von dem Verb, als der Wurzel, herleiten, halten das Personalpronom für die losgetrennte Flexionsendung des Verbs, welche dann ein eignes selbständiges Leben entwickelt habe. In Beziehung auf Wortbildung müssen die Pronomina ohne Zweifel als eine ganz eigenthümliche Familie betrachtet werden.

Sie nehmen an dem organischen Bildungsvorgang der Nomina (mit zwei Ausnahmen) keinen Theil. Großentheils durch die Verstärkung des An- oder Auslauts entstehen die Pronominalia. Er, sie, es, goth. is, si, ita, ist die Mutter vieler Pronominalia geworden: er durch Verstärkung des Anlauts der, wer, durch Veränderung des Auslauts dort, da, dar, da, dannen, dann, denn, wie, wo, wannen, war; goth. is ita wird zum Demonstrativ sa thata, davon unser Adverbialdemonstrativ so, das früher auch als Relativ gebraucht wurde: „so du weichest, jubelt der Feind. Alle, so da waren" ꝛc. Der Artikel dient zur Unterscheidung der bestimmten oder unbestimmten Individualität. Daher kommt er vorzugsweise den Gemeinnamen zu; nicht dem Stoffnamen, häufig auch nicht dem Abstraktum, endlich dem Eigennamen nicht, weil dieser seiner nicht bedarf. Stoff- und Eigennamen nehmen aber den Artikel an, wenn sie als Gemeinnamen gebraucht werden, z. B. ein Wasser, ein Bourbon. Auch steht der Artikel bei Eigennamen, um das abweichende Geschlecht zu bezeichnen, z. B. die Schweiz, die Türkei. Der Gemeinname, als Abstraktum gebraucht, verliert den Artikel, z. B. David wurde König.

2. Sterbliche, zum Substantiv erhobene adjektivische Sprosse, ist gebildet durch die Nachsylbe lich. Sterben, ein Verb der starken Konjugation, ist Wurzelverb; es ist mundartische, durch Verstärkung des Anlauts gebildete Nebenform von darben, derben. Solcher Ueberfluß von Wortformen wurde von der Sprache benutzt, um verschiedene Nüancirungen des Wurzelbegriffs damit zu bezeichnen. So dumm und stumm, wanken und schwanken, lecken und schlecken, fliehen und fliegen, stechen und stecken, luo, lavo, fluo, pluo, fleo. Die Verstärkung des Anlauts ist häufig auch ganz bedeutungslos geblieben, wie agf. meltan, ndf. smelten, nhd. schmelzen, nodus Knoten, μικρός σμικρός, Jeman—d, sal—d. Auch das Augment ge ist eine solche, ursprünglich bedeutungslose Verstärkung des Anlauts, ursprünglich hervorgegangen aus dem verstärkenden Guttural h (spiritus asper) z. B. hreowlic greulich, hreinan greinen, hlosan und gilosan, hneaw genau, hnie Knie, natus und gnatus, λεύσσω, γλαύσσω.

Die Nachsylbe lich muß als organische Wortbildungssylbe angesehen werden, nicht als Verkürzung des Wortes gleich, engl. like. Dies beweist: 1. lich veranlaßt den Umlaut (klüglich, gröblich), die Zusammensetzung nie; 2. lich hat in seiner Grundform gar nicht die Bedeutung von gleich, ähnlich (treulich, reichlich); 3. findet sich im Englischen statt des adverbialen lich immer ly, kindly, statt gleich immer like, ladylyke; 4. die Schweizermundart sagt kindli, während gleich stets wie gliech gehört wird. Ursprünglich trat wol diese Endung nur an Stämmen hervor (treulich, künstlich, glücklich) und war eine Form des Adverbs, die Art und Weise bezeichnend; Luther sagt noch beharrlich: er redet klüglich, seine Rechte hilft gewaltiglich. Da unsere neuhochdeutsche Sprache diese charakteristische Adverbialform (mit der auf o, scono) fast überall abzuwerfen gestrebt hat, so findet sie sich nur noch in einigen Formen: freilich, kürzlich, schwerlich, ernstlich, wahrlich ꝛc. — Neuerer Bildung sind die von Verbis abgeleiteten, wie glaublich, thunlich, bemerklich, wo die Endung =bar die Möglichkeit anzeigt.

3. nicht, zusammengezogen aus ni-wiht; wiht = ein Ding, Etwas, et und aut mundartisch; mit dem Begriff des Kleinen, Verächtlichen Wicht; niwiht = engl. nothing, ndſ. nich, od. nit, agſ. naut. Die Negation goth. ni, mhd. ne wurde als Präfix mit Verbis verbunden, wo häufig das e elidirt wurde, n'hatte, woraus wurde enhatte = hatte nicht, hat ſich im Nhd. leider gänzlich verloren. — Es iſt ein alter Zug und Trieb in der Sprache, die Verneinung durch Zuſätze, beſonders aber der Namen der unholden Weſen, die auch wol blos für die Verneinung ſtehen, zu heben, z. B. er kehret ſich den Teufel daran, mhd. nit en blat, nit en strô, en spriu.

Dieſe drei Worte können als Probe genügen. Haben die Schüler noch keine Grammatik in Händen, auf deren einzelne §§. der Lehrer bei den gegebenen Erläuterungen nur hinweiſen kann, ſo wird er ihnen kurze Notizen diktiren.

Ueberſichten der auf dieſe Weiſe behandelten Abſchnitte des Syſtems ſchließen ſich am Ende des Kurſes ergänzend an. Der grammatiſche Unterricht wird auf dieſe Weiſe niemals langweilig und abſtruſe; ja haben wir erſt einmal eine Schulgrammatik, welche in gleichem Maße philoſophiſcher, wie hiſtoriſcher Forſchung genügt, dann können die Schüler abwechſelnd von ſich aus einen ſolchen philologiſchen Kommentar entwerfen, und ſolche Interpretirübungen dürften in der höhern Bürgerſchule, freilich auf einer niedern Stufe, eine formale Bildungskraft entwickeln, wie nur immerhin in unſern philologiſchen Seminarien die Interpretationen altklaſſiſcher Autoren. Und das iſt in der That meine Meinung, daß die aus der höhern Bürgerſchule hervorgehenden modern Gebildeten von ihrer Mutterſprache eine gründlichere Kenntniß beſitzen ſollen und können, als die aus den Gymnaſien kommenden antik Gebildeten*) ſie von den alten Sprachen ſich zu erwerben vermögen. Man muß einen ſolchen Gang ſchon praktiſch verſucht haben, um zu ſehen, welche Luſt und Freude unſere Jugend einem ſo geleiteten Studium zuwendet.

VI. In einer letzten Abtheilung behandeln wir noch die Verhältniſſe des Wohlklangs und des Wohllauts des gegebenen Satzes. Beiden wird in unſerem Sprachunterricht noch gar nicht die Sorgfalt zugewandt, die ſie verdienen. Wohlklang beſteht in dem ebenmäßigen Wechſel der Betonung. Wohllaut in dem ebenmäßigen Wechſel der Sprachlaute.

Häufung ſtarktoniger Sylben erzeugt den Mißklang überſtrotzender Kraft; Häufung ſchwachtoniger den charakterloſer Schwäche. Häufung gleichartiger Laute erzeugt den Uebellaut, bei Konſonanten Härte, bei Vokalen Weiche. Gegen den Uebellaut der Härte, und gegen den Mißklang durch Häufung ſchwachtoniger Sylben wird in unſerer Sprache am häufigſten gefehlt. Die Rückſicht auf die Betonung iſt aber in unſerer Sprache um ſo wichtiger, als dieſe bei ihrem mehr nach dem logiſchen, als nach dem phonetiſchen Prinzip geſtalteten Bau in dem Accent (der anima vocis, Diomed.) ein treffliches Kriterium der Sprachrichtigkeit hat. Weil nämlich der Accent ſich in

*) Nur dieſe Namen ſcheinen mir richtig, den ſpezifiſchen Unterſchied der in dem Gymnaſium, und der in der höhern Bürgerſchule zu gewinnenden Bildung zu bezeichnen.

unſrer Sprache aufs genaueſte an den Begriff anſchließt, ſo hat ein guter, klarer Gedanke auch in der Regel einen guten Rhythmus, und ein ſchlechter Rhythmus läßt auf etwas Schiefes, Unrichtiges in dem Gedanken ſelbſt ſchließen. In dem Gefühl trug man dieſe Thatſache ſchon längſt; darum las man ſich, wenn man die Richtigkeit prüfen wollte, das Geſchriebene laut vor.

Daß wir aber endlich einmal jene ſchmachvolle Trägheit abſchütteln, der jede, ſelbſt durch die widrigſten provinziellen Mißtöne getrübte Ausſprache deutſcher Laute gleich gut war, während man im Franzöſiſchen und Engliſchen und nicht minder auch in den alten Sprachen auf Reinheit und Schönheit der Ausſprache ſieht. — ſo viel Nationalgefühl ſollte doch endlich einmal jeder auf Bildung Anſpruch machende Deutſche im Buſen tragen: wir haben ſchon länger als ein Jahrhundert die Sprache nicht mehr, die nur gut genug iſt, um mit Pferden geſprochen zu werden.

Ich habe nicht nöthig, meinen Leſern auch dieſen Abſchnitt praktiſch zu erläutern. Es genügt, darauf hinzuweiſen, wie der gegebene Satz ſowohl durch ebenmäßigen, dem Gedanken ſich anſchmiegenden Wechſel von ſtark- und ſchwachtonigen Sylben, von weichen und kräftigen Lauten ſich als eine der ſchönſten Sprachdarſtellungen charakteriſirt. Das Höchſte aber, was in dieſer Beziehung unſere Literatur aufzuweiſen haben möchte, dürfte die Periode Nr. 71 ſein. Ich wüßte nicht, welches Erzeugniß des Alterthums man neben dieſes Kunſtwerk zu ſtellen wagen dürfte.

Nun kann freilich nicht meine Meinung ſein, daß jeder Satz in dieſer ausführlichen Weiſe behandelt werden ſollte, wie der vorliegende. Der Lehrer wird vielmehr je nach Bedürfniß den einen oder den andern Geſichtspunkt mehr hervortreten laſſen. Hier handelte es ſich darum, an einem Beiſpiel zu zeigen, welch ein bisher nur zu ſehr überſehenes Bildungsmittel in der grammatiſchen Behandlung deutſcher Sprache liege, und wie namentlich der höhern Bürgerſchule hier eine Paläſtra ſich öffne mit Uebungen, daß ich wahrlich nicht wüßte, warum nicht auch ihre Zöglinge als Gymnaſiaſten im edelſten Sinne des Worts betrachtet werden dürften.

B. Der rhetoriſch-ſtyliſtiſche Unterricht.

Auf einer höhern Stufe tritt das grammatiſche Element mehr zurück, damit das wichtigere Ziel alles Sprachunterrichts, Sprachkunſt, nachdrücklicher verfolgt werden könne: der Unterricht wird vorzugsweiſe rhetoriſch-ſtyliſtiſch; ihm dienen hauptſächlich die größern Abſchnitte.

Noch immer begegnet man Klagen von Seiten der Schüler, wie ihnen die deutſchen Aufſätze zu ſchwer, zu langweilig, kurz verleidet ſeien, von Seite der Lehrer, wie es ihnen Mühe mache, paſſende Themate aufzufinden, den nöthigen Stoff den Schülern zu geben, ſo daß dabei doch ihre eigene produktive Kraft wohlthätig angeregt und beſchäftigt werde. Den Grund dieſer Erſcheinung deckt Deinhardt auf in ſeinen vortrefflichen Bemerkungen S. 165—170. Nur zwei derſelben will ich hier anführen. „Auf Gymnaſien dürfen keine Themata gegeben werden, bei welchen der Schüler aus ſich ſelbſt ſchöpfen und entwickeln ſoll. Es entſtehen dann, wenn es geſchieht, jene ungeordneten, kraft- und ſaftloſen Schwätzereien, die eher tödten als beleben, die

den Schüler, da ihm das Unmögliche zugemuthet wird, niederdrücken und unruhig und unfrei machen, statt ihn zu befreien. — Das Verfertigen der Aufsätze muß eine künstlerische Thätigkeit sein, noch keine philosophische. Die Thätigkeit des Künstlers besteht darin, eine Idee in einen empirisch gegebenen Stoff so zu verarbeiten, daß die letztere von der erstern durchdrungen und geistig belebt erscheint. In einer ähnlichen Thätigkeit befindet sich der Gymnasiast, indem er seine freien Arbeiten anfertigt. Der Lehrer weist ihm einen größern Stoff an, und gibt dazu einen geistigen Gesichtspunkt, unter welchem er den Stoff betrachten, eine Idee, die er demselben einarbeiten soll."

Ganz das ist meine Meinung. Und diese Stoffsammlung, dieses Waffenarsenal zur Ausrüstung des in eigner Fahrt sich versuchenden, jugendlichen Geistes bietet mein Werk. Der Ballast eines breiten, historischen Materials ist bei Seite gelassen. Gedanken, Ideen, reiche, große Aussichten sind hier vor das Auge des jungen Wanderers gestellt, oft kurz und keck, um ihn zur weitern Durchdenkung des Gedankens aufzuregen. Hat schon der vorige Abschnitt gezeigt, wie jeder, auch der kleinste Satz sich wie von selbst zur Basis einer kleinen Abhandlung — ähnlich der alten Chrie — gestaltete; so will ich nun hier nachweisen, wie diese größern Abschnitte benutzt werden sollen sowohl zur Feststellung geeigneter Themata, als zur Auffindung des nöthigen Stoffes.

Nun bedarf es zur Anfertigung eines tüchtigen Aufsatzes für den Schüler eines Zwiefachen: 1. der Anschauung einer klassischen Form zur Nachahmung; 2. wahrer guter Gedanke, als Stoffes zur Verarbeitung. Beides bietet mein Werk.

1. Alle Formen stylistischer Darstellung finden hier ihre klassischen Repräsentanten. Briefe, Reden, Abhandlungen, Gespräche, Confessionen, Erzählungen, Schilderungen, Beschreibungen, Sentenzen — alle Arten des Styls, vom Lapidarstyl Luthers und Hamanns bis zur dialektischen Darstellung Schleiermachers, und zur überweichen, tiefen Sentimentalität Hardenbergs; alle Formen poetischer Rhetorik, von der einfachsten Metapher bis zur Allegorie, Fabel und Parabel, von der Synekdoche bis zur Anapher und Antithese*) sind hier in großem Reichthum geboten. An den konkreten Beispielen lasse der Lehrer die charakteristischen Merkmale auffinden, und mit frischer, jugendlicher Kraft wird der Geist sie sich vermählen, und sein inneres Leben in ihnen auf eine ungezwungene Weise zur Erscheinung bringen.

2. Der Reichthum des hier gebotenen Stoffes ist im wörtlichen Sinn unermeßlich. Das ganze Leben mit seinen Fragen und Verhrißungen liegt ja hier vor dem Blicke ausgebreitet da. Nur Vertiefung in die Anschauung des Bildes wird gefordert, um zu neuen Ideen auf das fruchtbarste sich angeregt zu fühlen. An einigen Beispielen will ich zeigen, wie mein Werk für stylistische Aufgaben zu benutzen sei.

---

*) Mit Unrecht hat man durch den früher mit diesen rhetorischen Figuren getriebenen Mißbrauch sie einer völligen Nichtachtung anheim gegeben. Wenn es tadelnswerth ist, sie zur Nachahmung hinzustellen, oder durch bloße abstrakte Definitionen begreifen zu lassen: so ist es sehr bildend, in konkreten Anschauungen ihre poetische Wirkung nachzuweisen.

a) Briefform. Muster: 345. 396. 365. 866. 172. 592.

Aufgaben: Brief eines Jünglings, in welchem er seinem Vater den Entschluß, sich der Theologie zu widmen, mittheilt. Stoff: 452. 453. 885—901. 463—496. 509—514. 328—331. Eben so in Bezug auf die Rechtswissenschaft. Stoff: 452. 453. 917—924. 523—532. 543—556. Eben so in Bezug auf die Sprachwissenschaft: 452. 453. 809—867. In Bezug auf das Lehramt: 339—348. 332—338. Letzter Brief eines Jünglings, geschrieben vor Anbruch der Schlacht: 584—592. 708. 709. Mittheilung an eine Mutter von dem Tode ihres studirenden Sohnes.

b) Gesprächsform. Muster: 338. 453.

Aufgaben: Die Industrie, ihr Segen und ihr Fluch. Stoff: 928—930. Kirche und Staat, ihr Verhältniß zu einander. 463—480. 516—556. Lektüre der Bibel, warum sie von Manchen verschmäht werde? 497—508. 122. 124. 132. 137—140. 141—144. 167—178. 215—222. 247. Werth der nationellen und der antiken Bildung. 518. 516—522. 651—658. 729. 805—808. 827—834. 836—854. 858—868. 884.

c) Schilderungen und Beschreibungen.

α) vorwiegend poetisch. Muster: 513. 763. 765—768. 68—120 zum größern Theil.

Aufgaben: Der Sonntag, Schilderung zweier Tage, der erste gefeiert im Sinne weltlicher Vergnügungssucht, der zweite im christlichen Geiste. 451—515. 317. 318. 319. 328—331. Schilderung einzelner Stücke aus einer Gemäldegallerie: 765—777. Das Reiseabenteuer: 99—104. 111. 85. 120. Der Sonnenaufgang: 82. 84. Des Sommers Freuden: 68—72.

β) vorwiegend didaktisch. Muster: 96. 241—243. 487. 491—493. 509. 781. 916. 924. 934.

Aufgaben. Des Schülers Geburtsort. Ein demselben bekanntes, historisch merkwürdiges Thal. Ein Gebirge historisch und geographisch. Eine historisch merkwürdige Person nach einem Bilde, im Augenblicke einer entscheidenden Begebenheit, etwa: Napoleon vor Moskau, oder auf dem Sterbebette, oder Alexander, sterbend vor seinem Heere, oder Luther, beim Einzuge in Worms. Der Jude, ein Charaktergemälde aus frühern Jahrhunderten, nach 424. (vergl. „Marie" von Tocqueville). Der Augendiener, eine schildernde Erzählung nach 423.

d) Erzählung

α) mehr äußerer Erlebnisse. Muster: 119. 120. 474. 353. 591. 492.

Aufgaben. Ein Märchen, selbst ersonnen, oder nach Erinnerungen aus der Kindheit: 650—655. Eine Konfirmation, der man auf einer Reise zufällig beigewohnt: 322—331. 345. 349—354. 509—514. Reisebericht kulturpolitischen Inhalts: α) über kirchliches Leben: 463—495; β) über wissenschaftliches Leben: 785—934; γ) über Kunstleben: 593—784; δ) über Industrie 581—583. 928—930.

β) Innerer Erlebnisse, Konfessionen. Muster: 253. 328—331. 367. 392. 472. 503. 513.

Aufgaben. In Form eines Tagebuchs, geführt auf einer Kunstreise: Schilderung des Eindrucks verschiedener Malerschulen: 769—774. Rückblicke auf die Kindheit: α) in religiöser, β) in moralisch pädagogischer, γ) in pädagogisch didaktischer Beziehung: 322—345. Warum ich ein Tagebuch führe? und wie?

e) Abhandlung. Muster: 212—214. 225. 499. 504. 578. 579. 683. 684. 722. 783. 822. 823. 835. 836.

Aufgaben: Kommentirung des schönen Worts Newtons: 926. und Humboldts: 925. Ueber den Werth des landwirthschaftlichen Berufs: 930. Nach-

Philosophie nicht in ein ihr ganz fremdes Gebiet übergreife, daß sie sich nicht anmaße, Religion sein, d. h. Religion verdrängen zu wollen. Betrachten wir den Hegel'schen Gott, jenes traurige, todte Gedankending, das in Bezug auf Lebenskraft von dem Wurme im Staube übertroffen wird; so bleibt uns doch wahrlich nichts übrig, als zu bekennen, die Philosophie ist in Bezug auf die Erkenntniß Gottes seit 2200 Jahren noch nicht um Einen Schritt weiter gerückt; ihr Ergebniß ist noch das gleiche, welches jener demüthige, naturkräftige Denker unter Erbittung immer weiterer drei Tage gegen König Hiero aussprach, daß, je mehr er über die Gottheit nachsinne, um so unbegreiflicher und unerforschlicher sie ihm erscheine. Meine Ansicht spreche ich am liebsten mit Schleiermacher's Wort aus, wo er sagt (Nr. 14. vgl. 881. 883. 884.), daß die Philosophie erst dann in ihre wahre Stellung eingetreten sei, wenn sie sich ganz hingebe in die Tiefe des Evangeliums, und lieber, als ohne dasselbe noch etwas für sich sein zu wollen, nur eine Mitverkündigerin dieses Lichts und Lebens werde.

Aber kann auch nichts dagegen eingewendet werden, wenn einer nach seiner Ueberzeugung sich seine Kampfgenossen wählt; so könnte doch wol ängstlich gefragt werden, ob in die Schule, in das Heiligthum jugendlicher, in reiner Unbefangenheit dem Lichte zustrebender Gemüther das Bewußtsein dieses Kampfes versetzt werden dürfe. Diese Frage kommt zu spät; denn schon seit geraumer Zeit ist in unsre Schule jener feindselige Gegensatz gedrungen. Auch in ihr hat schon die neue Philosophie ihren Thron aufgeschlagen, und keineswegs immer mit der verhehlten Tendenz ein neues Evangelium zu verkünden. Schon lange besteht in unsern Jünglingen ein feindseliger Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, Christenthum und Philosophie. So bedienen wir denn uns nur unsers heiligen Rechts; wir stehen zu dem Unsern; und wir sollten meinen, das Evangelium habe wol das Recht, noch in unsern Schulen gehört zu werden.

Aber neue Bedenklichkeiten sehe ich sich erheben. Andere kommen und sagen: „Nun, Feinde des Christenthums sind wir ja nicht; wir sind ja vielmehr selbst Christen und wollen Christenthum auch in der Schule. Nur können wir nicht billigen, daß du hier eine offenbar einseitige Auffassung des so viele Richtungen in sich hegenden Christenthums zur Grundlage gewählt hast. Weder der Rationalist, noch der Pietist werden sich mit deiner Auffassung einverstanden erklären können." Ich weiß das; aber das weiß ich auch, daß jene Meinung von solcher Vieldeutigkeit des Christenthums eine irrige, daß der Rationalismus eine nur noch schattenhaft hier und da auftauchende Scheingestalt des Christenthums ist, und daß der vor dem Lichte der Wissenschaft sich schreckhaft zurückziehende Pietismus auf das Urrecht des Christenthums, weltbeherrschende Macht zu sein verzichtet hat. Sowol wer die Waffen und Fortschritte der Wissenschaft fürchtet, wie jener Pietismus, als wer in Reue, Buße, Wiedergeburt und Bekehrung nur pietistische Begriffe sieht, von denen vor allen Dingen der, wie sie sagen, reine, unschuldige Sinn unserer Jugend ferne gehalten werden müsse, der hat das Wesen des Christenthums nur theilweise oder gar nicht erfaßt. Und nun frage ich, bei welchem Gottesgelehrten unserer Zeit findet sich die schärfste Dialektik der Wissenschaft mit der alle Lebenserscheinungen mit gleicher Innigkeit in sich aufnehmenden und verklären-

den Tiefe des Glaubens vereinigt, wie bei Schleiermacher? Wer nennt mir noch einen Zweiten? Und hat schon Schl. keine Schule gründen wollen, eine Gemeine hat er sich doch gegründet, der er das Organ geworden ist, durch das sie am wahrsten und tiefsten ihr inneres Leben ausgesprochen fühlt. Schweigen aber sollten doch endlich einmal jene Menschen, die, nachdem sie einige §§. seiner Glaubens- oder Sittenlehre, und etwas aus seinen Reden über die Religion oder den Monologen mit naschender Zunge gekostet, sogleich von ihrem philosophischen oder jungdeutschen Dreifuß herab ihr Urtheil fertig haben, und mit vornehmem Achselzucken auf ihn, wie auf einen schlauen Schleier-Macher, oder durch seine Stellung befangnen Kurzsichtigen, zur Höhe ihrer Wissenschaft nicht Emporgedrungnen, herabblicken. Sie wissen nicht, daß Schleiermacher's Glaube eben erlebt sein will, um verstanden zu werden, und daß derselbe nicht durch das leichte Spiel mit einigen logischen Kategorien aus dem Felde zu schlagen ist. Schleiermacher wird noch Ströme von Segen über ganze Geschlechter ausgießen, während jene dünkelhaften Tadler keine Seele mehr nennt oder kennt.

So habe ich mir denn die Aufgabe gestellt, das ganze Leben nach Kunst, Wissenschaft, Familie, Staat, Kirche, Gott und Natur im verklärenden Lichte des Evangeliums dem jugendlichen Gemüthe zur hingebenden Beschauung und Aneignung mittels des deutschen Sprachunterrichts darzubieten, und zwar — gleichsam eine Profanbibel — in vollendeten Darstellungen unsrer größten, vom Lichtstrahl des Evangeliums am tiefsten durchdrungnen Geister. Ich bringe eine Juwelenschnur voll blitzender Diamanten und edler Perlen; im reinsten Wasser strahlen sie alle, und schattiren auch manche in dunkleren Farben: ein unechter Stein ist kaum darunter, außer wo er zur Hebung des echten absichtlich gewählt worden *). Ein Lebensideal, nicht romanhaft ersonnen, nicht phantastisch ausgeschmückt, tritt hier dem Jüngling entgegen in edler Form, in erschütternder Wahrheit.

Welcher unsrer Schulen thäte nun aber ein solches Denkmal der edelsten Blüthe unserer Nationalität mehr Noth, als der den Brunnen des klassischen Alterthums ferne stehenden höheren Bürgerschule, die bisher noch immer vergebens ihre Wurzeln in einen nur mit gesunden Säften nährenden Boden zu senken gestrebt, die bald in der Dürre des mathematischen Begriffs zu versiechen, bald in der dumpfen Atmosphäre der Gemeinnützigkeit und Industrie zu ersticken drohte? Ich spreche es mit voller Ueberzeugung aus: hier ist ihr wahrstes Lebenselement gefunden: Christlichkeit, Nationalität, Wissenschaftlichkeit!

---

*) Ich verwahre mich alles Ernstes dagegen, daß nicht etwa von leichtfertigen Beurtheilern jeder hier gegebene Satz als meine Meinung angesehen werde. Genauere Betrachtung mit Berücksichtigung der im Anhang gegebenen Winke wird lehren, daß von mir manche Sätze gewählt wurden, weil in ihnen ein gefährlicher, weit verbreiteter Irrthum ausgesprochen war, andre, weil sie bei theilweiser Wahrheit, für den Schriftsteller, besonders charakteristisch waren (vgl. Jakobi, Börne), noch andre, um durch den Gegensatz die Wahrheit desto heller hervorzuheben. Daß auch einige, jedoch nur ganz wenige metrische Stellen hier ihren Platz gefunden, wird Niemand tadeln, der ihre Bedeutung erwägt.

Daß aber auch in die Lehrgegenstände des Gymnasiums ein Gegenstand dieser Richtung nur wohlthätig eintreten werde, sagt schon das Motto auf dem Titelblatt. Das Studium der antiken Welt muß unverkürzt bleiben, wenn die Gymnasien ihre große Aufgabe für das deutsche Volksleben sollen lösen können; aber die Jugend soll in jener Welt nicht fest gehalten werden. Sie muß ihr bloßer Durchgangspunkt zum modernen, durchs Christenthum verklärten Lebensbewußtsein werden. Hierüber läßt sich nichts mehr sagen, nach dem, was Deinhardt u. a. so unvergleichlich ausgesprochen haben. Man wird sich zwar noch sträuben von manchen Seiten her; aber es wird nichts helfen. Die Welt besiegende Macht des Evangeliums duldet auch hier auf die Dauer keinen Widerstand.

Ich darf es mir wol nicht erlassen, noch etwas spezieller über die Art der Behandlung in ästhetisch- und ethisch-literarischer Beziehung mich aussprechen.

I. Die ästhetische Bildung.

Zwiefaches soll in dieser Beziehung mein Buch leisten: a) unmittelbare Anschauung des Schönen an den hier gebotenen Sprachgebilden; b) mittelbare Erkenntniß durch die gegebenen Beurtheilungen von Kunstwerken. In Bezug auf den ersten Punkt bemerken wir Folgendes: Einheit ist Hauptmerkmal der Schönheit. Als schön kann folglich nur erkannt werden, was 1. sich leicht überschauen läßt. Also auch von diesem Gesichtspunkt aus macht sich die Forderung der Kürze geltend. 2. muß das Sprachgebilde aber auch ein wirkliches Ganze, eine Einheit darstellen. Daß in dieser Beziehung jene von den gewöhnlichen Chrestomathien gebotenen langgedehnten Fragmente aus historischen, naturgeschichtlichen Schriften, oder selbst Romanen eine wahre Verzweiflung bei Lehrern wie Schülern zu erwecken im Stande sind, ist weltbekannt. Ob nun gleich die von mir gebotenen einzelnen Sätze alle unter sich einen gewissen Zusammenhang darstellen, so ist doch jeder für sich wieder ein selbstständiges, abgeschlossenes, wo möglich künstlerisches Ganze.

Wenn nun der Lehrer den ästhetischen Sinn seiner Schüler durch die genaueste ästhetische Analyse zu wecken und zu befestigen verstanden hat, so hat er ihre Seele zugleich gestählt gegen alles Fade, Süßliche, Tändelnde und Gemeine. Noch mehr wird er diesen Zweck erreichen, wenn die gegebenen ästhetischen Charakteristiken zu wirklichen Anschauungen erhoben werden. Und Vieles läßt sich hierfür thun durch Privat- und gemeinsame Lektüre, durch Benutzung unsrer Kunstausstellungen, Musikfeste, und durch Reisen. Dem begeisterten Lehrer verwandelt sich unter seinen Händen Alles zur Lehre und zum anschaulichen Beispiele.

II. Von unendlich höherem Gewicht ist die, wir dürfen es uns nicht bergen, gerade in unserer Zeit nicht besonders glückende ethische Ausbildung unserer Zöglinge. Mag diese Erscheinung vor Allem in den nach höherer individueller Freiheit verlangenden Zeittendenzen ihren Grund haben, mag das Fachsystem hiezu mitwirken, oder eine falsche Stellung des Religionsunterrichts: die Sache ist vom Uebel, und heischt dringend Abhülfe. Ich wage es, die Hoffnung auszusprechen, es sollte möglich sein, mit dem hier gebotenen Unterrichtsgegenstand diesem großen Uebel Einhalt zu thun.

Vier Klippen scheinen mir der glücklichen Entwicklung unserer Jünglinge in unserer Zeit besonders Gefahr drohend.

1. Jene aus sehr unzeitiger Genialitätssucht hervorgegangenen Theorien von einer Emancipation des Fleisches, und alle sich daran anreihende zerrüttende Unsittlichkeit. Was soll hier helfen, wenn nicht das erschütternde Bild des Menschen- und Gottessohnes, das selbst einen Rousseau zur Anbetung hinriß? (Nr. 245.)

2. Der Unglaube und Indifferentismus in Bezug auf Religion und Kirche. Es ist wahrlich nicht ohne Schuld der Kirche geschehen, daß sie einer, um nicht zu sagen Verachtung, doch Nichtachtung von Seite der Gebildeten anheim fiel. Hier galt es also zu zeigen, daß eine solche Gestalt der Kirche ihrem innersten Wesen, ihrer hohen Bestimmung selbst widerspricht, daß die edelsten Geister und Völker in der echten kirchlichen Gemeinschaft eine Fülle göttlichen Segens gefunden haben; daß es nur von uns abhängt, die Kirche auch bei uns wieder zu dem zu machen, was sie in so herrlicher Gestalt unter andern in Schottland ist; daß ein Hauptgrund des tiefen Verfalls liege in der Verweltlichung ihrer Diener — und flammendes Feuer werfe hier der begeisterte Lehrer in die Herzen der künftigen Theologen —; ein nicht geringerer in der Verweltlichung der Kirche selbst, in ihrem Verhältniß zum Staate. Wie soll es denn besser werden in dieser Beziehung, wenn auch die Gebildeten nicht einmal klar erkennen gelernt haben, was Staat sei, was Kirche? Von den Gebildeten kann hier allein Abhülfe kommen, denn die große Menge fühlt am Ende wol, wenn es um Etwas schlecht steht; aber wie besser machen? — das muß ihr von Andern gezeigt werden. Zu unsern Gebildeten also kehre endlich wieder einmal Frömmigkeit zurück, als Grundkraft ihres ganzen Seins; die Schule helfe nach Kräften dieses Fundament legen: dann bleibt ihnen auch das Wesen der kirchlichen Gemeinschaft und ihrer nothwendigen Organisation kein Räthsel mehr; und erst dann, wenn diese Erkenntniß in weitern Kreisen wieder Gemeingut geworden, werden unsere Regierungen berechtigt sein, das bisher verwaltete Kirchenregiment nach der Forderung Luthers, Schleiermachers und aller tiefer blickenden Theologen in die Hand der Gemeine zurück zu geben.

3. Eine dritte Klippe liegt für unsere Jugend in den unreifen Ansichten und Tendenzen in Bezug auf das bürgerliche Leben. Man ist nach mancher herben Erfahrung zur Achtung historischer Verhältnisse zurückgekehrt; man will keine andere, als historische Fortentwickelung mehr, indem man einsehen gelernt hat, daß nur in ihr die Bürgschaft für das Ausbleiben von Rückschritten liege. Mit diesem Geiste belebe der Lehrer die hier gegebenen Aussprüche; und wahrlich manches Jünglingsherz bleibt dann bewahrt vor zerstörtem Lebensglück, und das Volksleben gewinnt an einsichtsvollen Gliedern und Bildnern.

4. Die vierte Klippe endlich droht von jener unnatürlichen Ueberschätzung der Kunst und Wissenschaft, welche in diesen den einzig rettenden Polarstern für das Lebensschiff des Einzelnen, wie der Nationen zu erblicken meint. Unsäglicher Jammer ist aus diesem Irrthum schon geflossen, und wird nicht schwinden, bis wieder das Evangelium die, Kunst und Wissenschaft und alle Lebensrichtungen verklärende, Lebenssonne geworden. Auf zwei Männer

ſuchte ich darum vorzugsweiſe die liebende Aufmerkſamkeit unſerer Jünglinge hinzulenken, als auf Muſterbilder und Grundtypen chriſtlich deutſchen Lebens — Fr. Schleiermacher und J. Grimm — damit ſie, im Anſchauen zweier Perſönlichkeiten, in welchen uns die großartigſte Wiſſenſchaftlichkeit im ſchönſten Verein mit Glaube und Demuth, mit Wahrhaftigkeit und Treue begegnet, zu einem, ſolcher Vorbilder würdigen, chriſtlich deutſchen Leben ſich auferbauen mögen.

III. Endlich noch bleibt uns ein Wort zu ſagen über den literariſchen Zweck unſrer Sammlung.

Unſere Literatur iſt eine Weltliteratur geworden, und durch tauſend neu in ſie mündende Bäche wird ihr Strom von Tag zu Tag größer, unüberſehlicher. Eine Orientirung iſt hier durchaus nothwendig, wenn nicht der Jüngling in dem niedern Geſtrüppe ſich verirren ſoll, ſo daß er den Hain majeſtätiſcher Eichen und ſäuſelnder Buchen nie findet. Hier zieht die Literatur aller Kulturvölker in einem überſichtlichen Gemälde vor ihm vorüber, mit gehöriger Sonderung von Haupt- und Nebengeſtalten, mit Hinweiſung auf das Große, ewig Schöne, ſo wie auf Verirrungen und Mängel. Dem Lehrer der Literatur werden die gegebenen Charakteriſtiken zur wohlthätigen Belebung ſeines Vortrags dienen, dem Schüler zur tiefern Einführung in den Geiſt der Schriftſteller, zur Leitung ſeiner Privatlektüre, zum Begleiter ins ſpätere Leben. Vollſtändigkeit konnte ich weder in dieſem, noch in den andern Gebieten erſtreben. Mein Buch hätte ins Ungeheure anſchwellen müſſen, wäre unbrauchbar geworden. Ob nicht vielmehr überhaupt auf unſern Lehranſtalten — in unpaſſender Nachahmung der Univerſität — zumal in allem empiriſchen Wiſſen zu viel auf vollſtändigſte Kenntniß jeder Einzelheit hingearbeitet werde; ob nicht Unluſt und geringere Fortſchritte, oft geiſtige Verdumpfung die Folge davon ſind; ob es nicht beſſer gethan ſei, einzelne, große Erſcheinungen vorzugsweiſe der vielſeitigſten Betrachtung und Aneignung zu unterſtellen: — dieſe Frage möchte ich im Vorbeigehen wenigſtens hier nicht unangeregt gelaſſen haben.

Von vorliegendem ethiſchen Standpunkt aus kann nur Eine Methode bei Behandlung der Sätze mit Erfolg angewandt werden; ſie aber wird für Lehrer wie Schüler einen köſtlichen Gewinn vermitteln. Es iſt die dialogiſch-erotematiſche. Der Lehrer muß die Gabe beſitzen, ſeinen Gegenſtand zu beleben, ihn durch eine zweite Geneſis zu reproduciren. Durch treffende Fragen muß er in immer tieferes Verſtändniß der Sache hineinzuführen wiſſen; der Schüler wird antworten und wieder fragen, und ſo ein wechſelſeitiges Gedankenrufen und Funkenwecken ſich erzeugen, daß die höchſte Luſt und Freude nach jeder ſolchen Gedankenſchlacht die jungen Kämpfer durchglüht. Eine ganz ausgezeichnete Bildkraft wird es beweiſen, wenn der Schüler angeleitet wird, ſelbſt ſolche Entwickelungen von den leichteren Sätzen in zuſammenhängender Rede zu geben.

Nun ſahen wir oben, wie, wenn Einſeitigkeit vermieden, wahre Bildung erzielt werden ſollte, eine jede Wahrheit zugleich in ihrem Verhältniß zu dem Ganzen erkannt werden müſſe; und dieſe ihre Stelle einer jeden anzuweiſen,

bleibt noch besondere Aufgabe des Lehrers. Wir geben ein Beispiel. Läse z. B. der Schüler für sich Nr. 182. „Nicht allein mit der Natur, mit dem Leben, mit ihm selbst ist der Mensch zerfallen; er wünscht, was er nicht soll, er thut, was er nicht will." Oder Nr. 168. „Glücklich, wer noch hoffen kann ꝛc." — so sind das eben im christlichen Lebensbewußtsein nur relative Wahrheiten, welche, wenn sie die absolute Wahrheit enthielten, dem edlen Jüngling allerdings keine andere Wahl ließen, als die 874 in Aussicht gestellte. Es sind aber Wahrheiten, die einem durch die Kraft der Erlösung überwundenen Lebensstadium angehören, und die ihr Gegenbild haben in 235—261 und 935—943. So hat der Lehrer jede einzelne Lebenserscheinung wieder auf ihren Mittelpunkt zurückzuführen, um den Schüler vor einem Sichverlieren in den Einzelnheiten zu bewahren. So wird jede neue Stunde nur ein Fortbau auf dem Einen, allumfassenden Grundstein, der zugleich auch der Schlußstein des Gebäudes sein wird. Sehr zu empfehlen ist, daß der Lehrer bei einer solchen Erläuterung eines Satzes immer zugleich Winke ertheile, welche auf die der besondern Betrachtung nicht unterstellten Sätze hinweisen, und sie erklären, damit der Schüler sich zum Privatstudium derselben angeregt fühle.

Aber, wird mir entgegnet werden, wie sollen so viele und umfassende Uebungen angestellt werden? Die Sätze sind größern Theils schwer, und bedürfen gründlicher Erläuterung. Woher nehmen wir die Zeit?

Die höhere Bürgerschule betreffend, so handelt sichs eben jetzt erst um ihre Organisation. Und habe ich erwiesen, daß kein Unterrichtsgegenstand für sie von der Wichtigkeit ist, wie der vorliegende, so wird jede einsichtsvolle Behörde mit freudigem Entgegenkommen diesem Gegenstande die ihm nöthige Stundenzahl zuweisen. In der That handelt es sich hier um ein Nationalkleinod, eine Lebensfrage der modernen Staatsentwicklung. Weiter eingehende Vorschläge kann ich hier nicht machen, weil diese Frage mich weiter führen müßte, nämlich auf eine vollständige Organisation des Lehrplans in der höheren Bürgerschule. Der Gegenstand aber erfordert allerdings noch seine weitere Besprechung.

In unseren Gymnasien ist allerdings schon mehr oder weniger fest umgränztes Feld. Ziemlich allgemein hat man erkannt, daß deutsche Stunden nöthig sind, daß eine so viel ist, wie keine, daß zwei das Minimum, und daß drei (wir reden hier nur von den oberen Klassen) in hohem Grade wünschenswerth sind. Nun ist mein Werk gar nicht für Ein Jahr berechnet, vielmehr für drei Jahre. In dem ersten (etwa dem 15. des Schülers) mag noch die Grammatik mehr vorherrschen *), in dem zweiten das Rhetorisch-Stylisti-

---

*) Um dem Lehrer hier Mühe zu ersparen, habe ich, von Freunden hierauf aufmerksam gemacht, die für die untern Klassen bestimmten leichteren Stellen vom 7. Bogen an mit Sternchen bezeichnet. Die in den vorausgehenden Bogen befindlichen mögen nachträglich hier ihre Stelle erhalten: Nr. 1. 2. 4. 6. 9. 10. 12. 15. 16. 19. 20. 21—36. 38—50. 52. 54. 57. 59. 61.

stische, in dem dritten das Aesthetisch-Literarische, während der ethische Gesichtspunkt durch alle drei Stadien gleichmäßig sich hinzieht. Daneben bleibt der Poesie*) noch ihr volles Recht.

So habe ich mich denn über die nächste und eigentlichste Bestimmung meines Werkes ausgesprochen, daß es auch nach andern Seiten hin der Schule wesentliche Dienste leisten müsse, ergibt sich leicht.

Zuerst muß es dem Religionslehrer von großem Werthe sein, seinen Unterricht durch diese v. s. v. Profanbibel beleben und stützen zu können. Seine Aufgabe besteht darin, das religiöse Bedürfniß zu befriedigen unter vermittelnder Beachtung der Forderungen des modernen Zeitgeistes. Man hat es nicht mit Unrecht bedenklich gefunden, was Tholuck vorschlägt, in Predigten Aussprüche unserer Profanliteratur als Beweisstellen aufzunehmen; bei dem Unterrichte der gebildeten Jugend möchte die Nachweisung einer solchen Uebereinstimmung der Heilslehre und der größten Genies unserer Nation bei jetziger Krise unserer geistigen Entwickelung unerläßlich sein. Und wie trefflich muß es dem Lehrer dienen, gerade aus dem Munde eines apotheosirten Heroen des natürlichen Weltbewußtseins — Göthes — die Fundamentalwahrheit des Evangeliums von der Unfähigkeit des natürlichen Menschen zum Frieden mit sich in spekulativer wie in praktischer Beziehung zu gelangen, so unumwunden und in so erschütternder Weise bestätigt zu hören! Und wahrlich, wen man nur erst zu dieser Erkenntniß zu erheben vermag, der ist nicht mehr fern von dem Reich Gottes.

Ob nicht auch der Unterricht in der Philosophie eine ersprießliche Stütze hier finde, will ich wenigstens zu bedenken geben. Das Studium der Philosophie gehört der Akademie an, dem Gymnasium nur eine Propädeutik derselben. Worin diese Propädeutik zu bestehen habe, ist noch Gegenstand des Streites. Grundbegriffe aus Logik und Psychologie gehören gewiß dazu. Ob aber nicht auch das hier vorliegende Material, in der bezeichneten Weise behandelt, eine höchst bildende, zum eignen Denken, von der Vorstellung zum Begriff, hinführende Propädeutik abgebe, zumal so lange noch wir keine der genetisch-heuristischen Methode dienenden propädeutischen Lehrmittel haben, will ich einsichtsvollem Ermessen zu entscheiden überlassen.

Endlich noch glaube ich in der That einem bisher kaum zu befriedigenden Bedürfniß auf unsern Gymnasien Abhülfe zu bringen. Es kommt nur zu oft vor, daß Jünglinge zur Universität übergehen, ohne zu dem klaren und festen Bewußtsein gelangt zu sein, welcher Beruf denn eigentlich ihrer Natur zusage. Daher denn die Erscheinung, daß einige erst nach Verlust von kostbarer Zeit, und nach bedeutender materieller Einbuße sich zurechtfinden und in die rechte

---

62—64. 67—82. 85. 86—110. 113—120. 124. 127. 131. 133. 134. 136. 138. 140. 145. 146. 148. 149. 151. 160. 162. 164—166. 169. 178. 180. 183. 185. 190. 192. 196. 197. 199. 200. 203. 204—208. 217. 224. 226—231. 234—246. 253. 254. 257. 258. 261—301. 303. 314. 315. 322. 327. 339.

*) Auch die deutsche Poesie gedenke ich von dem gleichen Standpunkt aus in unsere Schulen einzuführen.

Bahn einlenken; andere, und gewiß der größere Theil, sind durch äußere Verhältnisse gehemmt, eine neue Wahl zu treffen, und sie tragen ihr Leben hindurch das Bewußtsein mit sich, ihren Beruf verfehlt zu haben. Man hat darum manche Versuche gemacht, die Jünglinge vor dem entscheidenden Schritte mit dem Gegenstand ihrer Wahl näher bekannt zu machen. Man hat Hodegetiken geschrieben und ihnen Uebersichten aller Wissenschaften beigegeben. Das verbreitetste Büchlein dieser Art dürfte wol der „Prodicus" von Wiß sein. Es begegnen uns treffliche Winke und Bemerkungen fast auf jeder Seite. Aber etwas Unmöglicheres kann es wol nicht geben, als die Bedeutung der fast zahllosen Disziplinen dem Gymnasiasten nur einigermaßen deutlich zu machen. Solche Uebersichten können nur denen dienen, die das Ganze ihrer Wissenschaft schon inne haben. Dem Schüler erwecken sie Grauen und Muthlosigkeit. Begeisterung für ihren Beruf in der für ihn prädestinirten Natur zu wecken, vor Mißgriffen in der Wahl desselben zu bewahren — das wird, mit dem von mir gegebenen Führer in der Hand, dem rechten Lehrer nicht mehr unmöglich sein.

Endlich noch seien mir einige Worte gestattet über das Verhältniß, in welchem ich mein Werk zu dem Familienkreise erblicke. Wie es mein lebhafter Wunsch ist, daß dem Jüngling dies Buch lieb werde, so daß er auch noch nach der Schulzeit sich der Aneignung des reichen Inhalts zuwende: so glaube ich manchem Familienkreis einen dankenswerthen Dienst mit diesem Werk geleistet zu haben. Wer hat es nicht empfunden, wie es verderblich wirkt, wenn die erwachsenen Glieder einer Familie nicht ein gemeinsames, geistiges Band umschließt? wenn die Söhne mit ihrem Eintritt in das Jünglingsalter, von der Emanzipationssucht unsrer Zeit ergriffen, ethisch wie wissenschaftlich sich losreißen von dem bisher sie beherrschenden Mittelpunkte, und ein eignes Leben zu führen begehren, so daß auch sehr einsichtige Väter oft Mühe haben, sich noch einigen wohlthätigen Einfluß auf die Leitung der geistigen Entwicklung derselben zu bewahren? Wie groß wird aber nicht häufig die Entfremdung zwischen Brüdern und Schwestern, wenn bei der in kometenartiger Unregelmäßigkeit vor sich gehenden Entwicklung der Jüngling sich trennt von der in stiller Jungfräulichkeit sich erschließenden früheren Jugendvertrauten! Es ist kein Zweifel, ich berühre hier ein tieferes Leiden mancher Familie, ein nicht blos sporadisch vorkommendes Gebrechen vorzugsweise unsrer Zeit. Aber wir leiden nur, was wir gefehlt. Es ist der Segen des Christenthums aus unsrem Familienleben gewichen, und so ist es denn wahrlich nicht zu verwundern, daß auch hier Alles seinen natürlichen Schwerpunkt verloren hat, und ein centrifugales Abirren nun das Zusammengehörige aus einander reißt. Gottlob! daß die bessere Erkenntniß zurückkehrt, daß auch im Familienleben das Christenthum wieder seine versöhnende, verklärende Macht übt. Irre ich nicht, so biete ich gebildeten Vätern und Müttern hier ein glückliches Förderungsmittel gerade in dieser Beziehung. Kann es wol einen lieblichern Anblick, ein segensreicheres Geschäft geben, als wenn, sei es auch nur an Einem Abend in der Woche, der Hausvater oder die gebildete Hausmutter sich mit den Ihren zusammen setzen, um, nicht in passivem Anhören einer Vorlesung, son-

ſtiſche, in dem dritten das Aeſthetiſch-Literariſche, während der ethiſche Geſichtspunkt durch alle drei Stadien gleichmäßig ſich hinzieht. Daneben bleibt der Poeſie*) noch ihr volles Recht.

So habe ich mich denn über die nächſte und eigentlichſte Beſtimmung meines Werkes ausgeſprochen, daß es auch nach andern Seiten hin der Schule weſentliche Dienſte leiſten müſſe, ergibt ſich leicht.

Zuerſt muß es dem Religionslehrer von großem Werthe ſein, ſeinen Unterricht durch dieſe v. s. v. Profanbibel beleben und ſtützen zu können. Seine Aufgabe beſteht darin, das religiöſe Bedürfniß zu befriedigen unter vermittelnder Beachtung der Forderungen des modernen Zeitgeiſtes. Man hat es nicht mit Unrecht bedenklich gefunden, was Tholuck vorſchlägt, in Predigten Ausſprüche unſerer Profanliteratur als Beweisſtellen aufzunehmen; bei dem Unterrichte der gebildeten Jugend möchte die Nachweiſung einer ſolchen Uebereinſtimmung der Heilslehre und der größten Genies unſerer Nation bei jetziger Kriſe unſerer geiſtigen Entwickelung unerläßlich ſein. Und wie trefflich muß es dem Lehrer dienen, gerade aus dem Munde eines apotheoſirten Heroen des natürlichen Weltbewußtſeins — Göthes — die Fundamentalwahrheit des Evangeliums von der Unfähigkeit des natürlichen Menſchen zum Frieden mit ſich in ſpekulativer wie in praktiſcher Beziehung zu gelangen, ſo unumwunden und in ſo erſchütternder Weiſe beſtätigt zu hören! Und wahrlich, wen man nur erſt zu dieſer Erkenntniß zu erheben vermag, der iſt nicht mehr fern von dem Reich Gottes.

Ob nicht auch der Unterricht in der Philoſophie eine erſprießliche Stütze hier finde, will ich wenigſtens zu bedenken geben. Das Studium der Philoſophie gehört der Akademie an, dem Gymnaſium nur eine Propädeutik derſelben. Worin dieſe Propädeutik zu beſtehen habe, iſt noch Gegenſtand des Streites. Grundbegriffe aus Logik und Pſychologie gehören gewiß dazu. Ob aber nicht auch das hier vorliegende Material, in der bezeichneten Weiſe behandelt, eine höchſt bildende, zum eignen Denken, von der Vorſtellung zum Begriff, hinführende Propädeutik abgebe, zumal ſo lange noch wir keine der genetiſch-heuriſtiſchen Methode dienenden propädeutiſchen Lehrmittel haben, will ich einſichtsvollem Ermeſſen zu entſcheiden überlaſſen.

Endlich noch glaube ich in der That einem bisher kaum zu befriedigenden Bedürfniß auf unſern Gymnaſien Abhülfe zu bringen. Es kommt nur zu oft vor, daß Jünglinge zur Univerſität übergehen, ohne zu dem klaren und feſten Bewußtſein gelangt zu ſein, welcher Beruf denn eigentlich ihrer Natur zuſage. Daher denn die Erſcheinung, daß einige erſt nach Verluſt von koſtbarer Zeit, und nach bedeutender materieller Einbuße ſich zurechtfinden und in die rechte

---

62—64. 67—82. 85. 86—110. 113—120. 124. 127. 131. 133. 134. 136. 138. 140. 145. 146. 148. 149. 151. 160. 162. 164—166. 169. 178. 180. 183. 185. 190. 192. 196. 197. 199. 200. 203. 204—208. 217. 224. 226—231. 234—246. 253. 254. 257. 258. 261—301. 303. 314. 315. 322. 327. 339.

*) Auch die deutſche Poeſie gedenke ich von dem gleichen Standpunkt aus in unſere Schulen einzuführen.

Deutsche Prosa.

Erſte Abtheilung.

Gott.

1. Die Sehnſucht.

1. Nach Dir haſt du uns geſchaffen, und unſer Herz iſt unruhig, bis es ruhet in Dir. Nach Auguſtin.

2. Paulus fand zu Athen einen Altar, „dem unbekannten Gotte" überſchrieben: jedes Menſchenherz iſt ein ſolcher Altar, und alle Weisheit ein Nachſinnen über das Weſen, dem unwiſſend Athen und die Welt Gottesdienſt thut. K. Haſe.

3. Der Glaube an einen Gott iſt dem Menſchen natürlich, wie ſeine aufgerichtete Stellung. Dieſen Glauben nicht zu haben, iſt ihm widernatürlich, wie ihm die niedergeworfene, bloß zum Suchen an der Erde hingebückte Stellung des angeſichtsloſen, nicht himmelanſchauenden Thieres widernatürlich iſt. Erſticken kann er dieſen Glauben; aber in der Ordnung iſt er da; und wo er ſich nicht findet, da iſt — Mißgeſtaltung des Erkenntnißvermögens. F. H. Jacobi.

4. Man findet Gott auch in der Natur, aber zuerſt in der Natur eines heiligen Herzens. Claudius.

5. Gott iſt ein unausſprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen. Scheffler.

6. Ich gehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch wol die Bäume wachſen laſſe; und dann ahnt mir ſo von ferne und leiſe etwas von einem Unſichtbaren, und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, ſo ehrerbietig und freudig ſchauert mich dabei. Claudius.

2. Naturvergötterung. Griechen. Germanen.

7. So lange der Menſch noch wie eine träumeriſche Pflanze in dem Boden wurzelte, vergötterte er, unklar über das letzte Bedürfniß ſeines Geiſtes, die Natur ſelbſt. Als der Morgen ſeine Träume lichtete, ward aus

der Sonne ein allsehender Helios, in Wetterwolken wohnte der freudig donnernde Zeus, und die Frühlingskraft selbst fühlte und lebte als allbelebende Isis, oder eine jungfräuliche Diana voll Mutterbrüste; Oreaden und Najaden wohnten und walteten in Hainen und Quellen, jeder Baum hatte seinen Schutzgeist, der Freud und Leid mit ihm theilte, selbst im öden Meere scherzten freundliche Okeaniden mit Tritonen und den dichterliebenden Delphinen. Als der Götterſohn im sterblichen Leibe erwachte, sprach ein göttlicher Seher: „Am Anfange schuf Gott Himmel und Erde!" bald fühlten und jubelten es Millionen ihm nach. Und ein anderer sprach: „Das Gras verdorret, die Blume verwelkt, aber das Wort unsers Gottes bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit." Im stillen, sanften Frühlingswehen ging der Herr an seinem Seher vorüber. K. Hase.

8. Die Religion der Griechen war Vergötterung der Naturkräfte und des irdischen Lebens; aber dieser Dienst, der bei andern Völkern die Phantasie mit scheußlichen Bildern verdüsterte und das Herz zur Grausamkeit abhärtete, gestaltete sich hier groß, würdig und milde. Der Aberglaube, sonst der Tyrann der menschlichen Anlagen, schien zu der freiesten Entwicklung die Hand bieten zu wollen: er hegte die Kunst, die ihn schmückte, und aus Götzen wurden Ideale. A. W. v. Schlegel.

9. Das lautere, rinnende, quellende und versiegende wasser, das leuchtende, erweckte und erlöschende feuer, die nicht den augen, aber dem ohr und gefühl vernehmbare luft, die nährende erde, aus welcher alles wächst und in welche alles gewachsene aufgelöst wird, erschienen dem menschlichen geschlecht von früher zeit an heilig und ehrwürdig; gebräuche, geschäfte und ereignisse des lebens empfangen erst durch sie ihre feierliche weihe; weil sie in unablässig reger thätigkeit und kraft auf die gesammte natur einwirken, widmet ihnen der kindliche mensch verehrung, ohne daß nothwendig ein besonderer gott dazwischen tritt. noch heute erweckt die herrlichkeit und macht dieser urstoffe unsere bewunderung; wie hätte sich das alterthum seines anstaunens und anbetens erwehren können? solch ein cultus ist einfacher, freier und würdiger als das dumpfe niederknieen vor bildern und götzen. J. Grimm.

10. Den über wolken und regen gebietenden, sich durch wetterstrahl und rollende donner ankündigenden gott, dessen keil durch die lüfte fährt und auf der erde einschlägt, bezeichnet die sprache des alterthums mit dem worte Donar selbst. J. Grimm.

11. Aus vergleichung der alten und unverschmähten jüngeren quellen habe ich in andern büchern darzuthun gestrebt, daß unsere voreltern, bis in das heidenthum hinauf, keine wilde, rauhe, regellose, sondern eine feine, geschmeidige, wohlgefüge sprache redeten, die sich schon in frühster zeit zur

poesie hergegeben hatte; daß sie nicht in verworrener, ungebändigter horde lebten, vielmehr eines althergebrachten sinnvollen rechts in freiem bunde, kräftig blühender sitte pflagen. mit denselben und keinen andern mitteln wollte ich jetzt auch zeigen, daß ihre herzen des glaubens an gott und götter voll waren, daß heitere und großartige, wenn gleich unvollkommne vorstellungen von höhern wesen, siegesfreude und todesverachtung ihr leben beseeligten und aufrichteten, daß ihrer natur und anlage fern stand jenes dumpfbrütende niederfallen vor götzen oder klötzen, das man, in ungereimtem ausdruck, fetischismus genannt hat. J. Grimm.

12. Die einfachsten handlungen, wodurch der mensch den göttern seine verehrung kund that, waren gebet und opfer. J. Grimm.

3. Der Verstand ein Gottesleugner; Ohnmacht der Philosophie.

13. Der Mensch, dem das Wesen des eignen Geistes ein Räthsel ist, wird vergeblich sinnen über das Geheimniß des göttlichen Geistes, und der nicht versteht, wie ein Baum aus der Erde wachsen mag, soll er wissen, wie die Welt aus Gott, und Gott aus dem Nichts, oder aus sich selbst hervorging! Viele haben deßhalb dafür geachtet, daß die Gottheit nur im unendlichen Gefühle angeschaut und andächtig verehrt, niemals ein Gegenstand der Wissenschaft werden solle, denn ein geborner Gottesleugner sei der Verstand, weil er ein Wesen leugnen müsse, das er nur in einer Zusammensetzung widersprechender Merkmale denken könne; auf jeden Fall aber setze die Vernunft sich selbst über Gott, wenn sie unternehme, das göttliche Wesen erst zu beweisen, und ihren Denkgesetzen zu unterwerfen. K. Hase.

14. Wie unstät und schwankend stellt uns auch die Philosophie das Bild des höchsten Wesens dar! wie unentschieden schwanket die Wage, ob sie es als das höchste Leben darstellen soll, oder nur als die todte Nothwendigkeit aller ewigen Ordnungen und Gesetze! Und indem sie so den Urgrund aller Dinge zu erkennen, und sich in die Tiefen des Seins zu verlieren strebt: wie wenig vermag sie das Gemüth des Menschen in den Zusammenhang mit dem ewigen Vater der Liebe hineinzuführen, es sei denn, daß sie sich ganz hingibt in die Tiefen des Evangeliums, und lieber, als ohne dieses noch etwas für sich sein zu wollen, nur eine Mitverkündigerin dieses Lichtes und Lebens wird. Schleiermacher.

4. Gott will erlebt sein — in Christo.

15. Führe ein göttliches Leben, betrachte das Leben des Göttlichgesinnten: dann wirst du Gott selbst und sein Dasein dir so beweisen, daß du gewiß nicht zweifeln kannst. K. Hase.

16. Der Chriſt ſieht Gott nur in und durch Chriſtum; er weiß von ihm durch die immer neue Glut der Liebe, durch das Ruhen am Vaterherzen nach der Heimkehr aus der Fremde, aus dem Darben und Hungerleiden einer Gott ſuchenden und Gott entbehrenden Seele. H. Karſten.

17. Der Menſch wird durch ein göttliches Leben Gottes inne; und es gibt einen Frieden Gottes, welcher höher iſt denn alle Vernunft: in ihm wohnt der Genuß und das Anſchauen einer unbegreiflichen Liebe. F. H. Jacobi.

18. Wenn wir die Liebe Gottes nach den verſchiedenen Weiſen ihrer Kundwerdung für das fromme Selbſtbewußtſein erwägen, ſo ergeben ſich daraus die Eigenſchaften Gottes. H. Karſten.

5. Gottes Kraft und Weſen enthüllt nur göttliche Offenbarung.

a. Der Schöpfer.

19. Am Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. Luthers Geneſis.

20. Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet, und die Erde iſt voll deiner Güte. Luthers Pſalmen.

21. Herr, Du biſt es allein, Du haſt gemacht den Himmel, und aller Himmel Himmel mit allem ihrem Heere, die Erde und alles was darauf iſt, die Meere, und alles was darinnen iſt. Du macheſt alles lebendig, und das himmliſche Heer betet Dich an. Luthers Pſalmen.

22. Herr, unſer Herrſcher, wie herrlich iſt Dein Name in allen Landen! Wenn ich ſchaue die Himmel, Deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die Du bereiteſt — was iſt der Menſch, daß Du ſein gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß Du Dich ſeiner ſo annimmſt! Luthers Pſalmen.

b. Das Vaterauge.

23. Welches Auge wacht über den Schickſalen der Menſchen?

24. Wer bereitet dem Raben die Speiſe, wenn ſeine Jungen zu Gott rufen, und fliegen irre, wenn ſie nicht zu eſſen haben? Luthers Hiob.

25. Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott. Ich ſtärke dich. Ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Luthers Jeſaias.

26. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird es wohl machen. Luthers Pſalmen.

27. Was betrübest du dich, meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichts Hülfe und mein Gott ist. Luthers Psalmen.

28. Ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn Du bist bei mir, Dein Stecken und Stab tröstet mich. Luthers Psalmen.

29. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde; wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du, mein Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil. Luthers Psalmen.

30. Der Herr ist nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernst anrufen. Luthers Psalmen.

31. Eine feste Burg ist unser Gott. Luther.

32. Wir fürchten uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer fielen. Luther.

33. Die Wahrheit ist sicher, läßt Gott walten, denn sie stehet auf Gott. Luther.

34. Der Mensch denkt, Gott lenkt.

35. Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Es ist umsonst, daß ihr frühe aufstehet, und nachher lange sitzet, und esset euer Brod mit Sorgen; denn seinen Freunden giebt er es schlafend. Luthers Psalmen.

36. Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lobt. Göthe.

c. Die Hand der Allmacht.

37. Wir wandeln täglich unter den erhabensten Wundern der göttlichen Allmacht, ohne über jene zu erstaunen und diese auf die Art, wie es sich gebührt, anzubeten. Die Erde, welche wir bewohnen, steht im Zusammenhange mit allen den unzähligen Weltbürgern, von denen unser Auge wohl nur den kleinsten Theil wahrnimmt; von einigen derselben wird sie besonders regiert, und alles, was sie uns gewährt, das kleinste wie das größte, hängt ab von dieser Verbindung. Wir kennen nun endlich die Gesetze derselben; auf Jahrhunderte hinaus berechnen wir vorher, wann Sonne und Mond jedem Punkt der Erde aufgehen und verschwinden, und wie in jeder Stunde der Nacht das prachtvolle Sternenheer erscheint. Aber wenn wir auch mit Recht jetzt nicht mehr vor jeder seltnen Erscheinung, als vor einem Vorzeichen des baldigen Umsturzes der Natur, erzittern: giebt uns diese Kennt-

niß ein Recht von Jahrhunderten und Jahrtausenden der Zukunft zu reden, als von einem sichern Eigenthum des menschlichen Geschlechtes? verstehen wir denn jene Gesetze? können wir sie aufrechthalten? können wir sie beugen, wenn gerade ihr fernster und größter Zusammenhang, an den unsere Wissenschaft nie hinreichen wird, die Zerstörung der Erde herbeiführt? Der die Himmel zusammen rollt wie ein Gewand, und Sonnen und Erden vor sich hinwirft wie Staub, der allein ist der Herr. Auch die Welten hat er nicht für die Ewigkeit gemacht, sich gleich; sondern sie kommen und vergehen; es gab für jede einzelne eine Zeit, wo sie noch nicht war, und es kommt eine, wo ihre Stätte nicht mehr gefunden wird. Wie fern auch der Tag der Zerstörung unserer Erde noch sein mag: er wird doch auf ihr Menschen finden, wie wir sind, eben wie wir beschäftigt, mit Aussichten und Hoffnungen auf eine lange Zukunft.

So wenig Gewalt uns verliehen ist über den Körper, den das ganze menschliche Geschlecht bewohnt, ebenso wenig Macht haben wir auch über das künstliche und zerbrechliche Gefäß, worin das Leben eines jeden Einzelnen aufbewahrt wird. Wir kennen endlich, es ist wahr, seine verschiedenen Theile und ihre Verrichtungen, wenigstens besser, als die, deren Leichname unsere Väter lernbegierig durchsuchten; aber können wir jedem gebieten, daß er seine Pflicht thue? kann unsere Kunst nachahmen, was in ihnen bereitet wird? Die Erfahrung so vieler Geschlechter hat uns mit manchen Mitteln bekannt gemacht, um Krankheit und Schmerz abzuwehren: aber wenn auch dem Tode dieß und jenes Thor gänzlich verschlossen wäre, hat er nicht unendlich viele der dunkeln und geheimen Zugänge, die bis auf den letzten Schritt unserm Auge verborgen bleiben? können wir unsere Haut dem Einfluß giftiger Berührungen verschließen? kennt irgend jemand den Augenblick, wo einer von den edelsten Theilen seines Körpers den Samen des Todes empfängt? verkündigt uns nicht das plötzliche Hinsterben sowohl, als die unerwartete Genesung täglich spottend genug, daß noch kein Sterblicher eingedrungen ist in die geheime Werkstätte des Lebens? Der Schwächling, den wir schon zum nächsten Raube des Todes gezeichnet hielten, der Unglückliche, dessen tägliches Geschäft seine Gesundheit untergraben zu müssen scheint, der Wüstling, der da handelt, als könne er nicht genug eilen, den letzten Tropfen aus der Quelle des Lebens zu vergießen, und die dennoch das fernste Ziel der irdischen Tage erreichen; der Starke, der den Schmerz noch nie erkannt hat, der Vorsichtige, der sein Leben bewahrt wie Glas, und die dennoch unvermuthet dahin sinken: diese alle rufen uns zu, daß menschliche Kraft nichts ist, und daß der Verborgene allein Macht hat über unsere Tage. Wenn unser Leben einem verlöschenden Funken gleich ist, facht er es an, daß es noch lange währt; wenn es am hellsten brennt, löscht er es aus wie ein Licht, und niemand weiß, von wannen der verzehrende

Odem gekommen ist. Darum gehe keiner hin, als ob er das Leben gekauft hätte, und keiner rede vom morgenden Tage, als ob er ihm angehöre.

Wie sehr wir auch uns selbst ein Geheimniß sind, wir dünken uns doch Herren der Erde, Erben alles Guten, was die Noth voriger Zeiten hervorgebracht hat, verbrüdert zur Genossenschaft wohlthätiger Entdeckungen mit allen gesitteten Völkern, noch näher verbrüdert unter einander zur thätigsten Hülfe als Mitglieder eines Volkes: so dient jetzt den Menschen vieles, was ihnen sonst hartnäckig widerstand, und manche Furcht ist verschwunden aus ihrem Gemüth. Die Erde läßt sich befruchten durch unsere Arbeit, die Flamme des Himmels gleitet unschädlich ab von unsern Wohnungen; seine Fluten ergießen sich nachgiebig in die Kanäle, die wir ihnen anweisen; das Meer ladet uns gastfreundlich ein, und selbst den höhern Gegenden der Luft fängt der Mensch an sich zu vertrauen: aber mit dem allem vermögen wir nicht die Begebenheiten eines einzigen Tages zu ordnen, oder das Gelingen eines einzigen Unternehmens zu sichern. Unsere Unwissenheit und die Abhängigkeit, in welche sie uns versetzt, ist noch ungleich größer, als unsere Einsicht und unsere Macht; und was wir auch beherrschen von den Kräften der Natur, das Uebermaß, mit welchem sie uns oft erdrücken, die Leichtigkeit, mit der sie bei den kleinsten Versehen wieder Herren über uns werden, zeigt uns, daß sie nur dem Allmächtigen, nicht uns folgsame Werkzeuge sind. Noch begräbt der Sturm den Schiffer in die Tiefe des Meeres; noch durchbricht das Wasser unsere schwachen Dämme, wenn der Herr ihm gebietet: „Weiter, weiter mit deiner verderblichen Flut"; noch lecken die gierigen Flammen die mühsam gewonnenen Vorräthe eines Jahres in wenigen Stunden auf. Ja noch müssen wir alle ausrufen: Herr! unser Leben, unsere Hoffnungen, unsere Werke sind nichts, wenn du nicht verschonst und hilfst! Schleiermacher.

d. Die Wege der Weisheit.

38. Der Rath des Herrn ist wunderbar, und er führet es herrlich hinaus. Luthers Jesaias.

39. Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, so spricht der Herr; sondern so viel der Himmel höher ist, denn die Erde, so sind auch meine Wege höher, denn eure Wege, und meine Gedanken, denn eure Gedanken. Luthers Jesaias.

40. Gib mir, mein Sohn, dein Herz; und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen. Luthers Psalmen.

e. Die Werke der Liebe.

41. Der dies Herz gemacht hat, sollte der nicht lieben? F. H. Jacobi.

42. Gott, deine Güte reicht so weit, so weit die Wolken reichen. Gellert.

43. Es war ein schöner Nachmittag. Großer Ereignisse bedarf man nicht, um Gottes Güte, seine Nähe recht zu empfinden. Das bloße Dasein ist ein Werk seiner Liebe, und Grashalm und Thauperle eine Offenbarung. Hätten wir die Liebe, die wir in unendlich reichem Maße genießen, uns auch nur zum kleinsten Theile zu eigen gemacht, der Himmel wäre auf Erden. M.

44. Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Luthers Psalmen.

45. Aller Augen warten auf dich, und du giebst ihnen ihre Speise zu rechter Zeit. Du thust deine Hand auf, und erfüllest alles, was da lebt, mit Wohlgefallen. Luthers Psalmen.

f. Gerechtigkeit und Erbarmung.

46. Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen. Schiller.

47. Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen. Siehe, in die Hände hab ich dich gezeichnet. Luthers Jesaias.

48. Da vor mir hängt ein Kreuzlein. — Es ist eine schöne Gewohnheit der Katholiken, solche immer mit sich zu tragen. Sollte unser Leben denn nicht ein Schauen nach dem Kreuze Christi, und der daran geoffenbarten Allbarmherzigkeit werden? M.

6. Der Segen des Gebets.

49. Sobald du ängstlich wirst, und traurige, bange Vorstellungen sich dir aufdrängen, so fange an recht herzlich zu beten. Novalis.

50. O blicke, wenn die Welt dir will den Sinn verwirren, zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren. Rückert.

51. Das Händefalten ist eine feine, äußerliche Zucht, und sieht so aus, als wenn sich einer auf Gnade und Ungnade ergibt, und das Gewehr streckt u. s. w. Aber das innerliche heimliche Hinhängen, Wellenschlagen, das Wünschen des Herzens, das ist nach meiner Meinung beim Gebet die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts vom Beten wissen wollen. Der müßte ja ein hölzerner Bube sein, der seinen Vater niemals etwas zu bitten hätte, und erst den halben Tag

deliberirte, ob er's zu der Extremität wolle kommen lassen, oder nicht. Wenn der Wunsch inwendig in dir dich nah' angeht, Andres, und warmer Complexion ist, so wird er nicht lange anfragen, er wird dich übermannen wie ein starker, bewaffneter Mann, wird sich kurz und gut mit einigen Lumpen von Worten behängen, und am Himmel anklopfen. Claudius.

52. Ist des Gebetes Frucht nicht dein? Gellert.

53. Wo der kindliche Friede als Lebensrichtung gewonnen ist, da kommen von selbst Augenblicke, wo sich die ganze Fülle desselben in eine Glut des Gefühls zusammendrängt; wo das ganze Bewußtsein im Leben Gottes aufgeht, und dies sind die Augenblicke des Gebets. Dasselbe hat also nicht darin seine Besonderheit, daß es Stimmungen enthielte, die dem übrigen Lebensverlaufe fremd wären; ebenso wenig entsteht es aus verständiger Absichtlichkeit, die seine Wiederkehr gesetzlich herbeinöthigt. So wie der Blume der Duft, so ist dem wiedergebornen Leben das Gebet natürlich, und gehört seinem Wesen an; und sein ganzes Dasein ist nichts anders, als der Wechsel des Gebets und der betenden Stimmung. Die Töne jener heiligen Augenblicke zittern nach in dem spätern Bewußtsein, bis sie sich wieder sammeln zur unendlichen Feier des Geistes; und dies ist die stetige Bewegung des Geistes, der aus Gott geboren ist. Das Gebet ist also zunächst nicht angeregt durch äußere Begegnisse, oder durch das Gefühl eigner Ohnmacht und Schwäche; sonst hätte Christus nicht beten können. Vielmehr ist es in seiner höchsten Wahrheit der Triumph über beides, und der Sieg des Geistes, der in Gott eingegangen ist. Aber für Alle, die das Bild des Erlösers tragen, klingt die Schranke und die Schwäche unsers Daseins mit an, und daher wird das Gebet bald Dank- bald Bittgebet, bald stille Feier der Liebe am Herzen des himmlischen Vaters; ja jedes Gebet ist alles dieses zusammen. H. Karsten.

54. Das „Vater Unser" ist ein für allemal das beste Gebet, denn du weißt, wer's gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann's so nachbeten, wie der's gemeint hat; wir krüppeln es nur von ferne, einer immer noch armseliger als der andere. Das schad't aber nicht, Andres, wenn wir's nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste thun, und der weiß, wie's sein soll. Wenn Du's verlangst, will ich Dir aufrichtig sagen, wie ich's mit dem „Vater Unser" mache. Ich denke aber, 's ist so nur sehr armselig gemacht, und ich möchte mich gerne eines bessern belehren lassen.

Sieh', wenn ich's beten will, so denk' ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Und dann stell' ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind dann in meinen Gedanken meine

Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl, und hat seine rechte Hand über's Meer und bis an's Ende der Welt ausgestreckt, und seine Linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und dann fang' ich an:

Vater Unser, der Du bist im Himmel,
Geheiliget werde Dein Name. M. Claudius.

Zweite Abtheilung.

Natur.

1. Gesichtspunkt.

55. Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles, gabst mir die herrliche Natur zum Königreich, Kraft sie zu fühlen, zu genießen. Nicht kaltstaunenden Besuch erlaubst du nur, vergönnest mir, in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines theuren Freunds zu schauen. Du führst die Reihen der Lebendigen vor mir vorbei, und lehrst mich, meine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen. Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt, die Riesenfichte stürzend Nachbaräste und Nachbarstämme quetschend niederstreift, und ihren Fall dumpfhohl der Hügel donnert; dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust geheime tiefe Wunder öffnen sich; und steigt vor meinem Blick der reine Mond besänftigend vorüber: schweben mir von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch der Vorwelt silberne Gestalten auf, und lindern der Betrachtung strenge Lust. Göthe.

56. Wie ein Gesicht schön wird dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

Wer Gott nicht sieht, für den hat die Natur kein Angesicht; dem ist sie ein vernunftloses, herz- und willenloses Unding; eine gestattende düstere Ungestalt; ein Wesenloses, das, aus Wesenlosem Gleichnisse ohne Urbild in's Unendliche — nur nach Gleichnissen bildet; eine gräßliche, von Ewigkeit zu Ewigkeit nur Sein und Schattenleben brütende Mutter Nacht.

Nichts erschreckt den Menschen so sehr, nichts verfinstert so sehr seinen Geist, als wenn ihm Gott aus der Natur verschwindet, wenn Gott sein Angesicht vor ihm verbirgt, wenn Absicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrschen scheinen, sondern nur blinde Nothwendigkeit, oder dummes Ungefähr. F. H. Jacobi.

57. Manche Leute hängen wol darum so an der Natur, weil sie als verzogene Kinder sich vor dem Vater fürchten, und zu der Mutter ihre Zuflucht nehmen. Novalis.

58. Es ist mir fast zuwider, davon zu reden, wie sie es treiben, wenn sie hinauseilen in die große, herrliche Welt, um sich da kleine Rührungen zu holen; wie sie in die zarten Zeichnungen und Tinten der Blumen hineinschauen, oder in das magische Farbenspiel eines glühenden Abendhimmels, und wie sie den Gesang der Vögel bewundern und eine schöne Gegend. Sie sind freilich ganz voll Bewunderung und Entzücken, und meinen, kein Instrument könne doch diese Töne hervorzaubern, und kein Pinsel diesen Schmelz und diese Zeichnung erreichen. Wollte man sich aber mit ihnen einlassen, und ganz in ihrem eigenen Sinne vernünfteln, so müßten sie selbst ihre Freude verdammen. Denn, was ist es doch, kann man sprechen, was ihr bewundert? Erzieht die Pflanze im dunkeln Keller, so könnt ihr, wenn es glückt, sie aller dieser Schönheiten berauben, ohne daß sie im mindesten ihre Natur ändert. Und denkt euch die Dünste über uns etwas anders gelagert, so werdet ihr statt jener Herrlichkeit nur einen grauen, unangenehmen Flor vor Augen haben, und die Begebenheit, die ihr eigentlich betrachtet, bleibt doch ganz dieselbe. Ja versucht es einmal, euch vorzustellen, daß doch dieselben mittäglichen Strahlen, deren Blendung ihr nicht ertragt, denen gegen Osten schon als die flimmernde Abendröthe erscheinen — und das müßt ihr doch bedenken, wenn ihr diese Dinge im Ganzen ansehen wollt — und wenn ihr dann noch offenbar nicht dieselbe Empfindung habt: so müßt ihr doch inne werden, daß ihr nur einem leeren Scheine nachgegangen seid. Das glauben sie dann nicht nur, sondern es ist auch wirklich wahr für sie, weil sie in einem Streit befangen sind zwischen dem Scheinen und dem Sein, und was in diesen fällt, kann freilich keine religiöse Erregung sein, und kein ächtes Gefühl hervorrufen. Ja, wenn sie Kinder wären, die wirklich, ohne etwas anders zu sinnen und zu wollen, ohne Vergleichung und Reflexion das Licht und den Glanz in sich aufnehmen, und sich so durch die Seele der Welt aufschließen lassen für die Welt, und dieß andächtig fühlen, und immer nur hierzu aufgeregt werden durch die einzelnen Gegenstände; oder wenn sie Weise wären, denen in lebendiger Anschauung aller Streit aufgelöset ist zwischen Schein und Sein, die eben deßhalb wie-

der kindlich können bewegt werden, und für die jene Vernünfteleien nichts wären, was sie stören könnte: dann wäre ihre Freude ein wahrhaftes und reines Gefühl, ein Moment lebendiger, froh sich kund gebender Berührung zwischen ihnen und der Welt. Und wenn ihr dieses Schönere versteht, so laßt euch sagen, daß auch dieß ein ursprüngliches und unentbehrliches Element der Religion ist. Aber nicht mir jenes leere, erkünstelte Wesen für Regung der Frömmigkeit ausgegeben, da es so lose aufliegt und nur eine dürftige Larve ist für ihre kalte, gefühllose Bildung oder Verbildung!

Schleiermacher.

59. Aber der göttliche Mensch, der in seinen Gleichnissen, so gern Naturbilder zu Trägern und Sinnbildern des sittlichen Lebens erwählte, der da wußte, daß die Lilien auf dem Felde, die Gott alleln kleidet und nährt, schöner seien als Salomo in all seiner Herrlichkeit, der seine Altäre auf der Berge Gipfel suchte, und am liebsten im Tempel der Nacht einsam war mit seinem Vater: der mußte ja ein Herz haben für die Stimmen der Natur, und oft in der einsamen Nacht im stillen, sanften Säuseln mochte der Herr an ihm vorübergehen, wie einst an seinem zürnenden Propheten, bis ihr Zürnen und ihr Lieben beide hinauf trug zur alten Heimat. K. Hase.

2. Der Schöpfung Krone.

60. Wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit? Warum sehet ihr ihn aber im Fernen mehr? Betrachtet hier die Biene: noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht als Meister und Geselle; schaut die Ameise da, sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln. Sie baut es in die Höhe und wölbt es zu. Aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt Alles auseinander. Sehet hin, es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturmes, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernsten Schrittes durchzog er die Wüste, dort herrscht er über alles Gethier, und nichts widersteht ihm — doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wonach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen; denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen Gesang. Göthe.

61. Man kann die Natur als einen geschlossenen Körper, als einen Baum ansehen, an welchem wir die Knospen sind. Novalis.

3. Die Thierwelt.

62. Die Sinne sind an den Thieren, was Blätter an den Pflanzen.
Novalis.

63. Die Vögelein singen so froh und dankbar ihr Morgenlied, daß wir Griesgram wohl zu ihnen in die Schule gehen könnten, um das Preisen ihres gütigen Schöpfers noch von ihnen zu lernen. M.

64. Sieh', keinen Tropfen Wasser schluckt das Huhn, ohn' einen Blick zum Himmel auf zu thun; und ohne vor anbetend sich zum Staube geneigt zu haben, pickt kein Korn die Taube. Was sie bewußtlos thun, thu' du's bewußt, daß du vor ihnen dich nicht schämen mußt. Pittmar.

4. Die Mutter Erde.

65. Wenn wir ein Feld sehen, wohl vorbereitet und beackert, und wir sehen entweder selbst, daß der Säemann den Samen hineinstreut, oder wir merken es seinem ganzen Zustand an, daß dies schon geschehen ist: müssen wir nicht alle sagen, wenn wir nur nicht so mit andern Dingen beschäftigt sind, daß wir daran vorüber gehen, ohne darauf zu achten, so ist es uns allemal ein rührender und heiliger Anblick, es weckt in uns eine heilige Scheu und achtungsvolle Theilnahme, wir sehen da die Geheimnisse der Schöpfung walten, wir gedenken des göttlichen Segens, der daraus hervor gehen wird, und jeder ernste und besonnene Mensch wird weit entfernt sein, dieses geheimnißvolle Werk stören, oder etwas zum Nachtheile desselben thun zu wollen. Fr. Schleiermacher.

Symbolik.

66. Ueber den Acker geht der Pflug, und zieht seine tiefen Furchen hindurch. Die Oberfläche und das tiefer Liegende werden mit einander vermischt, daß das Eine auf das Andere zu wirken vermag, und was auf die Oberfläche gelegt wird, eindringen kann in das Innere. Nach dem Pfluge geht die Egge darüber, um den störenden Zusammenhang, den jener noch übrig gelassen hat unter den einzelnen Theilen, auch noch hinwegzunehmen; und wenn dann so der Boden aufgelockert ist, dann streut der Säemann den Samen hinein. Streut er ihn dann auch nur auf die Oberfläche: jedes Thautröpfchen, welches darauf fällt, jede leise Bewegung der Luft bringt unter den einzelnen Erdtheilchen eine Bewegung hervor, durch welche das Samenkorn immer tiefer eindringt unter die Oberfläche und so dahin gelangt, wo es verborgen und ungestört jenen wohlthätigen Tod stirbt, durch welchen es nicht allein bleibt, sondern viele Frucht bringt. M. g. Fr., was gibt uns das für ein Bild von der Seele, die einem solchen Acker gleicht?
Fr. Schleiermacher.

67. Der Edelstein behält seinen Werth im Staube. Der Staub bleibt Staub auch in der Höhe. Herder.

5. Lenzes Pracht.

68. Der Frühling ist allenthalben ein liebliches Wunder, wo nur irgend Bäume knospen und blühen, und Blumen die Augen aus dem Grase richten. Tieck.

69. Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön; wenn der Dornstrauch blüht, und die Erde mit Gras und Blumen pranget, und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab — 's ist, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe sein Kommen gefühlt, und stehe bescheiden am Wege in ihrem Feierkleide und frohlocke. Claudius.

70. Wenn die Rosen wieder blühen, weiß ich nicht, wie mir geschieht: Thränen rinnen von den Wangen; was ich thue, was ich lasse, nur ein unbestimmt Verlangen fühl' ich, das die Brust durchglüht. Göthe.

71. Wann das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen; wann ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wann ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mücken, näher an meinem Herzen fühle, und empfinde die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und und erhält; wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruh'n: dann sehne ich mich oft und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes; aber ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinung. Göthe.

72. Wann ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her quellen und keimen sah; wann ich jene Berge vom Fuß bis zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannigfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind vom Himmel herüberwiegte; wann ich dann die Vögel

um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten Strahl der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter, zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreiete, und das Schwirren und Weben um mich her auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwängt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere glühende heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich da Alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Göthe.

Symbolik.

Rose. Cyane. Veilchen. Feldlilie. Vergißmeinnicht. Eichbaum.

73. Knospen gleichen dem Gedanken, es gleichen die Blüthen dem Worte; aber die lebendige Frucht gleicht der kräftigen That.

74. Es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner, daß die liebliche Frucht schwellend im Herbste gedeiht. Göthe.

75. Ein Knabe stand neben einem Rosenstrauch voll blühender Rosen und Knospen. Mit geschäftiger Freude betrachtete er bald diese, bald jene Rose, dann ein Blüthenblatt, dann eine Knospe. Der Vater belauschte ihn von ferne. Er stand in der schattigen Laube, und mit inniger Liebe und eigener Empfindung hing sein Auge an dem Liebling seines Herzens. Ist es mir nicht, sagte er zu sich selbst, als ob aus diesem Rosenbusch eine göttliche Prophetenstimme zu mir redete, die in seinen Knospen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden zeiget? Oder was macht mir das Kind so wunderschön und theuer am blühenden Rosenstrauch? Krummacher.

76. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühn, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel empor schwebt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn des Feldes erinnern, daß es noch etwas anderes gibt, als den Staub der Furche und die Aehre, die aus ihm empor wächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen nicht des Schönen vergesse, und auf dem niedern Boden nicht das Höhere verschmähe. Krummacher.

77. Gustav, der ältere, hatte sich das Veilchen erkoren. Sehet, sprach er, es blühet und duftet in bescheidener Stille zwischen Halmen und Gräsern, und sein Wirken ist so verborgen, wie das leise Kommen und Sehnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und geliebt, und in schönen Liedern besungen, und jeder trägt ein Sträuslein, wenn er vom

Felde kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgeborne Kind des Lenzes und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum hab' ich es mir zu meinem Blümchen erkoren. Krummacher.

78. Da trat Hermann hervor mit seinem Blumenstrauß. Es war die zarte Feldlilie, die unter den kühlen Schatten des Wäldchens wächset, und ihre Blüthenglocken, wie Perlen an einander gereihet und weiß wie Sonnenlicht, erhebet. Sehet, sprach er, dieses Blümchen hab' ich mir erwählt; denn es ist ein Bild der Unschuld und des reinen Herzens, auch verkündet es uns die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen und die Erde mit Blumen schmückt. — Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdigt, Zeugniß zu geben von der Vaterliebe dessen, in dem Alles lebet und webet? — Sehet, darum habe ich die kleine Lilie mir zu meinem Lieblingsblümchen erkoren! Krummacher.

79. Da kam auch Alwina, das fromme, liebliche Mädchen, mit ihrem gesammelten Blumenstrauß. Es war das blaue, zarte Vergißmeinnicht. Sehet, ihr lieben Knaben, sprach das holde Mädchen, diese Blümchen hab' ich an dem Bächlein gefunden. Nicht wahr, sie glänzen, wie ein helles Sternchen am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessen Rande sie wachsen, und das Bächlein fließet nun schöner und wie bekränzet dahin. Darum ist es auch das Blümchen der Liebe und Zärtlichkeit, und ich habe es mir zum Liebling erkoren, und gebe es euch beiden. So gab sie es den Brüdern mit einem Kuß, und die Brüder dankten mit einem Kuß. Und die Schutzengel der Kinder lächelten dem schönen Bunde der Unschuld. Krummacher.

80. „Der Freundschaft Seelenbund hat nichts im Himmel und auf Erden, das ihm gleiche!" riefen die Jünglinge. — Sie standen in dem vereinten Schatten zweier jungen Eichen. Sie sahen die schlanken und kräftigen Bäume an. „Welch ein herrliches Gewächs," sprachen sie. „Ihre Wurzeln schlingen sich fest in einander, ihre Häupter streben in gleicher Höhe zum Himmel empor. Beide, zum Himmel emporstrebende Eichen, widerstehn sie gemeinsam dem Sturm, und überwältigt er sie, — sie können nur gemeinsam fallen. Ist hier das Bild unserer Freundschaft?" fragten die Jünglinge. Und statt der Antwort umarmten sie sich im Schatten der männlichen Eichen. Krummacher.

81. Da antwortete Polykarpus lächelnd und sprach: Mein lieber Sohn, das himmlische Reich der Wahrheit ist gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde und ging davon. Und der Keim sproßte und ging auf unter dem Unkraut und den Dornen, und erhob sein Haupt über sie und die Dornen erstarben von selber. Denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte sie.

Der Baum aber wuchs und die Winde brauseten um ihn her und erschütterten ihn sehr. Desto tiefer schlugen die Wurzeln in die Erde, und umfaßten die Felsen des Erdreichs in der Tiefe, und seine Zweige erhoben sich gen Himmel. Also befestigten ihn die Stürme. — Und als er nun höher ward, und seine Schatten sich weithin verbreiteten, da wuchsen die Dornen und das Unkraut wieder empor unter ihm. Aber er achtete ihrer nicht in seiner Höhe, und stand da in stiller, ruhiger Gestalt, ein Baum Gottes.

Krummacher.

6. Des Himmels Angesicht.

82. Die Sonne warf eben ihre letzten Strahlen auf unser Ufer, als die fröhlichen Gefährten ausstiegen. Der Rückweg war also für mich ganz einsam. Die sonntägliche Stille in der ganzen Natur war nach dieses lauten Tages Mühseligkeiten wirkliche Wohlthat. Kein Lüftchen regte sich. Die wenigen Gondeln steuerten dem Lande zu, und bald schienen nur noch unsre Ruder den Spiegel des Sees zu stören. Mich wundert nicht mehr, was für wunderbare Geschichten von den die Seefahrer verführenden Wasserjungfrauen erzählt werden. Diese Tiefe hat wirklich etwas Lockendes, wenn man sich durch langes Hinabschauen mit ihren Dunkelheiten vertraut gemacht hat. Für mich gab es da unten gerade keine Sirenen; aber manche liebe Gestalt schwebte freundlich grüßend vorüber, oder eine störende Erscheinung erhielt von dem Ruder meines getreuen Schiffers einen kleinen Schlag zur Vergeltung.

Die letzten Tage hatten mich wieder in ungewöhnlich lebhafte Berührung mit den früheren Umgebungen gebracht. Briefe brachten auch die fernen Freunde gerade jetzt näher; und die letzten Stunden versetzten mich nun vollends in meine Kindheit und Jugend zurück. Die ermunternde Stimme B's störte mich aus trübem Sinnen auf. Er zeigte freudig auf das purpurne Meer vor uns, und ließ die Ruder einen Augenblick ruhen, um den glühenden Abendhimmel hinter dem dunkelblauen Gebirge zu bewundern. Reuig sah auch ich auf das herrliche Schauspiel. Mir war, als liege ein beßres Land vor uns offen. Einige leichte, graue Wölkchen, wahrscheinlich die Erdensorgen, zogen sich scheu vor dem Glanze zurück; doch auch sie erhielten noch scheidend einen goldnen Saum, und verschwanden dann ganz. M.

83. Was mich fesselte, war die größte Stille bei all dem Glanze, bei all dem Werden am weiten Himmel: unüberschauliche, unaufhörliche Verwandlungen; und doch kein sichtbarer Wechsel, keine Bewegung! — Welch ein Spazirgang! Der Himmel war so rein, die Luft so sanft, die ganze Erde wie ein lächelndes Angesicht voll Trost und Verheißung, Unschuld und Fülle des Herzens. Jacobi.

84. Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewundrung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt, oder im Ueberschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und bloß vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehliche Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort in blos zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern in's Unendliche geht, abnehmen läßt. Immanuel Kant.

7. Der stille Abend.

85. Am Fuße dieses Berges liegt äußerst anmuthig Giarnito, und einige Stunden vorher führt dich der Weg durch das reizende Thal, in welchem Weinberge und Wald auf das mannigfaltigste wechseln, und von allen Bergen große und kleine Wasserfälle klingend und wie musizirend niedertanzen; immer enger rücken die Felsen zusammen, je mehr du dich dem Orte näherst und endlich ziehen sich Weinlauben über dir hinweg von Berg zu Berg, und verdecken von Zeit zu Zeit den Anblick des Himmels. Es wurde Abend, ehe ich die Herberge erreichte; beim Sternenglanz, den mir die grünen Lauben oft verhüllten, tauschten näher und vertraulicher die Wasserfälle, die sich in mannigfachen Krümmungen Wege durch das frische Thal suchten; die Lichter des Orts waren bald nahe, bald fern, bald wieder verschwunden, und das Echo, das unsre Reden und den Hufschlag der Pferde

wiederholte, das Flüstern der Lauben, das Rauschen der Bäume, das Brausen und Tönen der Wasser, die wie in Freundschaft und Zorn abwechselnd näher und ferner schwatzten und zankten, vom Bellen wachsamer Hunde aus verschiedenen Richtungen unterbrochen, machten diesen Abend, indem noch die grünenden Borromäischen Inseln in meiner Phantasie schwammen, zu einem der wundervollsten meines Lebens, dessen Musik sich oft wachend und träumend in mir wiederholt. Tieck.

8. Die Feier der Nacht.

86. Es war eine stille Nacht herabgesunken, und hatte sich auf der kühlen Erde gelagert. Die Luft war abgekühlt: ein linder Thau hatte die Bäume und Gesträuche erfrischt; kein Wind regte sich und das Meer lag still, und leise flüsterte die Woge, anmuthig am Ufer spielend. Die Sterne glühten vom dunkeln Himmel, und das erste Viertel stand hinter dem grauen Gebirge Cintra. Einsam wanderte Luis Camoens am Ufer hin und her; er sah nach der Stadt hin, in der von Palästen und den großen Häusern die Lichter herüberglänzten und im Wiederschein des Meeres sich spiegelten. Feuerwürmer flogen in lichten Wolken auf und die tausend leuchtenden Tropfen regneten spielend in die grünen Gebüsche hinein. Ein Fisch sprang von Zeit zu Zeit im Wasser empor und unterbrach die feierliche Stille. Auch kam wohl von ferne ein Klang langsam vertönend vom Meere herüber. Luis sah heiter umher und der Duft vom Meer, die erfrischende Luft, die Lichter, die zitternden, der Glanz der festen Sterne, das Echo des Windes, das sich lispelnd in den Baumblättern meldete, erhob seinen Geist, und führte die verlebten Jahre seinem Gedächtniß wieder vor. Gern wandelte er so wie jetzt in den Sommernächten umher; das Lager und enge Zimmer ängstigte ihn: das Gespräch seines Geistes mit der Natur tröstete und erhob ihn über die Drangsale des Lebens. Tieck.

87. Eine helle Nacht ohne Gleichen! Die Sterne allein erhellten schon die Erde, und die Milchstraße war silbern. Eine einzige, mit Weinblüthen durchflochtene, Allee führte der Prachtstadt zu. Ueberall hörte man Menschen: bald nahes Reden, bald fernes Singen. Aus schwarzen Kastanienwäldern auf mondhellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Singend rollte auf einem dünnen, leichten Wagen mit zwei Rädern ein Fuhrmann, auf der Deichsel stehend, lustig vorüber; Weiber trugen in der Kühle schon große Körbe voll Blumen nach der Stadt; in den Fernen neben uns dufteten ganze Paradiese aus Blumenkelchen; und das Herz und die Brust sogen zugleich den Lebenstrank der süßen Luft; — der Mond war hell, wie eine Sonne, an dem hohen Himmel heraufgezogen, und der Horizont wurde

von Sternen vergoldet; und am ganzen, wolkenlosen Himmel stand die düstere Wolkensäule des Vesuv im Osten allein.

Tief in der Nacht nach zwei Uhr, rollten wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen; die Balkone warfen sich Gesänge zu; auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen, und die Horenglöckchen vermehrten den Tag, und der Mondschein schien zu wärmen. Nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen, gleichsam an seinem Mittagsschlafe. — Freund Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten und ging tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnenaufgang, aus dem Meer herüber, die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffaße.

Ich ging allein auf und ab: für mich gab's keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief; die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Grenzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirge von Palästen hinauf, bis wo das hohe Sant Elmo-Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwei Armen umfaßt die Erde das schöne Meer: auf ihrem rechten, auf dem Posilippo, trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen; und auf dem linken hielt sie Städte und umspannte seine Wogen und seine Schiffe und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphynx lag dunkel, das zackige Capri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt ruhte im Aether der Vulkan, und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen. Jean Paul.

Symbolik.

88. Die Sonne geht auf und unter, und die Sterne versinken und kommen wieder, und alle Sphären halten ihren Zirkeltanz; aber sie kommen nie wieder, wie sie verschwanden, und in den leuchtenden Quellen des Lebens selbst ist Fortbildung. Fichte.

89. Schön ist des Mondes mildere Klarheit unter der Sterne blitzendem Glanz. Schiller.

90. Wenn's zu dämmern anfängt, ist der Tag nicht ferne; deß tröst' ich mich, wenn ich was Schweres lerne. Rückert.

91. Ein andermal fragte Gamaliel den weisen Nathan und sprach: Meister, warum lehrest du uns in Gleichnissen?

Da antwortete Nathan und sprach: siehe, mein Sohn, als ich ein Mann ward, da vernahm ich das Wort des Herrn in meinem Herzen, daß ich ein Lehrer des Volks würde, und der Wahrheit Zeugniß gäbe, und der Geist

Gottes kam über mich. Da ließ ich meinen Bart wachsen, und kleidete mich in grob hären Tuch, und ging hinaus unter das Volk, und strafte sie mit harten gewaltigen Worten. Aber die Menschen flohen vor mir, und sie nahmen meine Worte nicht zu Herzen, einige aber deuteten sie auf Andere.

Da ergrimmte ich in meinem Geist, und floh hinaus in die Nacht auf das Gebirge Hermon, und sprach in meinem Herzen: wollen sie das Licht nicht, nun so mögen sie in Nacht und Dunkel wandeln und in der Finsterniß verderben! — So rief ich und wandelte zürnend in der finstern Nacht.

Siehe, da kam die Dämmerung, und die Morgenröthe stieg am Himmel empor, und der Thau des Morgens troff hernieder auf das Gebirge Hermon. Da entwich die Nacht und Hermon düftete. Denn der Schimmer des Morgenroths war sanft und lieblich, und die Nebelwolken um die Gipfel der Berge, und feuchteten das Erdreich. Die Menschen aber wandelten fröhlich und schauten zur Morgenröthe empor. Da stieg der Tag vom Himmel hernieder, und die Sonne kam aus den Armen des Morgenroths und bestrahlte die bethaueten Pflanzen.

Und ich stand und schauete, und es ward mir sonderlich im Herzen. Da erhob sich säuselnd der Morgenwind, und ich vernahm im Geiste die Stimme des Herrn, die redete zu mir und sprach: Nathan, so gibt der Himmel dem Sohn der Erde seine köstlichste und zarteste Gabe, das süße Licht. **Krummacher.**

92. Jeder Tag, der kommt, ist ein grüßender Bote des Himmels.

9. Länderphysiognomik.

Die Alpenwelt, die Pfalz, Südamerika, tropische Natur.

93. Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar von Piemont bis nach Istrien, ein großer halber Mond, wie eine himmelhohe, weiße Mauer, mit unersteigbaren Zinnen, drittehalb tausend Klafter hoch über dem Mittelmeer. Man weiß keinen Menschen, welcher den weißen Berg oder den Schreckhorn erstiegen hätte. Man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannten Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie hoch in den Wolken weit in die Länder der Menschen hinaus. Den Sonnenstrahlen trotzt ihre Eislast, sie vergolden sie nur; von dem Eise werden diese Gipfel wider die Lüfte geharnischt, welche im langen Lauf der Jahrhunderte die kahlen Höhen des Ural in Trümmer verwittert haben, und wenn in verschlossenen Gewölben der nie gesehene Stoff des Erdballs noch glüht, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Gletscher zu hoch. Nur schmilzt an der Erde Wasser unter demselben her-

vor, und rinnt in Thäler, wo es bald überfriert, und in Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründlichen Lasten Tagereisen weit gehärtet und aufgehäuft worden ist. In ihren Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur, und aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, höhlen Thäler, füllen Seen, und erquicken die Felder. Doch wer durchdringt mit menschlicher Kraft in eines Lebens Lauf die unerforschte Gruft, wo in ewiger Nacht oder bei dem Schimmer weltalter Flammen die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns den Untergang drohen?

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele, hinter einander liegende Reihen Berge; auf allen diesen haben die Gewässer getobet, bei fünfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidsgenossen, und achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß durch eine verborgene Ordnung von Ursachen und Wirkungen, Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, die Wasser aber mit all ihrer Macht in die alten Finsterniſſe hinuntergestürzt sind. Doch das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen zur Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich warf die Sonne die ersten Strahlen auf den Fuß dieses Gebirges; unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll von Seegewächsen, Muscheln, Fischen und faulenden Baumstämmen; im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Hierauf erfüllten hohe Bäume von ungeheuerem Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte, giftige Nebel, und (welches gewöhnlich ist in unbebautem Land) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte; aus ihnen sog das Gewürm sein Gift und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe; die Elemente kämpften um die unbeständigen Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in einer Felsenkluft, und außer dem Gebrülle der Auerochsen und dem Gebrumme großer Bären war viele hundert Jahre hindurch traurige Stille in dem leblosen Lande gegen Mitternacht. J. v. Müller.

94. Nicht wahr, hier in dieser grünen Einöde, unter diesen ewigen Schneeklippen dort oben, unten von Eis und Blumen zugleich umgeben, vergißt man die Menschen und ihren Verkehr so gänzlich, daß, wenn man gewaltsam zurückdenkt, einem das Getreibe in den großen Städten, die Gesellschaften und Sitten dort, das Wirrsal der Verleumdung und des Hochmuths, Alles, was die kleinsten Wesen dort belebt, ängstiget und begeistert, nur lächerlich, abgeschmackt und wahnsinnig vorkommt. Sind wir hier nicht gleichsam in einem Zauberbaum, als wenn die Schöpfung um uns her eben erst fertig geworden wäre? Tieck.

95. Ob ich gleich viele schöne Gegenden gesehen habe, so möchte ich doch die Empfindungen meiner Jugend in Wald und Wiesen, in den Bir-

kenwäldchen unſrer Gegend, ja in den finſtern Kieferwäldchen, wenn der Luftzug hin und her durch die tauſend Nadeln muſizirt, nicht aufopfern, wenn ich ſie mit den trunknen Gefühlen unbedingt austauſchen ſollte, die die Schweiz oder Italien in ihren großen Naturgemälden uns gönnen. Tieck.

Die Pfalz.

96. Heidelberg liegt am Ausgange eines nicht allzuweiten, von hohen, reich bewaldeten Bergen begrenzten Thales. Langgeſtreckt dehnt ſich die Stadt am Neckar hin, nach rückwärts an den hohen Kaiſerſtuhl gelehnt, an welchem mehrere ihrer Gaſſen empor klimmen, während ein anderer Theil bis in die freie Ebene heraustritt, welche unmittelbar am Fuße des hier zu beiden Seiten zurückweichenden Gebirges ſich ausbreitet. Das Schloß, auf einem Vorſprunge des Gebirgs in mäßiger Höhe gelagert, beherrſcht den größten Theil der Stadt vollkommen. Von der, nach der Flußſeite hinausführenden, breiten Terraſſe desſelben, ſowie von dem weſtlichen Theile der Anlagen, dem Eliſabethgarten, aus blickt man tief in die Straßen, auf die Plätze Heidelbergs hinab, den ganzen Lauf des Neckars entlang, mit ſeiner ſchönen Brücke, mit ſeinen Schiffen und Kähnen, und dem vielfach lebendigen Treiben an beiden Ufern. Nur die entfernteren Theile der Stadt drängen ſich in eine undeutliche Maſſe zuſammen, und die zunächſt, gerade unter dem Abhange des Schloßberges gelegenen, verbergen ſich hinter Felsvorſprüngen, welche auch eine Strecke des Fluſſes verdecken, der erſt weiter aufwärts wieder ſichtbar wird. Nach dieſer Seite hin ſchließt ſich das Thal mit ſchroffen Höhen, und entzieht ſich der Fernſicht durch eine raſche Biegung nach Süden; unweit davon öffnet ſich am jenſeitigen Ufer eine kleinere Thalſchlucht, aus welcher ein ſchmuckes Dörfchen hervordringt, das ſich behaglich unter Obſtpflanzungen und Weingeländen bis an den Neckar herab und an ihm hin abwärts zieht. Da, wo es aufhört, beginnen vereinzelte ſtädtiſche Wohnungen; blanke Landhäuſer, inmitten reicher Weingärten, folgen dem Laufe des Stroms und dem Zuge des Gebirgs, und wo dieſes, gegenüber dem Schloſſe, in einem hohen Gipfel, ähnlich dem diesſeitigen des Kaiſerſtuhls, endet, liegt an der äußerſten Spitze des Thals und zum Theil ſchon hinter dem heiligen Berge verſteckt, ein zweites, mehr fleckenartiges Oertchen, Neuenheim. Dorthin, um jene Ecke des Berges, wendet ſich die große und lebhafte Straße, vom Süden von der Schweiz und Frankreich kommend, der Bergſtraße zu. Von dieſer ſelbſt ſind nur die nächſten höchſten Spitzen bemerkbar; von ihrem Fuße aus, nach Weſten zu, dehnt ſich eine breite, reiche Ebene aus, die ſich weithin nach Süden fortſetzt. Dichtgedrängte Ortſchaften liegen inmitten üppiger Saatfelder, Weingelände und Obſtgärten; prächtige Nußbaumalleen faſſen die Landſtraßen ein, welche nach allen Richtungen, weithin ſichtbar, die Fläche durchſchneiden. Schranken-

los schweift der Blick über die blühenden Gefilde hin, von Mannheim, dem fernsten deutlichen Punkte nördlich, bis zu den Minarets im Schwetzinger Garten, welche südlich die Aussicht begrenzen, — über den Rhein, dessen gewaltige Wogenfläche hier und da hervorglitzert, nach Rheinbaiern hinüber, wo er endlich an den malerischen Formen der Haardtgebirge haften bleibt, die in tiefblauen Tönen sich von den grünen Vorbergen und der hellern Ebene abheben.

Während in diesem reichen Anschauen dem jugendlichen Gemüthe die Ahnung unendlicher Lebensfülle aufgeht, locken die stillern und geheimern Reize der Umgebung Heidelbergs zu sinnigen, empfindsamen Naturbetrachtungen. Die dunkeln Schattengänge des Schloßgartens laden zu einsamen Spazirgängen ein; überall in dem Gebirge zu beiden Seiten hin öffnen sich versteckte Schluchten und verschlungene Stege reizen zu weiterem Vordringen, und lassen immer anmuthigere Thal- und Waldpartien, immer neue Durchsichten, immer romantischere Ruheplätzchen entdecken. Wir verlassen an irgend einer Stelle den Fluß oder die Thalebene, wo das heitere, geschäftige Leben sich regt; wenig Schritte aufwärts und die vollkommenste Einsamkeit umfängt uns; statt der lachenden Felder und Weingärten, ernste, dichte Buchwaldungen, in denen wir stundenlang keiner Spur menschlicher Thätigkeit begegnen. Wir begraben uns in die Oede des Odenwaldes. Und dann plötzlich treten wir auf einen freieren Bergesgipfel, oder eine weitere Schlucht reißt sich vor uns auf, und da liegt wieder die ganze Pracht der Rheinebne vor uns; wir sehen in der Ferne das alte Worms und die Thürme von Speier, und den Trifels, wo König Richard gefangen saß, und davor die Trümmer des Hambacher Schlosses; und in diesem Einen Blicke geht ein ganzes, großes Stück der Geschichte an uns vorüber: das Nibelungenlied, und das alte heilige römische Reich mit seinen weltlichen und geistlichen Kurfürsten und Fürsten, und der Kaiser, und Luther auf dem Reichstage, und dann wieder die Kreuzzüge, und dann wieder die Zeiten, wo dort, von jenseits des Rheinstromes her, die wilden Schaaren Türennes kamen, wo französische Soldaten mit den Schädeln deutscher Könige im Dom zu Speier Ball spielten; und wiederum die jüngste Vergangenheit, wo auf jenem Hambacher Schlosse die deutsche und französische Tricolor über demselben Stamme flatterten. — Und diese Geschichte, die wir hier, in diesem Einen Anschauen erleben, ist noch nicht aus und todt; sie setzt sich in der lebendigsten Gegenwart fort; sie wickelt sich zu unsern Füßen da unten in den mannigfachsten Verschlingungen auf und ab. Ein Netz von Grenzen liegt vor uns; jeder Blick trifft auf ein anderes Landesgebiet, auf einen andern deutschen Volksstamm. Dort nach Süden hin dämmert das alte Schwabenland; hier nördlich scheiden sich die Hessen von den Pfälzern ab; da drüben, jenseits des Stromes, kämpft der rasche, fran-

zösische Sinn der Rheinländer gegen die strenge altbaierische Zucht, und trägt sich mit werthgehaltenen Traditionen und mit kecken Hoffnungen; weiterhinab können wir sogar in jenes Frankreich selbst hineinblicken, das seit Jahrhunderten so schicksalsschwer für uns gewesen ist. Diese Dampfschiffe, welche den Rhein bedecken und Reisende aller Nationen führen, sind bereit, uns hinauf bis an den Fuß der Alpen, uns hinab bis an's Meer zu tragen; und der rastlose Verkehr, der sich täglich an uns vorüber zwischen jenen Punkten hin und wieder bewegt, rückt dieselben uns nahe, und mitten in unsern Gesichtskreis herein. Hallische Jahrbücher.

Ein Tag unter dem Aequator.

97. Pará, den 16. August 1819. Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, und wie zum Triumphgesang zusammentönen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtschreiber der Natur sein. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stilleben der Natur und vermag ich auch nicht, es zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlten Wonneschauern.

Es ist drei Uhr Morgens, ich verlasse meine Hangmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Laden und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne und der Strom glänzt im Wiederscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Varanda, und betrachte meine trauten Freunde, Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herstehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagesschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Natur auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Paullinienhecken begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wandrer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dicht belaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten.

Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines, gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der im Osten aufsteht, bewegt sie langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Kuppeln der domartig gewölbten Caryocar-, und Bertholetia- und Symphoniastämme. Die Zweige, die Blätter regen sich, die Träumer wachen auf, und baden in der erfrischten Morgenluft; Käfer, Fliegen, Mücken summen, Vögel rufen, Affen klettern schreiend ins Dickicht zurück, und die hinterlistigen Marderarten schleichen sachte vom Geflügel, dem der prunkende Haushahn den Morgen ausruft. Immer heller wird's in der Luft; — der Tag bricht an; — eine unbeschreibliche Feier liegt über der Natur: die Erde erwartet ihren Bräutigam; und siehe! da ist er, wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand, jetzt steigt die Sonne empor, — in einem Nu ist sie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wellen, und wirft glühende Strahlen über die Erde hin. Die magische Dämmerung weicht, große Reflexe flüchten sich verfolgt von Dunkel zu Dunkel, und auf einmal steht rings um den entzückten Beschauer die Erde in frischem Thauglanz; festlich, jugendlich, heiter: die schönste Braut. Kein Wölkchen am Himmel, ungetrübt wölbt er sich über der Erde. Alles ist Leben; Thiere und Pflanzen im Genuß, im Kampf. Um sieben Uhr beginnt der Thau zu verschwinden, der Landwind läßt etwas nach, schon wird die zunehmende Wärme bemerklich. Die Sonne steigt schnell und senkrecht am klaren und durchsichtig blauen Himmel auf, in welchem alle Dünste gleichmäßig aufgelöst sind, bis sich späterhin, niedrig am westlichen Horizonte, kleine, weißflockige Wolken bilden; diese spitzen sich gegen das Tagesgestirn zu, und verlängern sich allmälig weithin am Firmamente. Um die neunte Stunde wird die Wiese ganz trocken, der Wald steht im Glanze seiner Lorbeerblätter; sie führen bald einen violetten, bald einen fahlgelben Schein in die Landschaft ein, der harmonisch den Hintergrund der hohen Waldung, den Strom und das Meer verbindet. Die Sonne sinkt, und tritt, umgeben vom buntesten Farbenschmelze, aus dem westlichen Thore des Firmaments; Ruhe und Liebe hat sie der Kreatur zurückgelassen; mit dem Dunkel des Abends wird Thier und Pflanze zu neuen Ahnungen fortgerissen, und trauliches Geflüster und Schwirren belebt die Schatten des Waldes; verjüngte Liebessehnsucht athmet in den wollustreichen Düften, die aus neu erschlossenen Blumen strömen; die Natur überläßt sich dem gewaltigen Zuge des Geschlechtes. Noch schwimmen einige Lichtblicke im Abglanz der untergegangenen Sonne um die Firsten: da steigt in stiller Kühle, ruhig, mild und geisterhaft, der silberweiße Mond über den dunkeln Wald hervor, und in neue, weichere Formen verschmelzen sich die Gestalten. Es kommt die Nacht; in Schlaf und Traum sinkt die Natur, und

der Aether, sich in ahnungsvoller Unermeßlichkeit über die Erde wölbend, von zahllosen Zeugen fernster Herrlichkeit erglänzend, strahlt Demut und Vertrauen in das Herz des Menschen: die göttlichste Gabe nach einem Tag des Schauens und des Genießens. K. P. Fr. von Martius.

Tropische Natur.

98. Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, deren Streit sich in kreißender Bewegung ausgleicht, so gewährt die Ebene einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, die mit ihren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Sand dampfartig durch die Luftdünne, vielleicht elektrisch-geladene Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrene Schiffer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrige Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße, staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht.

Auch verschwinden allmälig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächerpalme vor der Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier, unbeweglich, das Krokodil und die Boaschlange, tief vergraben in trockner Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In dichte Staubwölkchen gehüllt, und vom Hunger und brennendem Durste geängstiget, schweifen die Pferde und Rinder umher, diese dumpf aufbrüllend, jene mit langgestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen.

Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte, phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündigt der ferne Donner.

Kaum iſt die Oberfläche der Erde benetzt, ſo überzieht ſich die duftende Steppe mit Kyllingien, mit vielrispigem Paspalum und mannigfaltigen Gräſern. Vom Lichte gereizt entfalten krautartige Mimoſen die ſchlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgeſang der Vögel und die ſich öffnenden Blüthen der Waſſerpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun in frohem Genuß des Lebens. Im hochaufſchießenden Graſe verſteckt ſich der ſchöngefleckte Jaguar, und erhaſcht die vorüberziehenden Thiere im leichten Sprunge, katzenartig, wie der aſiatiſche Tiger.

Bisweilen ſieht man (ſo erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten ſich langſam und ſchollenweiſe erheben. Mit heftigem Getöſe, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geſchleudert. Wer des Anblicks kundig iſt, flieht die Erſcheinung; denn eine rieſenhafte Waſſerſchlange oder ein gepanzertes Krokodil ſteigen aus der Gruft hervor, durch den erſten Regenguß aus dem Scheintode erweckt.

Schwellen nun allmälig die Flüſſe, welche die Ebene ſüdlich begrenzen, der Aranca, der Apure und der Payara, ſo zwingt die Natur dieſelben Thiere, welche in der erſten Jahreshälfte auf dem waſſerleeren, ſtaubigen Boden vor Durſt verſchmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erſcheint nun wie ein unermeßliches Binnenwaſſer. Die Mutterpferde ziehen ſich mit den Füllen auf die höhern Bänke zurück, welche inſelförmig, über dem Seeſpiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt ſich der trockene Raum. Aus Mangel an Weide ſchwimmen die zuſammengedrängten Thiere ſtundenlang umher, und nähren ſich kärglich von der blühenden Grasriſpe, die ſich über dem braungefärbten, gährenden Waſſer erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodilen erhaſcht, mit dem zackigen Schwanze zerſchmettert, und verſchlungen. Nicht ſelten bemerkt man Pferde und Rinder, die, dem Rachen dieſer blutgierigen Eidechſen entſchlüpft, die Spur des ſpitzigen Zahnes am Schenkel tragen. — Alex. v. Humboldt.

10. Die Elemente und ihr Kampf.

a. Gewitter.

99. Der Eichwald brauſet, die Wolken ziehen. Schiller.

100. Aus der Wolke quillt der Segen, ſtrömt der Regen; aus der Wolke ohne Wahl zuckt der Strahl. Schiller.

101. Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir ſchon lange am Horizont leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterkühler ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfingen, und der Donner die Muſik überſtimmte. — Wir traten ans Fenſter. Es donnerte abſeitwärts,

und der herrliche Regen rieselte aufs Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand, auf ihre Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend; sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige, und sagte — Klopstock! Göthe.

102. Ein Sturm brach herein, und große Wolken zogen brausend über dem Walde hin, der Donner rollte und Blitze stürzten in die hohen Eichen; von einem ungestümen Schrecken wurden alle angefaßt, und einzeln in den Gebüschen und auf den Fluren verstreut. Tieck.

103. Plötzlich donnerte es einmal durch den blauen Himmel über das Meer hin. Da war ein Gott mir nahe: ja Himmel, Erde und Meer traten, als drei Gottheiten, vor mich; von einem göttlichen Morgensturm wurde das Traumbuch des Lebens rauschend aufgeblättert, und überall las ich unsere Träume und ihre Auslegungen. J. Paul.

Ein Gewitter unter dem Aequator.

104. Noch eine Stunde später, und die Wolken wölben sich hoch auf; sie gestalten sich zu breiten dichteren Massen, und ziehen bisweilen verdunkelnd und kühlend unter der Sonne hin, die in leuchtender Fülle die Landschaft beherrscht. Es zucken die Pflanzen unter den sengenden Strahlen der Sonne; ganz selbstverloren geben sie sich dem mächtigen Reize hin. Goldbeschwingte Käfer und Kolibris schwirren lustig näher, in lebendigem Farbenspiel gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen am Ufer durcheinander; die Wege wimmeln von Ameisen, die in ausgedehnten Zügen Blätter zu ihren Bauwerken schleppen. Aber auch die trägen Thiere empfinden den Sonnenreiz; das Krokodil steigt vom Schlamme des untern Ufers weit herauf, und lagert sich in den heißen Sand; Schildkröten und Eidechsen werden aus ihren feuchten Schatten hervorgelockt; buntschillernde und düsterfarbige Schlangen schleichen in die warm beleuchteten Fußwege. Die Wolken senken sich tief, sie sondern sich schichtenweise ab, immer schwerer, dichter, düsterer umhüllen sie bläulichgrau den Horizont, gegen den Zenith thürmen sie sich an zu hellern, weitverbreiteten Massen, ein Abbild riesiger Gebirge in der Luft. Auf einmal überzieht sich der ganze Himmel, nur hie und da blickt noch die tiefe Bläue zwischen durch; die Sonne verbirgt sich, aber um so heißer liegt die Glut der Luft auf der Landschaft. Mittag ist vorüber: trüb, schwer, melancholisch hängt diese Stunde über die Natur; immer tiefer greift die Spannung, und das Weh ist da, welches die Luft des Tages gezeugt hat. Hunger und Durst jagen die Thiere umher; nur die ruhigen, die trägen, in die Schatten des Waldes geflüchteten ahnen nichts von der

gewaltigen Krise der Natur. Aber sie kommt; raschen Schrittes, und unabweislich wird sie hereinbrechen: schon erkältet sich die Luft, die Winde fahren wild gegen einander; sie wühlen den Wald auf; und dann das Meer, das immer schwärzer einher wogt, und die Flüsse, die dunkler und vom Winde übertönt, lautlos dahin zu fließen scheinen. Der Sturm ist da! — zwei-, dreimal reißt ein fahler Blitz durch die Wolken; zwei- dreimal rollt der Donner, rollt langsam, ruhig erbebend; Tropfen fallen. — Die Pflanzen athmen aus der Ermattung neu auf, ein neuer Donner, und — nicht Regen, Wasserströme gießt nun der erschütterte Himmel aus. Der Wald erseufzt, das lispelnde Plätschern der bewegten Blätter wächst zum Rauschen an, zum weithin tönenden, dumpfen Getrommel. Blumen schwanken, Blätter fallen, zerrissene Aeste, morsche Stämme stürzen; mit Gewalt nimmt der Orkan den letzten Reiz der Jungfräulichkeit von den niedergedrückten Pflanzengeschlechtern. Warum auch nicht? — Haben sie nicht geblüht und geliebt? kräuselt nicht die Inga ihre bereits entleerten Staubfäden zusammen? läßt nicht die Banisterie die goldnen Blättchen von dem bereits befeuchteten Kelche fallen? giebt nicht der Aronschaft fruchtschwer seine verwelkte Hülltutte dem Sturme Preis? — Auch die Thierwelt hat diese furchtbare Stunde ergriffen; verstummt, entsetzt flattert das Gefieder des Waldes am Boden; zitternd suchen die zahllosen Geschlechter der Insekten unter Blättern, an Stämmen Schutz; von Krieg und Mord abgemahnt läßt das Säugethier nach in der Verfolgung; nur die kaltblütigen Amphibien freuen sich der herabstürzenden Flut, und tausendstimmig singen die Chöre der Frösche und Unken aus den feuchten Wiesen auf. In Bächen rauscht das trübe Wasser durch die engen Waldwege dem Strome zu, oder ergießt sich in die Risse des Bodens. Mehr und mehr nimmt dabei die Temperatur der Luft ab, die Wolken entleeren sich allmälig — aber nur noch kurze Zeit, und der Sturm ist vorüber. In verjüngtem Glanze tritt die Sonne aus lang gedehnten Wolkenschichten hervor, die mehr und mehr auseinander ziehen, nach Süden und Norden sich senken, und wie am Morgen in dünnen, leichten Gestalten den azurnen Grund des Firmaments umsäumen. Schon lächelt der Himmel aus tiefblauem Auge die Erde wieder an, und bald hat sie den Schreck vergessen. Eine Stunde länger, und keine Spur des Sturmes ist mehr vorhanden; in neuer Frische, vom warmen Sonnenstrahl abgetrocknet, stehen die Pflanzen, und das Thier bewegt sich wieder nach alter Weise, den angestammten Trieben Folge leistend. So zieht der Abend heran, und neue Wolken erscheinen zwischen den weißen Flocken am Horizonte. v. Martius.

Symbolik.

105. Wenn sich der Föhn aus seinen Schlünden erhebt, lösch man die Feuer aus. Nicolai.

106. Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe! da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf. Blitze leuchteten, und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Aesten der Eiche. Da erschrak der Knabe und erwachte. Ringsumher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt. Kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt von diesem Wechsel der Dinge.

Sohn des Glückes, bist du sicherer auf deiner fröhlichen Bahn?

Krummacher.

107. Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche, da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf, und entfloh. Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahmen überhand, und der Donner rollte schrecklicher. Das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben und zerstreute alle seine sorgsam gesammelten Blümchen über das Feld hin. Da entstellte sich seine Geberde, und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreichte er endlich die Wohnung seiner Eltern.

Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir ein Wunsch versagt wird, oder ein Plan mißlang?

Krummacher.

108. Bald verzog sich das Gewitter und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe und Stille herrschte im Thale und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefilde entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneuet und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte.

Stürme versüßen die Luft. Aus dunkelm Gewölk steigt des Himmels Segen zur Erde hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich selbst hervorbringe.

Krummacher.

109. Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an und löfete das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er nun um sich her schaute. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blumen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet, und in jedem Blumenkelche perlte

ein heller Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene, und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimat. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz, während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm. Nicht wahr, sagte die Mutter, die Freuden, die wir andern bereiten, sind doch die schönsten von allen?

Krummacher.

110. Ich vergleiche die Ruhe des guten und die Unruhe des bösen Gewissens zweien Wegen, die ich einst gemacht habe. Als die feindlichen Kriegsmänner durch unser Dörflein zogen, da hatten sie auch meinen lieben Vater und unser Pferd fortgeführt. Da nun der Vater nicht wieder heim kam, da weinte und jammerte die Mutter und wir alle, und sie sendete mich nach der Stadt, den Vater zu erfragen. Ich ging, aber erst spät in der Nacht kam ich mit betrübtem Herzen des Weges zurück. Denn ich hatte den Vater nicht gefunden. Es war eine dunkle Herbstnacht. Der Wind brauste und heulte in den Eichen- und Tannenbäumen und zwischen den Felsen, dazu schrieen die Nachtraben und Eulen. In meiner Seele aber war der Gedanke, daß wir unsern lieben Vater verloren hätten, und das Jammern der Mutter, wenn ich nun allein nach Hause käme. Da schauerte es mich wunderlich in der düstern Nacht, und das rauschende Blatt erschreckte mich. — Da dacht' ich bei mir, also möge wohl dem Menschen ums Herz sein, der mit einem bösen Gewissen wandelt. Krummacher.

b. Das Wasser.

111. Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme, himmlische Phantasie in meinem Herzen es ist, die mir alles ringsumher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Ort ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wol zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klarste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Orts: das hat alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde dasitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich dasitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle,

die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O, der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann. Göthe.

112. Gestern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen; ich hatte gehört, der Fluß sei übergetreten, alle Bäche geschwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt. Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Aecker und Wiesen, Hecken und Alles, und das weite Thal hinauf und hinab eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich herrlichem Wiederschein rollte und klang! Da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Göthe.

113. Norwegische Natur. Es löst sich das Wasser tropfenweis von dem blassen Schnee ab, und tröpfelt über die nassen, nackten Felsenmassen und durchrieselt die dürren, grauen Flechten, emsiger schon die grünen Rinnen, und wird mächtiger, nimmt aus tausend Armen die Bäche freundlich auf, und sie stürmen immer rascher, immer rauschender fort. Da wird das Rieseln schon ein lautes Rauschen; leidenschaftlicher entzündet sich die Begierde; was sich freundlich zu vereinigen schien, drängt, treibt, peitscht sich wechselseitig vorwärts, immer heftiger, immer rauschender, bis die zusammengedrängten Massen, wie von einer Furie des Wahnsinns ergriffen, mit lautem, alles übertäubendem Geschrei sich hinunterstürzen in den jähen Abgrund. Aber in erhabener Einsamkeit verbirgt die Natur diese riesenhaft sich immer von neuem erzeugende That. Die Thiere fliehen aus der Nähe, keine menschliche Wohnung nähert sich dieser gefährlichen Stätte; nur die stille Vegetation darf ein stummer Zeuge des Wunders sein. Die Geschichte verstummt; kein menschliches Ereigniß drängt sich in diese Einsamkeit; keine Klage, kein Jubel vermischt sich mit dem Gebrüll des Sturzes; und nur dem einsamen, müßigen Wanderer ist es vergönnt, ihn in kurzen Augenblicken zu bewundern. Uns aber ist das Bild unvergeßlich, und wir schauen das Vaterland, wie mit einer heiligen, religiösen Scheu an, seit wir seine verborgenen Wunder kennen. Oft tönt mir aus weiter Ferne der Sturz in das Ohr, und ich sehe die mächtigen Schaummassen zwischen den Felsen eingepreßt sich in den Abgrund stürzen. H. Steffens.

Das Meer.

114. Schon am Mittag hatte das heiße Wetter das erhabene Ungeheuer gezähmt, und es lag, regungslos und lächelnd, zu unsern Füßen, und litt es

geduldig, daß die kleinen Fischerkähne in sorgloser Kühnheit sich weit hinauswagten. Die leichten Ströme der Luft, die unermüdet auf seinem Rücken hin- und herfahren, hatten die tiefblaue Fläche mannigfaltig gestreift und gekräuselt, und die dahinsegelnden Schiffe ließen breite Straßen hinter sich zurück. Am fernsten Horizont stiegen die Schiffe mit ihren Segeln als schwarze Punkte herauf und sanken wieder hinab, oder flogen, mit Wimpeln und Flaggen geziert, auf der weiten Fläche daher. Einzelne Schiffe mit schlaffen Segeln standen wie festgemauert in der See, oder wurden durch vorgespannte kleine Kähne aus dem Hafen bugsirt. Die Sonne stand hinter gewitterhaften, dunkeln Wolken, die von Abend heraufgezogen, und die, nebst der Schwüle der Luft und der vollkommenen Windstille, die Nähe eines Gewitters verkündeten. Von dem Hafen her tönte der gewöhnliche, verwirrte Lärm, und das Geschrei der Sackträger, und der helle Laut der Schiffspfeifen, und das Rasseln der Frachtwagen, die die Waare wegfuhren. Aber von der Seeseite her war Alles still und regungslos. Noch immer standen die Segel, die um die Spitze von Pirano hinübersteuerten, um von dort aus mit dem geraden Winde nach Venedig überzufahren, unbeweglich am nämlichen Platze; kein Lüftchen regte die Fluten, und nur die am Strande hinrudernden Fischerkähne durchschnitten die Spiegelfläche des Meers, und ließen breite Straßen hinter sich zurück. Weiße Möven und Reiher gaukelten in wunderlichem Fluge über das Meer, und die Schwalben schossen pfeilschnell an der Oberfläche hin, und tauchten die befiederte Brust in die kühlen Wellen.

Solch ein stiller Meeresabend hat für die Menschen etwas wunderbar Ergreifendes und Auflösendes. Die tiefe, trügerische Ruhe des beweglichen Elements, das sich in einigen Minuten, wüthend, zu seinen Füßen bäumen kann; das Verlieren des Auges in eine unbegrenzte Ferne ohne Gegenstand, worauf es zu haften vermöge; das Zusammenfließen des Himmels mit dem Meere, und die ziehenden Gewitterwolken lullen das Gemüth in sanfte Träumereien, und die Phantasie dehnt ihre Flügel aus, und flieht in ferne Welten und nicht selten über die Kluft des Grabes. Stehen wir denn nicht Alle am Rande eines unbekannten Meeres, über das wir hinüberschiffen müssen, und für dessen Stürme und Wogen wir keinen andern Kompaß haben, als den Glauben unsers Herzens? Aber gleichwie ein unwiderstehlicher, innerer Drang den Kolumbus immer nach Westen trieb, bis er an den Ufern der neuen Welt ausstieg: so auch ruft uns die innere Stimme unsers Herzens auf das ferne Land hinüber, und wir werden doch einmal an dem unbekannten Ufer aussteigen.

* * *

Jetzt war die Sonne ungesehen, und in rothe, flammende Gewitterwolken gehüllt, unter das Meer hinabgesunken, und schwamm auf seinen

Wogen Amerika zu. Ich machte mich auf, und eilte zurück auf den Molo di San Carlo. Aber die Dämmerung brach unaufhaltsam herein; die Gewitterwolken wuchsen, gleich schwarzen Pulverthürmen, in die Höhe, und rückten immer weiter über die Todtenstille des Meeres herauf. Auf den Schiffen verbreitete sich eine tiefe Ruhe, die Mannschaft stieg in den Schiffsraum hinunter; hinter den Kajüten wurde es hell, und oben auf den Verdecken schritt allein die Schiffswacht auf und ab. Die Lampen der Beleuchtung wurden angezündet. Die Papierlaternen des Hafens schimmerten vom Theresienmolo über das Meer hin, und die Schiffssäule spiegelte sich hell und klar in den Fluten.

Ich kehrte zu dem Hafen zurück; denn schnelle Blitze fuhren bereits über die beleuchtete Stadt, und verkündeten das Nahen des Gewitters. Noch schwieg der Sturm; die Lampen des Hafens brannten; das zur Feier des Tages errichtete Theergerüst der Engländer schlug weit draußen auf dem Meer in dunkle Flammen auf, und verbreitete eine schauerliche Röthe über das Meer. Die bunten Barken ruderten zwischen den Schiffen umher und fuhren weit hinaus aufs Meer, um den fernen Anblick des beleuchteten Hafens zu genießen. Die Fregatte (Austria) lag lichtlos, wie ein schwarzer, angeketteter Riese, draußen und hielt Wache über das laute Getümmel und rief jedes Schiff an, das sich ihr nahte.

Aber am Horizonte flammten immer größere Blitze. Ueber das Vorgebirge von Pirano schlug die Flamme auf, entzündete den ganzen westlichen Horizont und verlosch hinter dem Karstgebirge. Ich stand an der Spitze des Molo hinter der strahlenden Schiffssäule, und schaute hinaus über die starre Dunkelheit, die über dem Meere lag, und nur durch die hellen Blitze auf Augenblicke erleuchtet wurde. Noch lag unbewegliche Ruhe auf dem Meere; kein Lüftchen rührte sich; nur das dumpfe Rollen des Donners, das aus der Ferne über das Meer herüber kam, und das Geschrei, das aus der beleuchteten Stadt herausscholl, unterbrach die lautlose Stille, die über der weiten, schwarzen Fläche lag. Die Barken, welche sich weiter hinausgewagt hatten, kehrten, geschreckt durch die Blitze, eilig zurück; und selbst das Gewühl der Menge, die in den Straßen sich auf und ab drängte, verlor sich nach und nach. Noch stiegen von einzelnen Schiffen Raketen hoch in die Luft, und ihr feuriger Streif fuhr mitten durch das bleiche Licht der Blitze.

Auf einmal erhob sich vom Meere her ein sonderbares Pfeifen und Brausen, das mir durchaus unerklärlich war. Es war der Zug des Sturmes, der draußen auf dem hohen Meere sich erhoben hatte, und der durch das Tauwerk der Schiffe fuhr, und das Getöse der Wellen, die weit draußen durcheinander stürmten. Einzelne Windstöße löschten in einem Augenblicke die Lampen der Beleuchtung aus, rissen einige Papierlaternen von ihren Schnüren los, und führten sie brennend, gleich feurigen Kugeln, hoch

durch die Lüfte. Von den Schiffen tönten die Schiffsglocken, welche die am Lande befindliche Mannschaft an Bord riefen, und die Schiffspfeifen, als Kommandowörter zur Vorbereitung gegen den Sturm; vom Molo flüchtete sich alles, außer mir, der ich entschlossen war, Wind und Gewitterregen zu trotzen, um das ungeheure Schauspiel eines Gewittersturmes über der Meeresfläche zu genießen. Jetzt fing das Meer an, hoch zu gehen; die Wogen schwankten in ungeheuern Bänken daher, und warfen die Schiffe des Hafens untereinander. Die kleinen Bote und Kähne, die von den großen Schiffen ans Land gekommen waren, um mit den Offizieren, welche die Beleuchtung gesehen hatten, und die der Sturm an Bord rief, wieder zurückzufahren, wurden hoch aufgehoben und wieder unter die Wellen hineingesenkt, daß die hellen Blitze, die ununterbrochen den Horizont in Flammen setzten, keine Spur mehr von ihrem Dasein zeigten. Ihre kühne Entschlossenheit gewährte einen furchtbaren Anblick; immer höhere Wogen kamen daher, und schlugen über dem Molo zusammen; ich mußte mich auf die erhöhete Mauer der Colonna flüchten, um von ihnen nicht erreicht zu werden. Die augenblickliche Erleuchtung der ganzen Scene durch das Licht der Blitze zeigte die Schiffe des Hafens in einer furchtbaren Bewegung; ihre Masten neigten sich nach allen Richtungen, und sie selbst standen bald hoch in der Luft, bald tief in den Wogen. Ein verwirrtes Geschrei erhob sich von allen Seiten; denn die Gewalt der Wogen, die, vom Sturme daher getrieben, mit Wuth in den Hafen flogen, trieb die Schiffe, trotz ihrer vielfältigen Befestigung durch Anker und Taue gegen einander, und es war zu besorgen, daß ihre Befestigungen reißen, und eines an dem andern zerschelle. Jetzt kamen, keuchend, einige Armenier und Türken daher, deren Schiffe im Hafen vor Anker lagen, und die sich in der Stadt verspätet hatten, und mit dem heftigsten Verlangen auf ihre Schiffe wollten. Aber die Wuth der Wogen und ihre Brandung am Molo und unter den Schiffen machte das Nahen eines Botes unmöglich. Umsonst riefen sie mit der ganzen Macht ihrer Stimme auf die Schiffe hinüber: ihre Worte verhallten ungehört im Getöse des Sturmes und im Rollen des Donners.

Welch ein ungeheures, furchtbares Schauspiel! ich hatte das stürmende Meer zweimal von Venedigs Lido gesehen, aber um wieviel ungeheurer und furchtbarer erschien es mir vom Molo di San Carlo! — Dort vertobte seine Wuth in sich selbst: kein Gegenstand war seinem zerstörenden Zorne preisgegeben; kein Kampf des Menschen mit seiner unbändigen Kraft ward gesehen; sondern das Element selbst war in Zwiespalt gerathen, und kämpfte empört mit sich selber. Hier schien die Natur in ihrer ganzen, ungeheuren Kraft gegen den Menschen sich zu erheben. Drei Elemente standen auf und schienen im schrecklichen Bündnisse den Werken der Menschenhand den Krieg angekündigt zu haben. Der Sturm schlug mit seinen furchtbaren Schwingen

aufs Meer, daß es im Grimm aufstand, und gegen seine Ufer brandete. Wie von einem Erdbeben aufgerührt, erhoben sich seine Wogen und schüttelten die Lasten, die der kühne Mensch ihrem Rücken aufgebürdet. Er, die Herausforderung des Elementes annehmend, vertheidigte trotzig sein Recht, als Bändiger der rohen Kräfte der Natur, und seine Stimme erhob sich überall, befehlend und vorsorgend, um die Wuth des empörten Meeres unschädlich zu machen, und in diesen furchtbaren, lauttobenden Kampf sandte der Himmel seine Schrecken; seine Finsternisse lagen dick und undurchdringlich auf der Erde; seine Donner rasselten in das verworrene Getöse des Sturmes, und der Wogen, und das Geschrei der Menschen; seine Blitze fuhren flammend über den weiten Horizont, und spien zackige Feuer auf's Meer; sein Gewitterregen schoß in Strömen herab, als wollte er, was der Sturm nicht zertrümmerte, was die Wogen nicht verschlangen, und was die Blitze nicht verzehrten, mit seinen Güssen ersäufen.

Aber als die Morgensonne auf die Berge trat, schwiegen Sturm und Donner; und das Meer lächelte, heiter und geebnet; und der Mensch ging als Sieger aus dem Kampf. J. Kreil.

Symbolik.

1. Der Rheinstrom.

115. Als im Beginn der Zeit die Natur die Berge gegründet, und das Becken des Meeres ausgehöhlt hatte, trat sie aus ihrem Walkenzelt zum Gotthard und sprach: Es geziemt sich, daß sich zum Großen das Gute und zum Starken der ferne Wirkungskreis geselle. Du stehest fest, aber ich will dir einen Sohn geben, der deine Kraft und deinen Segen, den du dem Himmel entnimmst, in die Ferne trage. Sie sprach es, da quoll aus dem Berge der Rhein. Fröhlich und frei, voll Kraft und Muth, wallte der junge Strom das Gebirg hinab. Spielend stürzt er sich in den Bodensee; aber der See fesselt ihn nicht. Die Wellen des Sees thaten sich von einander; ungeschwächt und in eigenthümlicher Gestalt kam der Strom hervor, und setzte seine Bahn fort; denn er war ein Sohn der Natur, und auf dem Gebirge geboren.

Er war Jüngling und erkor sich seine Bahn. Die edle Natur irrt sich nicht in ihrer Wahl: sie erkieset das Große und das Gute. Er grub sich selbst seinen Weg durch Felsen und Gebirge. Sie übten und mäßigten die Fülle seiner Jugendkraft. Dafür begränzten auch Nebengebirge den Pfad des Jünglings.

Herrlich war seine Laufbahn. Hundert Ströme und zahllose Bäche begleiteten ihn, und vermischten ihre lieblichen Wellen mit seinen kraftvollen Fluten; denn das Göttliche zieht an sich das Edle, und das Hohe strebt sich zu vereinen mit dem Höchsten.

Männlich und ruhiger ward nun sein Gang. Stiller floß er dahin, aber nicht schwächer. Die Strenge des Winters wollte mit ewigen Fesseln ihn binden. Er zerriß sie, wie man Fäden zerreißt. Er hatte die Kraft seiner Jugend geübt, und Felsen zerrissen.

Sein Strom glich nun einem geglätteten Spiegel. Nicht die fröhliche Rebe, die Frucht der Gebirge, aber segenreiche Kornfelder umgaben ihn; sein Rücken trug Schiffe und Flöße. So gebieret die stillere Kraft auch das Nützliche zu dem Schönen.

Er nahete sich nun dem Ziele seiner Laufbahn. Da theilte die Natur ihn in vielfache Ströme, die man mit andern Namen benennt. Den Namen Rhein nennt man nur, wenn man von seiner Größe und seinen Segnungen redet. So bleibt auch der ruhenden Kraft ihre Würde.

Krummacher.

2. Der Rheinfall.

116. Auf der Rheinbrücke bei Schaffhausen begrüßten wir zuerst unsern allbekannten, gesegneten Rhein in seiner schweizerischen Jugendkraft. Wir staunten über das schöne, leuchtende Dunkelgrün seiner Wellen, und freuten uns ihrer frischen brodelnden Kreise. Der Rhein kommt so eben aus dem Bodensee; er hat sich rein gebadet. Von dem Schmutz seiner wilden Knabenjahre hat er sich gereinigt, und ein geweihteres Jünglingsleben beginnt. Man möchte ihn mit einem jugendlichen Glaubenshelden vergleichen, der aus der Taufe gereinigt hervorgegangen ist, und eine ernste Richtung gewonnen hat, dem aber nun in seinem heiligen Berufe Schweres bevorsteht. Ueber dem linken Rheinufer zogen wir am Berge dahin nach dem Rheinfalle wandernd. Da sahen wir sein großes Geschick allmählig kommen. Er scheint es zu ahnen, daß ihm ein großes Unglück bevorsteht; eine starke Aufregung malt sich in der ersten Verwirrung und Eile seiner Wellen. Er ist aber kein Schwärmer, der in den Selbsttäuschungen des Stolzes sich überheben will, das Leid als Lust zu empfinden. Erst versucht er es noch, ob er in ehrlichem Zuge den Todessprung über die Felsenwand vermeiden kann; er drängt sich zur Linken an den Berg heran. Aber der Berg gibt ihm einen Stoß nach der rechten Seite hin. Dieß ist der Ausspruch seiner Bestimmung. Und nun ist er schnell gefaßt; er gibt sich hin in seine Führung, er folgt seinem Beruf; Begeisterung ergreift ihn. Seine Wellen fangen an zu schäumen und zu brausen. Allmählig fliegen sie durch einander wie blitzschnelle Pfeile, hierhin, dorthin; es ist die wundersamste Bestürzung, Verwirrung, und doch auch die rascheste Entschlossenheit und Freudigkeit; der begeisterte Schreck eines heroischen Gemüthes, der sich sofort in die hellste Besinnung, in die glühendste Thatkraft verwandelt, gegenüber der Gefahr. So schießen die Wellen des Rheins vor dem Sturze durcheinander, um sich zu ordnen für

den entſcheidenden Moment; mit einander fliegen ſie in den Kampf. Nun kommt der Fall: drei parallele, weiße Stürme! So geht es hinab in die Tiefe. Mit einem brauſenden Jubelliede ſpringt der Held über die Felſenwand hinab, als ob er jauchzte: „Nur friſch hinein, es wird ſo tief nicht ſein!" als ob er ſeiner Beſtimmung entgegenrief: „o wie ſüß iſt's, Tod, dir im Schooße!" Sieht man ihn aus der Höhe, ſo ſcheint er unter einer weißen Fahne, die er triumphirend ſchwingt, zu fallen; ſieht man ihn aber in der Nähe des Falls, am Fuße des Schloſſes Laufen, ſo hat man ein graues trübes Gewölk des aufſpritzenden Waſſerdampfes vor Augen; es iſt, als ſähe man tief hinein in ſeinen Kampf und Schmerz.

Nicht weit unterhalb des Falles ſetzten wir in einem ſchaukelnden Kahn über den Rhein. Er war da, er war gerettet, und nun erprobt. Ich verwunderte mich über die ſchnelle Beruhigung des Stromes nach einem ſo aufregenden Sturze; denn er ging zwar noch in Wogen, aber nicht in Stürmen. Ein Freund erklärte uns den Umſtand mit der Bemerkung, daß das Waſſerbett unterhalb des Falles ſehr tief ſei. „So hat er ſich alſo bei ſeinem großen Leid mit Hingebung an ſein Geſchick in der Tiefe beruhigt!" war die Folgerung. Ich konnte es mir im Geſpräch mit einem Freunde lebhaft entwickeln, wie reich an frappanten Beziehungen hier ein Sinnbild triumphirender Hingebung in die Führung des Herrn bei der Pflicht der Aufopferung in einem großen Lebensberuf gegeben ſei. So war uns alſo der Waſſerfall ein Zeichen des heiligen Kreuzes, nicht des mönchiſchen, ſelbſterwählten, das zur Verdumpfung führt, ſondern des chriſtlichen, von Gott verordneten, das durch den Tod zur Auferſtehung leitet. Man könnte den ſchönen Tod des Stephanus in der Begeiſterung ſeines Berufslebens, ſeine Todesfreudigkeit und Zuverſicht zu dem Auferſtandenen mit dem Rheinfall vergleichen. J. P. Lange.

3. Der Handecker Fall.

117. Die Sennhütte Handeck iſt endlich erreicht; wir wenden uns nun von dieſer Ruheſtätte ſogleich zur Rechten ins Gebüſch. Hier ſtürzen zwei Bergſtröme ſenkrecht tief, tief in den Abgrund, die Aar mit dem Aerlenbach, der von der linken Seite herabkömmt. Sie vereinigen ſich in ihrem Sturze. Der mächtigere Aarfluß donnert hinab in trüber, gelblicher Farbe, als wäre ſeine Begeiſterung nicht ohne Kampf, und leidenſchaftliche Aufregung. Der Aerlenbach wirft ſich in reiner, ſchneeweißer Farbe, mit lautem Schrei in ſeine Arme. Der Rauch, der über ihrem Falle aufwirbelt, breitet einen Schleier aus über die letzten Augenblicke dieſer triumphirend Sterbenden. Der wallende Schleier aber verklärt ſich im Sonnenſcheine, und wird geſäumt mit einem brennend hellen, doppelten Regenbogen. Das iſt ein Doppelbild des Todes, der kein Tod mehr iſt, eines Todes voll Hingebung in den

Ruf des Herrn, unter der Verheißung, und in der seligsten Hoffnung der Auferstehung. Hier wird ein tragisches Sterben zwei vereinter, geweihter Heldenherzen, unter dem Friedensbogen des Herrn zu einem hohen Feste verklärt. Man könnte hier jene seltne, ergreifende Situation dargestellt sehen, wo Todesfeier und höhere Brautfeier zweier edler Gemüther unter einem schweren, aber durch die Liebe verklärten Geschick zusammenfallen. Man kann in diesem Bilde die Treue bis in den Tod, die Vereinigung zweier geweihter Seelen im Todesleid feiern. Man wird erinnert an Romeo und Julie, oder an Malkolm und Mathilde, in Steffens Novelle: Malkolm. Man könnte in dem gelblich brausenden Bergstrom den büßend reuevoll und gläubig triumphirend Sterbenden erblicken, in dem weiß verklärten, die theilnehmende, Gott ergebene Gattin, deren Herz durch das Weh des Mitgefühls gebrochen wird. Aber der freudig brausende Ton der hinabsteigenden Flüsse, die eigentlich erst im Moment des Todes sich erkennen und verbinden, erinnert an noch erhabnere, tragisch-festliche Ausgänge aus dem Leben, an Zwillingsmärtyrer, welche mit einander den Scheiterhaufen bestiegen, wie Savonarola und Dominico, wie Clarenbach und Fleystedt; oder an andere noch seltnere, noch rührendere Fälle, nämlich an solche, in denen der gemeinsame Tod für eine heilige Sache selber den Erkennungsmoment für verwandte, gottgeweihte Geister bildet. Wie oft ist schon im Gebiete des natürlich edlen Menschenlebens der gemeinsame Tod innig verwandter Menschen unter der Weihe der Liebe und Treue zu einem Seelenfeste geworden, vielmehr aber der gemeinsame Tod glaubensverwandter Bekenner und Streiter des Herrn unter dem reich entfalteten, schönen Friedensbogen der Verheißung! So weinen und jauchzen die beiden Handecker Bergströme, indem sie sich in ihrem Falle umarmen, und sinken vereint hinab in ein gemeinsames Grab. Ueber ihrem Falle leuchtet der Regenbogen; es siegt die Liebe, die Treue, die Zuversicht zum Herrn über den Tod. — Wenn man später die Aar wiederfindet, ihr Blitzen und Wallen in der Tiefe sieht, und hört ihr Brausen zwischen schauerlichen Felsenklippen, die über sie zum Himmel hinanragen, so kann man sich vorstellen, man vernehme sichere Kunde von dem Fortleben eines Abgeschiedenen in der andern Welt, von seinem Wallen durch das Todesthal in die Heimat. J. P. Lange.

4. Der Gießbach.

118. Auch der Gießbach bildet an der Stelle seines Ruhmes, nicht etwa einen einzigen Fall, sondern eine Reihe von sieben Fällen; aber diese bilden eine Gesammtanschauung von überaus heiterer, feierlicher Art. Man kann das Erhabene nicht schöner, das Schöne nicht erhabener sehen. Von den steilen Abhängen eines hohen, reich bewaldeten Berges stürzt er herab, um sich in den blauen Brienzersee zu versenken. Wie vom hohen Himmel kommt er

in geradem Zug die schöne Höhe herab. Ein weißer Springer, dessen Schimmer gehoben wird durch den dunkelgrünen Grund der Tannenwaldungen, welche er durchströmt. Ein Sprung folgt dem andern, aber die kleinen Absätze geben dem Lauf keine veränderte oder gebrochene Richtung; nur zuletzt geht der Fluß mit einer Biegung um den Felsenknoten hinab in die See. Und so steil sind die Fälle, daß man an einer Stelle hinter der Wassermasse in einer feuchten Grotte dahin gehen kann. Hier sieht man so zu sagen in das hüpfende Herz des Wasserfalls hinein. Die Erscheinung der einzelnen Fälle aber, so wie der ganzen herrlichen Thalfahrt des Baches stellt sich in dem schönsten malerischen Prospecte dar. Man wird so heiter begrüßt von dem leichtschwebenden Bergwaller, als käme er mit einem neutestamentlichen Festgesang, als brächte er eine erhebende, evangelische Kunde. Mit einem begeisterten Evangelisten, der vom Himmel des Friedens kommt, und wieder dem Himmel der Seligkeit entgegengeht, und allezeit einen Ton himmlischer Heiterkeit und Freiheit behält, der die frohe Botschaft des Heils verkündigt, die Seligkeit in der entschiedenen Hingebung an den Erlöser, möchte man ihn vergleichen. Er kommt so hoch her, er geht so tief in den Grund, er fällt so feierlich, er ruht immer wieder aus, er eilt immer wieder fort, er ist so reich begränzt mit Lebensfülle, er schimmert so weiß, und braust so festlich sein Lied. Freilich hat auch ein solcher Himmelsbote seine Kämpfe, seine Anstöße und Hemmungen, aber schnell sind sie besiegt. In allem dem überwindet er weit. Nie legt er das weiße Festgewand seines Friedens ab, nie verstummt sein Lobgesang, immer treuer, mächtiger sucht seine Hingebung den tiefen Grund seines göttlichen Willens und Waltens. Er verherrlicht den, der ihn gesandt hat; schnell hat er in dem tiefen See der seligen Ewigkeit seinen hehren Lauf vollendet. So evangelisirten Jesaias und Paulus. Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen. J. P. Lange.

c. Das Feuer.

1. Der Koppenhagner Schloßbrand.

119. Des Nachmittags saß die königliche Familie in den Gemächern des rechten Flügels bei der Tafel, als man die Nachricht brachte, daß es in dem Schlosse brenne. Sie erregte kaum einige Unruhe. Daß ein Brand in den Ofenröhren, am hellen Tage entdeckt, in einem so massiven Gebäude gefährlich werden könnte, vermochte man sich nicht vorzustellen. Einen ähnlich geringen Eindruck machte das Gerücht, welches sich sehr schnell in der Stadt verbreitete. Nach kurzer Zeit drang aber in die königlichen Gemächer und fast eben so schnell durch die Stadt die beunruhigende Nachricht, daß der Brand auf eine sehr bedenkliche Weise überhand nehme, das Feuer zeige

sich an mehreren Orten zugleich. Jetzt gerieth Alles im Schlosse, welches von einer großen Menge höherer und niederer Beamten mit ihren Familien bewohnt war, in unruhige Bewegung. Das unerwartete Gerücht versammelte eine ungeheure Menge von Menschen, die sich jeden Augenblick vermehrte, um das Schloß.

Mancherlei Vermuthungen äußerten sich später über die Möglichkeit, daß der Brand so verzehrend um sich greifen konnte in einem so festen Gebäude. Die wahrscheinlichsten sind diese: Schon seit zwei bis drei Wochen hatte man in mehreren Gemächern einen brandigen Geruch verspürt, der anzeigte, daß einige Röhren brennen müßten. Die Röhren waren mit einander in Verbindung, sie waren, um die sich durchkreuzenden Gänge zu erwärmen, durch die Mauer geleitet. So mag das Feuer schon seit längerer Zeit still und unbemerkt im Verborgenen gewühlt haben. Wahrscheinlich sind mehrere Schornsteine zugleich gesprungen. Die weitläufigen Böden des Schlosses dienten als Niederlage für getrocknete Bretter und Balken, die plötzlich Feuer fingen, und brennende Balken stürzten durch eine große Oeffnung, die von oben bis unten durch die ganze Höhe des Schlosses ging, weil man da eine marmorne Treppe bauen wollte. Sie zündeten unten, und so füllten sich plötzlich alle die verschlungenen Gänge mit dickem Rauche, der jeden Zutritt den Rettenden gefährlich oder unmöglich machte. Dennoch drangen Viele kühn hinein, aber nur Wenige kamen zurück. Sie verirrten sich in den langen, mit Rauch erfüllten, labyrinthischen Gängen, in welchen selbst mit völliger Ruhe, am hellen Tage sich zurecht zu finden dem Unkundigen schwer wird. Wirklich behauptet man, daß bei dem Schloßbrande eine größere Anzahl Menschen das Leben verlor, als bei dem großen Stadtbrande, ein Jahr später, wo doch ein brennender hoher Kirchthurm herunterstürzte, und auf einmal fast eine ganze Straße anzündete.

Als unsere Freunde den Schloßplatz erreichten, stand der rechte Flügel in vollem Brande, die Flammen brachen aus den mächtigen Fenstern hervor, und wirbelten, zu einer ungeheuren Feuermasse zusammengedrängt, aus dem entzündeten Dache. Die Mitte des Schlosses und der ganze Flügel lagen dunkel und düster da, und über ihnen schwebten drohend die Flammen. Die königliche Familie hatte das Schloß verlassen. Ein unermeßlicher Menschenhaufe wogte, von Erstaunen und Entsetzen gefesselt, auf dem weitläufigen, durch die Feuersäule erleuchteten Platze. Funken fielen, wie ein dichter Regen, auf die erhellten Häuser jenseits des Kanals, auf die Schiffe, auf den Platz. Hier rasselten Wagen, liefen, wie betäubt, Menschen, mit Kleinigkeiten, die sie gerettet hatten, ertönte das dumpfe Geschrei, während Polizeidiener die Rettenden, wie die bloß Neugierigen ergriffen, damit sie Reihen bildeten, die das Wasser in Schläuchen von dem Kanale bis zu den Spritzen sich reichen sollten. Bull war von Steenersen getrennt. Er eilte

durch die Menschenmasse gerade auf das große Portal des Schlosses zu. Oft ward er ergriffen. Man wollte ihn, wie die Uebrigen, zwingen, sich in die Reihen, die sich die Schläuche zureichten, zu stellen. Mit Macht riß er sich los, und suchte immer eiliger nach dem Schlosse durchzudringen. In dem Portale waren Wagen, Spritzen, Menschen zusammengedrängt, ein verworrenes Geschrei, eine mehr störende als fördernde Anstrengung, zwecklos nach allen Verrichtungen. Die befehlenden Führer vermochten kaum einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen, und Bull sah kaum die Möglichkeit ein, wie er hindurchkommen könnte. Aber er mußte. Hin- und hergestoßen, getreten, oft selbst in gebietendem Tone zurückgewiesen, drang er immer vor, und erreichte den Hof. Hier wohnte zwei Treppen hoch, in dem Flügel des Schlosses, die Schwester seiner verstorbenen Mutter. Durch Meubeln, Wagen, Spritzen, hin- und herlaufende Menschen, oft von den Wasserstrahlen benetzt, suchte er mit großer Anstrengung den wohlbekannten Eingang zu finden. Aber auch da noch waren die Schwierigkeiten nicht überwunden. In erschrockener Eile stürzten Viele, mit großen Bündeln beladen, die Treppe herunter, und hinderten die wenigen Kühneren, die hinauf wollten. „Eilt, eilt, hinunter zu kommen, eilt um Gottes Willen aus dem Gebäude," schrien die Ersteren. Viele von den Letzteren ließen sich abschrecken. Sie liefen mit den Uebrigen hinunter. Wenige drängten sich noch immer vorwärts. Bull stieß Jeden zurück, und je größer man die Gefahr schilderte, desto mehr eilte er. Um ihn herum knisterten die Flammen; ob auch unter ihm, vermochte er nicht zu unterscheiden. Ein langer, ihm wohlbekannter Gang lag vor ihm. Allenthalben lagen zerbrochne Meubeln, Kleider, Geräthe von allerlei Art, aber kein Mensch war mehr zu sehn. Die Thüren an beiden Seiten waren offen, und zeigten in den verlassenen Gemächern die größte Verwirrung. Endlich erreichte er die Wohnung der theuren Tante. Sie hatte in seiner Kindheit, in seiner frühen Jugend die Stelle der verstorbenen Mutter vertreten, sie war ihm über Alles werth. Auch diese Wohnung schien verlassen. Die Thüren waren alle geöffnet, in der Wohnstube erblickte er heruntergerissene Spiegel, zerbrochene Stühle, Wäsche, Kleider, Betten, unter einander, die Schubladen aller Schränke herausgezogen, und ein brennendes Talglicht stand düster leuchtend auf einem Tische. Laut rief er in die leere Stube hinein. Da trat ein alter Diener hervor, noch beschäftigt, einige Sachen von Werth zu retten.

„Knud," rief Bull, „wo ist die Frau?"

„Fort, gerettet," antwortete dieser; „aber das arme Kind, das liebliche Mädchen aus Tellemarken, die liebe, liebe" — „Luise?" schrie Bull, und der Athem stockte —

„Ja, diese. Sie rettete mit aller Besonnenheit, und während die Frau in großer Verwirrung herumlief, beschwur sie sie, sich auf das Wichtigste zu

beſinnen. Da beſann ſich die Tante auf eine Schatulle in einem entfernten Gemache. Das Mädchen eilte dahin, ſie waren eben kurz vorher zuſammen da geweſen. — und wir haben ſie nicht wieder geſehn."

Ohne weiteren Beſcheid zu erwarten, ſtürzte Bull faſt beſinnungslos zur Thüre hinaus, mehr durch Inſtinkt, als durch Ueberlegung geleitet, lief er die Treppe hinauf, die zur Manſarde führte. Aber eben, indem er ſich der Kammer näherte, in welcher nach dem Bericht des Dieners die Schatulle ſtand, ſtürzte krachend und brennend das Gebälk herunter, Flammen und Rauch wirbelten ihm entgegen, und er hörte, wie die herabbrechenden Balken und Mauern, immer tiefer herunterfallend, die untern Decken im Fallen zertrümmerten. Die Treppe, die er eben beſtiegen, war zerſtört, der Rückweg ihm geſperrt, und halb bewußtlos eilte er weiter in der Richtung nach der Façade des Schloſſes, die dem Schloßplatze zugekehrt iſt. Um ihn kniſterten Flammen, krachten die brennenden Balken, und während entſetzliche Gewißheit, „ſie iſt verloren," dumpf in ſeinem Innern wiederhallte, ergriff ihn mit Grauen das Gefühl, daß auch er in dem wüſten, ungeheuren Gebäude, von dem Abgrunde der Flammen rings umgeben, dem furchtbarſten Tode preisgegeben ſei. Die Rauchſäulen drängten ſich hinter ihm her und drohten ihn zu erſticken. Er fand eine Treppe, die noch nicht brannte; er erreichte glücklich die hohen Gänge des erſten Stockwerkes. Kein Menſch war zu ſehen.

Alle hatten ſich aus dem verzehrenden Feuerſchlunde gerettet, in deſſen Mitte er ſich noch immer befand. Der breite Gang mit den anſehnlichen Gemächern auf beiden Seiten dehnte ſich vor ihm aus, und führte nach der großen Treppe hin, die nach dem Portale hinunterlief. Schon hörte er in der Ferne das Gemurmel der Menſchen und fing an, Hoffnung zu ſchöpfen, obgleich der Rauch ihm den Athem hemmte. Düſter leuchteten die Flammen durch die Fenſter der offenen Zimmer, und erhellten den Rauch, der die Gänge erfüllte. Da wälzte ſich eine furchtbar dicke Rauchſäule aus einem Nebengange hervor und ſperrte ihm den Weg. Dunkel röthlich blickten die Gluten durch die dicken ſchwarzen Dampfwolken hervor, und mit der letzten Anſtrengung der Verzweiflung, den Athem an ſich haltend, ſtürzte er ſich in den brennenden Rauch hinein. Es gelang ihm, von ſeinem Mantel geſchützt, den er über ſein Geſicht hielt, durchzudringen. Eine offene Thür gab der Dampfſäule eine Richtung quer über den Gang. Kaum war er durchgedrungen, als er ein einzelnes Mädchen angſtvoll laufen, ſchwanken, hinfallen ſah. Er eilte auf ſie zu, ergriff ſie und, ſelbſt erſchöpft, mußte er das ohnmächtige Mädchen mehr ſchleppen als tragen. Sie näherten ſich ſchon der Treppe, als eine helle Flamme ihnen den Weg verſperrte; durch dieſe war der Rauch verzehrt, allein eine brennende Hitze an die Stelle getreten. Das Mädchen ſchöpfte Athem und richtete ſich auf; er umfaßte ſie, ſchob ſie von der Richtung des Feuers weg, ſchützte ſie und ſich mit dem Mantel, den er

der Flamme vorhielt, und drang noch einmal glücklich durch. Das Mädchen hatte sich, wie es schien, gänzlich erholt, sie lief mit ihm eiligst vorwärts; und eben als sie die große Treppe erreicht hatten, sahen sie an dem fernen Gange durch den dicken Rauch zwei männliche Gestalten auf eine Flügelthüre zuschreiten. Sie war verschlossen; mit großer Gewalt ergriff der eine, ein mächtig hoher Mann, das Schloß; die Thür ging krachend auf, und sie stürmten in das Gemach hinein, indem sie die Thür, offenbar um den Rauch abzuhalten, schnell wieder verschlossen. Als nun die sichere Treppe vor ihnen lag, wagten beide zuerst für einen Augenblick ruhig Athem zu schöpfen, und indem das Mädchen die Augen öffnete, und ihren Retter anblickte, zweifelte dieser nicht mehr, daß es ihm gelungen war, die zu erretten, die er schon verloren glaubte. Seine Vermuthung ward Gewißheit, als er die kleine ihm wohlbekannte Schatulle erblickte, welche die Geängstigte noch immer krampfhaft in ihrer Hand hielt. Denn noch immer drohte die Gefahr, die Flammen und die dicken Rauchsäulen erfüllten den Gang, und näherten sich immer mehr. Sie eilten die Treppe hinunter, und waren nun in dem gedrängten Haufen von Menschen, unter dem Portale. Aber es war unmöglich, durchzudringen. Sie wurden unwillkührlich nach dem innern Hofe hingeschoben, und suchten hier einige ruhige Augenblicke. Ihre Lage war indeß Nichts weniger, als gefahrlos, und nur das Gefühl, daß sie einer weit größeren Gefahr, fast wie durch ein Wunder, entgangen waren, daß sie hier die geringere mit einer Menge kühner, emsig beschäftiger Menschen theilten, ließ sie eine Zeit lang das Bedenkliche ihres Zustandes übersehen. Aus allen Fenstern schlugen die hellen Flammen heraus, und selbst in dem Mittelpunkte des Hofes, wo sie unter hin- und herlaufenden Menschen den Ruheplatz fanden, in der größtmöglichen Entfernung von dem Gebäude, herrschte eine furchtbare Glut. Das Wasser der Spritzen strömte durch den Hof und über die hier und da eingestürzten Mauern; die Feuerfunken fielen in dichten Haufen herunter, und das Gewirr der einander durchkreuzenden, rufenden, schreienden Stimmen erfüllte einen Jeden mit Entsetzen. Ein Gespräch konnte sich unter solchen Umständen nicht anknüpfen, obgleich alle Versuche, durch das Gedränge von Wagen, Spritzen, Geräthen und Menschen, die das Portal erfüllten, durchzudringen, lange fruchtlos blieben.

Endlich, als das Mädchen versicherte, daß sie sich völlig erholt habe, wagte man den entscheidenden Versuch. Beide wurden nun von einer Masse Menschen ergriffen, welche die nämliche Absicht hatten. Sie geriethen in die Mitte dieser, immer gewaltsamer, immer ängstlicher vordringenden Masse; das Mädchen war in Gefahr, erdrückt zu werden. Mit großer Anstrengung hob Bull sie in die Höhe, daß sie von den Nächsten getragen wurde. Der Gewalt der vorwärts dringenden Menge mußte jedes Hinderniß weichen, und wie ein mächtiger Strom, wenn er, eingeengt durch Felsenwände, dann

sich wieder frei bewegen kann, nach allen Seiten sich ergießt: so zertheilte sich, wie fortgeschnellt von elastischen Federn, der zusammengepreßte Haufen, als sie den freien Platz erreichten. Jetzt erst waren Beide gerettet und durften sich's gestehn. Sie eilten, sich von dem Schlosse zu entfernen; und eben wollten sie sich über die Richtung, die zu nehmen sei, berathen: als sie ein mächtiges, lautes Rufen um Hülfe hörten.

„Mein Gott", rief das Mädchen, „er ist es!" und wandte sich, Angst und Entsetzen in allen Zügen, nach dem Schlosse. Das Rufen erscholl wieder, noch ängstlicher, noch stärker; und das Mädchen, als hätte sie die Gefahren vergessen, denen sie kaum entronnen war, ohne jene Scheu, die man bei einer so zarten weiblichen Gestalt voraussetzen mußte, drängte sich furchtlos zwischen die Menge, die durch den Ruf herbeigezogen wurde. Bull eilte ihr nach, mit aller Anstrengung bemüht, sich in ihrer Nähe zu halten. Der Ruf nach Hülfe erscholl von dem Balkon über dem Portale. Hier sah man, fast mitten unter Flammen, die von allen Seiten zusammenschlugen, einen Mann stehen, und ein zweiter schien sich mühsam aufzurichten, indem er sich an das Geländer des Balkons stützte. Der große Haufen unten starrte das entsetzliche Schauspiel an; die beiden Männer schienen rettungslos verloren, und jeden Augenblick erwartete man, sie entweder von den Flammen verzehrt oder sich voller Verzweiflung von dem hohen Balkon herunterstürzen zu sehen. Keine Leiter war hoch genug, kein mögliches Mittel zu erfinden. Das Mädchen blickte mit starren Augen, mit festgebannten Zügen, wie versteinert, todtenblaß und unverwandt nach dem Balkon hin. Die ganze Menschenmasse war, wie von Entsetzen gelähmt; kein Laut ließ sich hören.

„Platz da!" rief eine Stimme; und man sah einen kurzen, stämmigen Mann, in einem groben, blauen Oberrocke mit rothem Kragen, sich mit Gewalt durch die Menge drängen. Einen langen, starken Strick, an dessen einem Ende ein eiserner Haken befestigt war, trug er um den einen Arm gewunden. „Ihr müßt zurücktreten, und mir Platz gönnen", rief er, indem er den Strick aufwickelte, das eine Ende anfaßte und den Versuch machte, das mit dem Haken versehene nach dem Balkon zu schleudern. Die dicht um ihn gepreßte Menge hinderte ihn. „Zurück da!" rief er; Andere halfen, sie zurückdrängen; und als er so viel Raum hatte, daß er den Strick einigermaßen in großen Bogen schwingen konnte: drängten sich die Nächsten von selbst zurück, um nicht von dem eisernen Haken getroffen zu werden. Nach einigen vergeblichen Versuchen gelang es ihm, den Strick nach dem Balkon zu werfen. Man erstaunte, als man es sah: denn Jedermann hielt es für unmöglich. Bei einem jeden vergeblichen Versuche hörte man von dem stämmigen, trocknen, lakonischen Manne nur ein verdrießliches: „Eh!" — Als es gelungen war, rief er laut hinauf: „Mach' ihn fest!" Es geschah, und mit unglaublicher Schnelligkeit kletterte er zum Balkon hinauf.

Hier sah man, wie Der, welcher um Hülfe gerufen hatte, mit starken Armen den Zweiten über das Geländer hob, und so hinstellte, daß er den Strick bequem umfassen konnte, während der kühne Retter ihn von unten unterstützte. Schon waren Alle von den Flammen umzingelt, aber die beiden an dem Stricke Schwebenden glitten sicher und langsam hinunter, während der Zurückgebliebene kühn über das Geländer sprang, mit einem Arme sich festhielt und so, frei in der Luft, in der größten Höhe schwebte. Erst als Beide unten waren, schwang er sich nach dem Stricke hin und glitschte schnell hinunter.

Ein Jubelgeschrei ertönte von allen Seiten; aber mit unglaublicher Schnelligkeit drängte sich das Mädchen durch den Haufen, und Bull eilte ihr nach. Kaum waren Beide gerettet, als sie schon in ihrer Nähe war.

„Eistein!" rief sie. — „Luise, du hier?"

„Luise!" rief der zuerst Gerettete, der, wie man sah, mit einem gebrochenen Beine dalag. Das Mädchen hörte kaum seine Stimme, als sie, erschüttert, zu ihm hineilte, neben ihm hinsank und, kaum hörbar: „Vater, Vater!" sprach. „Auch ich war fast verbrannt; dieser junge Mann hat mich gerettet", sagte sie und zeigte auf Bull.

„Wo ist unser kühner Retter?" fragte Eistein und blickte nach der in stummes Erstaunen versunkenen Menge. Er war nicht zu finden.

„Ich sah ihn", sprach Einer aus dem Haufen, „als Beide gerettet waren, einen Augenblick ruhig nach dem Balkon hinsehen. „Schade um den schönen Strick", sagte er darauf, und verschwand unter der Menge." — „Ja", riefen Mehrere, „so machen es unsere braven Schiffszimmerleute von Holmens festem Stock immer."

Eistein konnte sich nicht beruhigen. Aber hier war schnelle Hülfe nöthig. Eine Tragbahre ward herbeigeschafft, einige Betten glücklich aufgefunden, der Kranke aufgeladen, und, von den seltsamsten Empfindungen durchdrungen, begleiteten Eistein, Luise und Bull den Kranken, der von ein Paar mächtigen Männern getragen wurde.

Sie hatten schon einen großen Theil des freien Platzes überschritten, als sie hinter sich ein furchtbares Knistern und Krachen und eine plötzliche, blendende Erleuchtung der ganzen Gegend wahrnahmen. Die unruhig sich hin- und herbewegende Menge schien wie eingewurzelt; auch die Träger kehrten sich unwillkührlich um, und blickten das brennende Schloß an, indem sie die Tragbahre hinsetzten. Die wüthenden Flammen wurden jetzt aus allen Fenstern des großen Gebäudes hinausgestoßen. Hoch in die höchste Atmosphäre entwichen die dampfenden Rauchsäulen. Die großen Flammenzungen aus mehreren hundert Fenstern vereinigten sich nach oben mit der großen Feuermasse des brennenden ungeheuern Daches. Die Kupferdeckung färbte diese Flammen purpurroth und smaragdgrün. Mitten in diesem furchtbaren, bunt-

gefärbten Feuerkoloß stand der brennende Thurm, eine Flammenpyramide in einem Flammenmeere. Man sah den Thurm wanken; man sah, wie er sich immer stärker nach einer Richtung bog; man sah ihn, brennend in lichter Lohe, in das bunte, wogende Glutenmeer krachend hineinstürzen; und eine dichte, dunkle Rauchsäule, die plötzlich mächtig aus der Tiefe herausbrach und die blendende Erleuchtung in eine nächtliche Finsterniß verwandelte, bezeichnete die Stelle, wo er hinstürzte. —

Steenewsen, durch das große Gedränge von Bull getrennt, verfolgte den nämlichen Weg, wie dieser. Er drängte sich durch das Gewühl; der Brand hatte nun, gegen Mitternacht, den höchsten Gipfel erreicht. Aengstlich suchte man die Schiffe aus dem Kanale zu entfernen. Die ungeheure Flammenmasse wirbelte von dem linken Flügel, wo das Schloß dem Kanale am nächsten liegt, über die Schiffe und über die Häuser, und drohte, die ganze Häuserreihe anzuzünden. Auf allen Dächern sah man Menschen, welche die Ziegel mit Wasser benetzten, das Anzünden zu verhindern. Viele Fenster der Häuser waren zersprungen; man erblickte die Bewohner, die, von wenigen Freunden unterstützt, im Begriffe waren, ihre Sachen zu retten. Lichter bewegten sich hin und her in den Stuben; die Straßen waren mit Geräthen aller Art erfüllt, und Geschrei, Toben, Weinen, Verwirrung und Entsetzen herrschte allenthalben in dem großen Umkreise, während man mit völliger Ergebung die Rettung des Schlosses aufgegeben hatte. H. Steffens.

2. Der Vesuv.

119. Wer niemals einen feuerspeienden Berg gesehen, vor dem hat die Natur ihre höchste Kraft noch nicht erschlossen. Unter allen Wundern der Erde ist das ihrer feuerkochenden Gebirge gewiß das außerordentlichste.

Ist Neapel stets in einem gährenden Zustande, so war dieß heute wo möglich noch mehr der Fall. Der Ausbruch des Vesuvs war von Tag zu Tag heftiger geworden und hatte diese Nacht eine furchtbare Höhe erreicht. Man fing an, für die Ortschaften an seinem Fuß zu bangen, und beschäftigte sich mit Rettungsanstalten. Aber Neugierige ohne Zahl strömten in langen Wagencolonnen nach Portici, Torre dell Annunziata, Resina, Pompeji und Viele auf den Berg selbst, um ihn so nahe als möglich in seiner fürchterlichen Schönheit zu betrachten. Unter der Zahl der Letztern fand auch ich mich. Es wird nothwendig sein, zum Verständniß derjenigen Leser, welche den Vesuv nicht gesehen, seine dermalige innere Gestalt zu beschreiben, woraus man abnehmen kann, daß das Hinabsteigen in seinen Krater nicht mehr so schwierig wie früher, und daß dieß sogar während seines letzten Ausbruchs nicht unmöglich war. Bei einem der bedeutendsten Ausbrüche, die je stattgefunden haben, stürzte die ganze höchste Spitze, durch welche früher die Auswürfe erfolgten, in den längst vorher durchhöhlten Krater, wodurch dieser

eine ausnehmende Ausdehnung erhielt. Diese Spitze hat sich in ihrer frühern Form in dem nun offen stehenden Bauch des Berges niedergelassen, steht also noch jetzt auf der eigentlich feuerbereitenden Oeffnung des Berges, und aus ihr kamen bei dieser neuen Eruption die Feuersäulen hervor, aus ihr brachen Lavaströme in das sie umringende Thal des großen Kraters. Diese Spitze nennt man den kleinen Vesuv, sie erreicht an Höhe die Mitte der den Krater einschließenden Felsenwände. Von den Rändern dieser Wände übersieht man den ganzen Kessel, welcher an einigen Stellen mehrere hundert Fuß tief ist. Man kann den ganzen Krater oben umgehen, was freilich da, wo man auf allen Vieren klettern muß, sehr beschwerlich wird. Gewandte Fußgänger können in einer halben Stunde herum kommen. Der Anblick dieser Schlucht erregt wirklich die außerordentlichsten Empfindungen, wo da gegenüber der schönen Aussicht über das mittelländische Meer und den herrlichen Golf mit seinen Inseln, der Feuerheerd mit seinen unterirdischen Schrecken uns angähnt. Wunderbar fällt es vor Allem auf, daß der kleine Vesuv mit Gras bewachsen ist, welches jedoch von seinen gefährlichen Umgebungen eine besondere Farbe angenommen hat. Die Farben der Lava und Schwefelformationen sind ganz eigene und außergewöhnliche, so daß man zwar sagen kann, die Lava ist grau, sie schillert aber in die sonderbarsten andern, beinahe fremd aussehenden Farben und das hochglänzende Schwefelgelb scheint zu anderer Zeit wieder jede Farbe, nur nicht gelb. Dieser Farbenwechsel muß von der verschiedenen und häufig wechselnden Temperatur herrühren. Als ich das erstemal hinabstieg, war die ganze Decke des Kraters dergestalt erhitzt, daß man unaufhörlich von einem Lavablock zum andern, über die oft sehr breiten Spalten, aus denen Feuer hervorschoß, springen mußte, während man mir erzählte, diese Felder seien den Winter über ganz kahl und leicht zu betreten gewesen. Es möchte sehr schwer sein, das Innere eines Kraters zu malen; die unzähligen Farbenmischungen desselben auszudrücken, halte ich aber für unmöglich. Das erste, was einem einfällt, wenn man diese Schwefel- und Flammenregionen zu Gesichte bekommt, ist Dantes Hölle. Ich glaube nicht, daß er seine Bilder von den Strafen der Unterwelt entwerfen konnte, ohne einen Krater gesehen zu haben. Es bedarf sehr wenig Phantasie und Erinnerungskraft, um beim Anblick desselben sich alle seine kräftigen Bilder von den Qualen des Tartarus vor Augen zu rücken. Schon bei meinem ersten Besuch drangen Rauchsäulen ringsum aus den heißen Wänden und aus dem kleinen Vesuv, und Flammen zuckten aus den geborstenen Lavafeldern hervor, mit denen der Krater, gleich einem Parkete, belegt ist, und welche höchst unregelmäßig meistens in kolossalen Klumpen an- und übereinander hängen. Es geschieht oft, selbst in ganz ruhigem Zustande des Berges, daß Felsenblöcke herabrollen, und beim Auf- und Absteigen im Krater lösen sich häufig Lavabrocken unter den Tritten, und stürzen in die Tiefe hinab, welches für die Nachfolgenden oder Voraus-

gehenden gefährlich werden kann. Eine ebene Fläche sucht man in dieser Unterwelt vergebens, und das Gehen darin wird besonders durch die Ungleichheit des Bodens und durch die häufigen Unterbrechungen desselben beschwerlich.

So hatte ich bei meinen ersten Besuchen den Krater gefunden. Wie ganz verändert war die Scene aber heute! Eine weiße, dichte Rauchsäule stieg gerade aus dem Schlund empor, und vertheilte sich erst in ungemessener Höhe in den wunderbarsten, den herrlichen Pinien ähnlichen Gestalten. So heiter der Himmel war, so verfinsterte sich doch häufig die Luft, wenn der sich über den ganzen Horizont ausbreitende, schneeweiße Rauch in's Aschgraue umschlug, wodurch die Sonne selbst ihre Kraft verlor. Ob ich gleich auf der Spitze des Kraterrandes gegen das Meer zu stand, und es Mittag war, so trat doch mehrmals eine solche Dunkelheit ein, daß das ausströmende Feuer und nicht die Sonne die Gegenstände erleuchtete.

Ich hatte mir einen der entschlossensten jungen Führer ausgesucht, und beobachtete mehrere Stunden den Gang der Eruption. Das Getöse im Krater war so fürchterlich, daß wir uns mehrmals die Ohren zuhalten mußten, aus Besorgniß, am Gehör Schaden zu leiden. Der Wind war noch immer Südost, so daß der Rauch und die thurmhoch geworfenen Steine ohne Veränderung nach dem nebenstehenden Somma getrieben wurden, der ganz mit glühender Asche bedeckt war, und einem zweiten Vesuv ähnlich sah. Ich entwarf mit meinem Führer einen Plan für den Abend, da ich gehört hatte, daß noch wenige Tage früher viele Fremde zur Nachtzeit hinabgestiegen waren, und ich diesem Beispiel folgen wollte, obschon die Eruption damals noch keinen so ernsthaften Charakter angenommen hatte. Wir begaben uns zum Eremiten zurück, welcher Anstalt machte, sich nach Neapel zu retten. Hier nahm ich mein Mittagsmahl mit mehreren, früher in Rom und Neapel mir bekannt gewordenen Reisenden, welche den Ausbruch bei Nacht zu sehen gekommen waren. Nichts vereinigt Menschen leichter, als eine gemeinschaftlich zu bestehende Gefahr, und so schloß sich auch die muntere Schaar beim Lacrimä Christi, mit dem wir unsere Flaschen für die Nacht füllten, recht herzlich an einander. Als wir uns eben auf den Weg nach oben machen wollten, traf die englische Familie, mit welcher ich die Ueberfahrt gemacht, bei uns ein. Unter solchen Umständen freut man sich doppelt, Bekannte zu finden, und es war wol kein leeres Kompliment, wenn wir uns wechselseitig versicherten, daß uns nichts Erwünschteres hätte zustoßen können. Unsere Karavane bestand nun aus vier Damen und dreizehn Herren von verschiedenen Nationen. Der silbergraue, ehrwürdige Eremit empfahl uns Vorsicht; bis jetzt hatte ich weder ihm, noch der Gesellschaft meinen Plan mitgetheilt.

So lange wir durch die verdeckten Lavahohlgassen ritten, aus denen man nicht hinaussehen kann, herrschte laute Freude unter der Reiterschaar, obgleich

wohl Manchem bei dem unter unſern Füßen ſtets heftiger werdenden Krachen das Herz pochen mochte. Als wir aber auf den flachen Platz am Fuße des Kegels gekommen waren, wo man die Thiere verläßt, und nun die ſteile, ſteinige Höhe erklimmen muß, als wir den glutdampfenden Berg ſo nahe vor uns ſahen, und der kleinſte Druck der Luft uns unter Felſen und Aſche begraben konnte, da wurden diejenigen, die gelärmt hatten, ſtille, und es ließen ſich Stimmen vernehmen, welche genug gethan wähnten, wenn wir hier unſern Rückmarſch anträten. Ich erklärte ſogleich feſt, hiemit nicht einverſtanden zu ſein, und da das Sprechen bei dem Getöſe des Berges ſehr beſchwerlich war, ſo machte ich mich unverzüglich auf den Weg, den Kegel hinaufzuklimmen. Zu meinem Erſtaunen waren die Frauen die Erſten, welche, von Führern gezogen, dem gegebenen Beiſpiele folgten, und mit freudiger Ueberraſchung ſah ich die junge, ſchöne Engländerin, welche mir auf der Ueberfahrt durch ihr entſchloſſenes Weſen ſchon aufgefallen war, unter den erſten der Steigenden, und zwar ohne Hülfe. So kamen wir nach einer mühſeligen Stunde auf die Höhe, als eben die Sonne ſich nach dem Horizont neigte. Nur einige ältliche Perſonen waren zurückgeblieben. Der Anblick war außerordentlich, und die Wuth des uns ſo nahen Kraters erregte ein nicht zu bezwingendes Schaudern. Die glänzend herüber blitzenden Strahlen der bereits über dem Meere ſchwebenden Sonne machten die letzten Verſuche, dem flammenden Berge ſein eignes Licht zu rauben. Sie ſank hinab, und nun entwickelte ſich vor unſern Augen ein Schauſpiel, das mit keinem andern entfernt verglichen werden darf. Was früher Rauch ſchien, war nun Feuer. Die rothe Flammenſäule ſchleuderte glühende Felſen hoch in den Himmel empor, und die Alles verſengende heiße Aſche, ſo wie die aus allen Oeffnungen hervorbrechende ſiedende Lava, kleideten Berg, Himmel und Erde in ein furchtbar blendendes, feuriges Roth. Das ſtets zunehmende Dunkel erhöhte dieſes Schauſpiel bis zum Entſetzlichen, und der ewig rollende Donner in den in vollem Aufruhr begriffenen Eingeweiden des Berges vermehrte ſeine Schrecken in der Finſterniß. Mein muthiger Führer rief mir zu, er ſei entſchloſſen, ſein Verſprechen zu halten, allein wir müßten ohne Verzug uns auf den Weg machen, da der Wind jetzt günſtig ſei. Ich erklärte mit wenigen Worten der Geſellſchaft meinen Entſchluß, und wollte mich verabſchieden, als die junge Engländerin zu mir trat, und entſchieden ſagte: „ich gehe mit".

Man macht oft im Leben, beſonders aber auf Reiſen, die Bemerkung, daß Frauen mehr Muth beſitzen, einer ſichtlichen Gefahr entgegen zu gehen, als die Männer; allein eine ſolche Entſchloſſenheit, ein ſolches Herausgehen aus allen, nach unſern Begriffen dem weiblichen Geſchlecht geſteckten Schranken, konnte in dieſem Augenblicke wohl niemand von einem jungen Mädchen erwarten. Man nahm auch keine Rückſicht auf ihr Anerbieten, und bot nur Alles auf, um mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Nachdem aber jede

freundliche Ermahnung sich fruchtlos erwiesen, und ich mit meinem Führer abging, so entstand ein lauter Jammer hinter mir, da die Engländerin darauf bestand, mit hinabzusteigen. Als ich mich umsah, lagen beide Schwestern des Mädchens vor ihr auf den Knieen, der Vater ging händeringend umher, und die Gesellschaft war beschäftigt, sie von ihrem Entschluß abzubringen. Ich eilte zurück, und vereinigte meine Bitten mit denen der Umstehenden. Zu spät sah ich, daß die Schilderung meines frühern Hinabsteigens sie am meisten in ihrem Vorsatze bestärkt hatte, ich stellte ihr daher vor, daß die Umstände ganz anders seien. Sie entgegnete, daß sie Alles wohl überlegt, daß sie erfahren habe, wie noch vor einigen Tagen viele Fremde, selbst Frauenzimmer in dem Krater gewesen seien, und daß sie ihren Entschluß schon auf der ganzen Reise mit sich getragen. Als ich ihr endlich erklärte, daß ich meinen Vorsatz aufgegeben habe, äußerte sie sehr bitter, sie glaube dieß gern, es liege ganz im Sinne der Männer, von Gefahren zu sprechen, ohne sich ihnen auszusetzen, und nichts werde sie abhalten, allein zu gehen. Ich beruhigte in etwas den zu nachgiebigen Vater mit dem Versprechen, Alles aufzubieten, was in meiner Kraft stehen würde, um seine Tochter zu schützen, und da das Mädchen nicht abzubringen war, so entstand eine höchst rührende Scene des Abschiedes. Sie lag ihrem Vater und ihren trostlosen Schwestern lange an der Brust, und schien eine Zeitlang zu fühlen, wie ungerecht sie handle, den vielen sie liebenden Menschen so tiefen Schmerz zu bereiten. Die stets greller werdende Beleuchtung erhöhte die Rührung dieses Augenblicks, und durch das Gebrülle des Berges drang das dumpfe Schluchzen der Scheidenden.

Als wir uns allein auf den steilen Abhängen befanden, auf denen man den Krater umgehen muß, um zu der einzigen Stelle zu gelangen, welche das Hinabsteigen in ihn erleichtert, und die gegen das verschüttete Pompeji zu liegt, bot ich noch einmal Alles auf, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, doch vergeblich. Der Führer ging voran, und ich hielt mich an seinem Stocke, während die Engländerin mich am Kleide faßte. So kamen wir an die verhängnißvolle Stelle, die derjenigen, wo wir die Gesellschaft verlassen hatten, beinahe gegenüber liegt. Wir mußten uns hier eine Weile niedersetzen, um uns Kräfte zu sammeln. Der Führer trieb unaufhörlich, und schien kein großes Behagen mehr an der ganzen Expedition zu finden. Ich theilte der Engländerin seine Bedenklichkeiten mit, daß der Wind stets schwanke, und daß wir ohne Rettung verloren seien, wenn er sich gegen uns wende. Nichts konnte sie in ihrem Entschlusse irre machen, und als der Führer endlich erklärte, daß sie in ihrem langen Frauenkleide da unten gleich in Flammen gerathen würde, ja selbst nicht den Berg werde hinunter springen können, so trat sie bei Seite, rollte ihr Kleid bis um die Hüften als Gürtel auf, und kam als Mann gekleidet wieder zu uns. So viele Beharrlichkeit

mußte siegen. Ich verwandelte mein Abrathen in Scherz, und suchte nun ihr den Muth einzuflößen, welcher sich denn doch wahrscheinlich bei einer zart gebauten Frau verlieren mußte, wenn sie nur erst die noch nicht begriffenen Gefahren der Unternehmung vor sich sah. Ich bereitete sie auf Alles vor, da Zurufen im Krater selbst unmöglich wurde, und so sehr ich auch früher Besorgnissen Raum gegeben hatte, so verschwanden sie doch jetzt bei der Nothwendigkeit der entscheidenden That. Ich wurde voll guter Hoffnung, und ahnete nicht entfernt den tragischen Ausgang unsers Unternehmens.

Wir stellten uns in eine Reihe, jeder hielt eine Hand des Mädchens, und so stiegen wir hinab. Die heiße, braune Lavaerde dampfte unter unsern tiefeinbrechenden Füßen glühenden Rauch aus, wir fielen bei jedem Schritte zehn bis zwanzig Schritte hinab, ohne uns halten zu können, und wir gelangten daher auf den Grund des Kraters so blitzesschnell, daß wir selbst nicht wußten, wie es zugegangen war. Allein schon hier erwarteten uns ganz andere Erscheinungen, welche die höchste Geistesgegenwart, Gewandtheit und Vorsicht in Anspruch nahmen, um ihnen nicht zum Opfer zu werden. Das erste Hinderniß, auf welches wir stießen, war ein breiter Spalt, über den wir noch im Hinunterlaufen springen mußten, denn an ein Anhalten war nicht zu denken, und wenn diese Kluft breiter gewesen wäre, so würden wir unfehlbar in sie hineingestürzt sein. Das außerordentliche Mädchen, welches wir begleiteten, legte hier die erste Probe ihrer Kühnheit ab, und ihr Muth steigerte sich bald bis zur Tollkühnheit. Das Gebrüll des Berges wurde so arg, daß ich glaubte, er müsse jeden Augenblick bersten. Nicht die heftigste Kanonenschlacht, nicht der stärkste Donner lassen sich mit diesem entsetzlichen Lärm vergleichen, so wie es überhaupt unmöglich ist, Alles zu beschreiben, was in diesem Höllenschlunde vorging. Feuer war um, unter und über uns, und wir bedurften unglaublicher Aufmerksamkeit, um nicht in Brand zu gerathen. Die Hitze von unten war noch viel stärker, als die von oben, und die kleinen Flämmchen, welche hier und dort gleich Irrlichtern an uns heraufschossen, so wie die langen breiten Feuerstreifen, welche oft ganz unversehens unter uns hervorbrachen, machten das Vorwärtsdringen äußerst beschwerlich. Wir mochten uns ungefähr eine halbe Stunde im Krater befinden, als uns der erste Lavastrom entgegen kam. Blutroth und majestätisch daher fließend, bahnte er sich seinen Weg gegen den Ottajano zu, und zerstörte Alles, was ihm in den Weg kam, unter furchtbarem Geknache.

Wir näherten uns seinem Glutbette, das nicht besonders breit, aber sehr hoch war. Die Lava floß so langsam, daß man ihrem Fluß leicht ausweichen konnte, und wer je Kanonen gießen sah, kann sich die beste Vorstellung von ihrer Strömung machen. Die Miß eilte zuerst darauf zu, um ihr Taschentuch an einem Ende darin zu verbrennen; allein die Hitze, welche aus der Lava strömt, ist so furchtbar, daß augenblicklich das Tuch lichterloh brannte,

und ſie ſich die Hand ſehr beſchädigte. Ich warf eine Münze hinein, welche der Führer nach vieler Mühe mit ſeinem eiſenbeſchlagenen Stabe herausholte. Die Lava, die ſich um den Silberſcudo geſchlagen hatte, verhärtete augenblicklich, wie ſie aus dem Fluſſe kam, und dieß iſt das Einzige, was wir von unſerer Unternehmung davonbrachten. Wir ſetzten nun unſern Weg gegen das Centrum des Kraters fort, obgleich bei jedem Schritte die Erſcheinungen drohender, das Getöſe fürchterlicher wurde. Endlich befanden wir uns am Fuße des kleinen Veſuvs. Er war ganz in Feuer und dergeſtalt von der herabfließenden, dunkelglühenden Lava bedeckt, daß die Feuerſäule über ihm aus dem großen Krater ſelbſt zu kommen ſchien. Die Hitze wurde hier ſo arg, daß wir am ganzen Leibe glühten. Wir durften keinen Augenblick ruhig ſtehen, da wir ſonſt anbrannten, und dieſes beängſtigende Gefühl, ſo wie das betäubende, alle Sinne raubende, ſchauderhafte Donnern rings um uns, ließ uns auf den Rückzug denken. Ich gab dieß zu verſtehen, und wollte die Miß zurückführen, als ſie mich, aus welchem Grunde wußte ich nicht, plötzlich nach der entgegengeſetzten Seite riß. Wahrſcheinlich wollte ſie den Anblick von der andern Seite des Berges haben. Unſer Führer blieb, wie erſtaunt über dieſes Entfernen, ſtehen, und ich ſah ihn in der überhellen Beleuchtung ängſtlich auf den Lavaquadern herumtrippeln, und mit weit ausgeſtreckten Armen uns zu ſich winken. Wir waren durch das neue Gemälde zu ſehr beſchäftigt, um ihm Gehör zu geben, und überdieß ärgerte es mich, daß der Menſch uns nicht folgte; ich ſchrieb dieß der Feigheit zu, und bemerkte nicht, welch gräßliches Hinderniß der wahre Grund ſeines Zurückbleibens war. Zwiſchen uns hatte ſich nämlich ein Lavaguß entwickelt, der gerade der Wand des Kraters zufloß, an welcher wir oben vorbei mußten, und wodurch uns der Rückweg für immer abgeſchnitten war, wenn wir nicht zuvorkamen, bevor er die ſteile Felſenwand erreichte. Wir beide erkannten zugleich die Gefahr, und die Angſt beflügelte unſere Schritte. Wir erreichten glücklich den Anfang dieſer ungeheuern Feuerſtrömung; allein hier befand ſich eine breite Kluft, welche man überſpringen mußte, um jenſeits der Richtung zu gelangen, welche die Lava genommen hatte, daß wir erſtarrt davor ſtehen blieben. Das arme Mädchen, welches bisher das Unglaubliche geleiſtet, war erſchöpft, ſie hatte ſich ihre ſchönen Locken verbrannt; mit Mühe hatte ich ihr leicht brennbares Frauenkleid, das mehrmals zu brennen begann, gerettet, allein nun ſchwand bei dem armen Geſchöpf Körper- und Seelenkraft zugleich, und ſie ſank mir auf den Arm. Es war ein fürchterlicher Moment. Verzweiflung lieh mir ungewöhnliche Kraft. Ich faßte die ſüße Bürde auf, und rannte nun rückwärts, um nur die Kraterwand zu erreichen. Es gelang mir. Ich ſuchte einige Fuß über den Lavaboden an der Wand hinaufzukommen, und fand auch wirklich eine weniger erhitzte, höhlenähnliche Schwefelgrotte, wo ich das Mädchen niederlegte und ihr die Schläfe mit Wein aus meiner

Flasche rieb. Nachdem sie sich wieder etwas erholt, gab ich ihr zu trinken, und beschwor sie nun, alle ihre Kräfte zu sammeln, um einen Ausweg zu suchen. Allein sie fiel auf ihre Kniee, um zu beten, und bat mich, sie ihrem Schicksale zu überlassen, da sie nicht mehr gehen könne. Sie zeigte auf ihre Füße, und mit Entsetzen bemerkte ich, daß der rechte ganz versengt war.

Der Lavastrom hatte seine Bahn bis an die große Wand vollbracht, wendete sich hier rechts und zog sich unter unsern Füßen an ihr fort. Die Hitze wurde hierdurch so unausstehlich, daß wir keine Minute länger ausgehalten hätten. Ich nahm die immer betende Miß auf, und trug sie über die Schwefelhöhle. Hier fand ich einzelne hervorragende Felsen, die mir gestatteten, behutsam weiter zu klettern, und ich glaubte mich schon gerettet, als einer dieser Felsen, auf den ich zuletzt getreten war, nachgab und ich mit ihm hinab rollte. Eine Menge Steine folgten uns nach, und ein Wunder war es, daß keines von uns beschädigt wurde. Die Lavaströmung war nun hinter uns, allein wir befanden uns abermals vor der breiten Feuerkluft. Ich fühlte mich selbst, besonders durch die Hitze, sehr erschöpft, und wenn ich auch für mich selbst den Sprung wagen durfte, so konnte er mir doch nicht gelingen, wenn ich ihn mit dem Mädchen versuchen wollte. Sie sah dieß selbst, und flehte mich an, sie zu verlassen und mich zu retten. Allein wie konnte ich mich dazu entschließen?

Als ich so, nach Rettung spähend, umherblickte, sah ich plötzlich unsern braven Führer neben mir. Er war mit einem kühnen Sprung über die Kluft gekommen. Neue Kraft belebte mich, und ich glaubte, meinen rettenden Engel in ihm zu sehen. Ich umarmte ihn; er aber wies nach oben und rief mit einem schrecklichen Schrei: „Cambia il vento!" und im selben Augenblicke waren wir mit einer Flut glühender Asche bedeckt, und große Felsenmassen stürzten krachend um uns nieder. Der Boden begann unter uns zu wanken und sein Gedröhne wurde so gräßlich, so betäubend, daß ich glaubte, der ganze Berg falle nun zusammen, und begrabe uns unter seinen Trümmern. Der junge Salvator aber umfaßte die halbtodte Engländerin und stürzte in raschem Sprunge über die Kluft. Ich folgte ihm, und nun setzten wir das Mädchen auf unsere gekreuzten Arme, und rannten über Felsen und Spalten und Glut und Feuer nach der rettenden Wand. Wie ich diese erklommen, weiß ich nicht zu berichten. Der dampfende Qualm drang von unten nach oben auf uns ein, und wir sanken oft weit zurück, wenn wir mit der äußersten Anstrengung eine kleine Strecke vorwärts gemacht hatten. Glücklicherweise hatte sich der Wind noch nicht bis hierher gedreht; sonst wären wir nimmermehr hinauf gekommen. Oft schwanden mir die Augen, die Kniee brachen ein, und ich mußte mehrmals das arme Mädchen sinken lassen, da ich kaum mehr Kraft fand, mich selbst hinauf zu bringen. Auch der Führer war auf's Aeußerste erschöpft, und nur der Rest meiner Lacrimä Christi konnte

uns wieder auf die Beine bringen. Als wir zwei Drittel des steilen Abhanges erklimmt hatten, wurden die uns umblitzenden Erscheinungen grausenhaft. Der Berg schien uns mit aller Gewalt ausspeien zu wollen. Seine Donner rollten, und die Wand, an welcher wir uns hinaufarbeiteten, begann so furchtbar zu beben, daß wir uns kaum zu halten vermochten, und die Gefahr, durch die Bewegung hinab geschleudert zu werden, jeden Augenblick zu wachsen schien. Das Bewußtsein, so nahe am Ziele zu sein, verlieh uns übermenschliche Kräfte, und wir waren endlich auf dem höchsten Rande angelangt. Von kaltem Schweiß überzogen, sank ich hier bewußtlos nieder, und es verstrichen mehrere Stunden, bis wir wieder im Stande waren, weiter zu gehen. Ein paar Herren aus der Gesellschaft, worunter der dem Wahnsinn nahe Vater der unglücklichen Engländerin, waren mit ihren Führern hierher gedrungen, um uns zu Hülfe zu eilen. Sie kam leider zu spät; das arme Mädchen war in beständigem Paroxysmus; dem Führer war durch einen herabgefallenen Stein der rechte Arm beinahe zerschmettert worden; wir alle waren versengt und übel zugerichtet. In tiefem Schweigen trat die Karawane ihren Rückweg an, ganz verschieden von dem lauten Jubel, mit dem sie gekommen war. Die Engländerin wurde ohne Bewußtsein herabgetragen. Mit Tagesanbruch kamen wir in Resina an; wie ganz anders waren unsre Empfindungen bei dem gestrigen Sonnenaufgange gewesen, und welches Elend können vier und zwanzig Stunden über den Menschen bringen. Einem Leichenzuge ähnlich, zogen wir in Neapel ein, und bald verbreitete sich die traurige Kunde. Mitleid und Bestürzung erfüllten alle theilnehmenden Menschen bei der Nachricht von dem Unglück des von Allen, die sie kannten, hochgeachteten Mädchens, welches keine ärztliche Hülfe mehr zu retten vermochte, da sie in selber Nacht verschied.

Ich verließ Neapel und die trostlose Familie mit tiefem Kummer im Herzen; und ob ich mir gleich keiner Schuld bewußt bin, obgleich die Familie selbst und alle Anwesenden mich zu beruhigen und zu trösten suchten, so wird dieses furchtbare Ereigniß doch stets beängstigend mir vor der Seele schweben, und meine schönsten Erinnerungen an das himmlische Land trüben.

v. Halbronner.

11. Erlösung.

121. Ich ging noch eben allein in den Garten durch die langen Traubengänge, wo Traube an Traube hängt, vom Mondlicht beschienen, und über die Mauer hab' ich mich gelehnt und hab' hinaus gesehen in den Rhein, da war Alles still. Aber weiße Schaumwellen zischten und es patschte immer an's Ufer, und die Wellen lallten wie Kinder. Wenn man so einsam in der freien Natur steht, da ist als ob sie ein Geist wär', die den Menschen um

Erlösung bäte. Soll vielleicht der Mensch die Natur erlösen? Ich muß einmal darüber nachdenken; schon gar zu oft habe ich diese Empfindung gehabt, als ob die Natur jammernd wehmüthig um etwas bäte, daß es mir das Herz durchschnitt, nicht zu verstehen, was sie verlangte. Ich will einmal recht lang d'ran denken; vielleicht entdecke ich etwas, was über das ganze Erdenleben hinaus hebt. Bettina v. Arnim.

Dritte Abtheilung.

Der Mensch.

I. Wesen und Natur.

1. Frömmigkeit.

a. An die Gebildeten unter ihren Verächtern.

122. Es mag ein unerwartetes Unternehmen sein, über welches ihr euch billig wundert, daß noch einer wagen kann, gerade von denen, welche sich über das Gemeine erhoben haben, und von der Weisheit des Jahrhunderts durchdrungen sind, Gehör zu verlangen für einen gänzlich von ihnen vernachlässigten Gegenstand. Auch bekenne ich, daß ich nichts anzugeben weiß, was mir nur einmal jenen leichtern Ausgang weissagete, meinen Bemühungen euern Beifall zu gewinnen, vielweniger den erwünschtern, euch meinen Sinn einzuflößen, und die Begeisterung für meine Sache. Denn schon von Alters her ist der Glaube nicht jedermanns Ding gewesen; und immer haben nur Wenige die Religion erkannt, indeß Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukelten, welche sie sich lächelnd gefallen läßt. Aber zumal jetzt ist das Leben der gebildeten Menschen fern von Allem, was ihr auch nur ähnlich wäre. Ja ich weiß, daß ihr ebensowenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht; daß in euern aufgeschmückten Wohnungen keine andern Heiligthümer angetroffen werden, als die klugen Sprüche unserer Weisen, und die herrlichen Dichtungen unserer Künstler, und daß Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft, wieviel ihr eben dafür zu thun meint, und euch davon anzueignen würdiget,

ſo völlig von euerem Gemüthe Beſitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Weſen, welches euch jenſeit der Welt liegt, nichts übrig bleibt, und ihr keine Gefühle habt für dieß und von dieſem. Ich weiß, wie ſchön es euch gelungen iſt, das irdiſche Leben ſo reich und vielſeitig auszubilden, daß ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürfet, und wie ihr, nachdem ihr euch ſelbſt ein Weltall geſchaffen habt, nun überhoben ſeid, an dasjenige zu denken, welches euch ſchuf. Ihr ſeid darüber einig, ich weiß es, daß nichts Neues und nichts Triſtiges mehr geſagt werden kann über dieſe Sache, die von Weiſen und Sehern, und, dürfte ich nur nicht hinzuſetzen von Spöttern und Prieſtern, nach allen Seiten zur Genüge beſprochen iſt. Am wenigſten — das kann Niemandem entgehen — ſeid ihr geneigt, die letztern darüber zu vernehmen, dieſe längſt von euch ausgeſtoßenen, und euers Vertrauens unwürdig erklärten, weil ſie nämlich nur in den verwitterten Ruinen ihres Heiligthumes am liebſten wohnen, und auch dort nicht leben können, ohne es noch mehr zu verunſtalten und zu verderben. Dieß Alles weiß ich, und dennoch offenbar von einer innern und unwiderſtehlichen Nothwendigkeit göttlich beherrſcht, fühle ich mich gedrungen, zu reden, und kann meine Einladung, daß gerade ihr mich hören mögt, nicht zurücknehmen.

Was aber das Letzte betrifft, ſo könnte ich euch wol fragen, wie es denn komme, daß, da ihr über jeden Gegenſtand, er ſei wichtig oder gering, am liebſten von denen belehrt ſein wollt, welche ihm ihr Leben und ihre Geiſteskräfte gewidmet haben, und euere Wißbegierde deßhalb ſogar die Hütten des Landmanns und die Werkſtätte der niedern Künſtler nicht ſcheuet, ihr nur in Sachen der Religion Alles für deſto verdächtiger haltet, wenn es von denen kommt, welche die Erfahrnen darin zu ſein nicht nur ſelbſt behaupten, ſondern auch von Staat und Volk dafür angeſehen werden? Oder ſolltet ihr etwa, wunderbar genug, zu beweiſen vermögen, daß eben dieſe die Erfahrneren nicht ſind, vielmehr alles Andere eher haben und anpreiſen, als Religion? Wohl ſchwerlich, ihr beſten Männer! Ein ſolches unberechtigtes Urtheil alſo nicht ſonderlich achtend, wie billig, bekenne ich vor euch, daß auch ich ein Mitglied dieſes Ordens bin; und ich wage es mit der Gefahr, daß ich von euch, wenn ihr mich nicht aufmerkſam anhört, mit dem großen Haufen desſelben, von dem ihr ſo wenig Ausnahmen geſtattet, unter eine Benennung geworfen werde. Dieß iſt wenigſtens ein freiwilliges Geſtändniß, da meine Sprache mich wol nicht leicht ſollte verrathen haben, und noch weniger, hoffe ich, die Lobſprüche, die meine Zunftgenoſſen dieſem Unternehmen ſpenden werden. Denn was ich hier betreibe, liegt ſo gut als völlig außer ihrem Kreiſe, und dürfte dem wenig gleichen, was ſie am liebſten ſehen und hören mögen. Schon in das Hülferufen der Meiſten über den Untergang der Religion ſtimme ich nicht mit ein, weil ich nicht wüßte, daß irgend ein Zeitalter ſie beſſer aufgenommen hätte, als das gegenwärtige; und ich habe nichts zu ſchaffen mit den alt-

gläubigen barbarischen Wehklagen, wodurch sie die eingestürzten Mauern ihres jüdischen Zions und seine gothischen Pfeiler wieder emporschreien möchten. Deßwegen also, und auch sonst hinreichend bin ich mir bewußt, daß ich in Allem, was ich euch zu sagen habe, meinen Stand völlig verläugne; warum sollte ich ihn also nicht, wie irgend eine andere Zufälligkeit, bekennen? Die ihm erwünschten Vorurtheile sollen uns ja keineswegs hindern, und seine heilig gehaltenen Grenzsteine alles Fragens und Mittheilens sollen nichts gelten zwischen uns. Als Mensch also rede ich zu euch von den heiligen Geheimnissen der Menschheit nach meiner Ansicht, von dem, was in mir war, als ich noch in jugendlicher Schwärmerei das Unbekannte suchte, von dem, was, seit ich denke und lebe, die innerste Triebfeder meines Daseins ist, und was mir auf ewig das Höchste bleiben wird, auf welche Weise auch noch die Schwingungen der Zeit und der Menschheit mich bewegen mögen; und daß ich rede, rührt nicht her aus einem vernünftigen Entschlusse, auch nicht aus Hoffnung oder Furcht, noch geschieht es sonst aus irgend einem willkürlichen oder zufälligen Grunde; vielmehr ist es die reine Nothwendigkeit meiner Natur; es ist ein göttlicher Beruf; es ist das, was meine Stelle in der Welt bestimmt, und mich zu dem macht, der ich bin. Sei es also weder schicklich noch rathsam, von der Religion zu reden; dasjenige, was mich also drängt, erdrückt mit seiner himmlischen Gewalt diese kleinen Rücksichten. Schleiermacher.

b. Die Unerweckten.

123. Odysseus, der Vielgewanderte, fand auf Circes Insel Thiere, darein Menschen gebannt waren: wenn ein mehr Bewanderter auf schnell segelndem Kometen an unsrer Erdinsel landete, er würde Thiere finden, darein Engel oder Götter gebannet sind, unter denen Millionen noch im Zauberschlafe liegen, und dennoch in unbewußter Kraft die Stirnen gewölbt und nach den Sternen gerichtet, den Mund mit Liebreiz geschmückt haben und wie Nachtwandler durch die Augen herausblicken; unter denen Millionen sich's heimisch gemacht haben in ihren Häusern, und gleich den Abderiten bauen, als wollten sie ewig leben, und schmausen, als wollten sie morgen sterben; von denen Millionen von der Heimat träumen und vor Heimweh die Freuden der Reise und ihre Bestimmung vergessen, einige auch, nach dem Polarsterne blickend, fröhlich ihre Straße wandeln, und des himmlischen Lebens Heiligkeit schmücken mit des irdischen Lebens Schönheit, ob sie schon lieber beim Herrn wären. Incognito reisen alle, einige haben den Schein zur Wirklichkeit gemacht, andere können die Male göttlicher Natur nicht verläugnen. K. Hase.

124. Es gibt in den gebirgigen Gegenden der Erde enge und tiefe Thäler, so ungünstig gelegen, daß nur selten, und in wenigen Stunden des Jahres ein Blick der himmlischen Sonne hineinscheint, und diejenigen, welche in den-

selben wohnen, haben nur eine schwache Vorstellung von dem Glanze des Himmels, von dem Reichthum des Lichtes und von der Freudigkeit und Lust, mit welcher sich die, die dort oben wohnen, in den Strahlen der Sonne baden. Scheint sie aber dann einmal hinein, o dann entsteht in dem Herzen eine Sehnsucht aus der Tiefe hinauf; dann möchten auch sie gern einen reichern Genuß haben von der Herrlichkeit, die sie nur sehr vorübergehend begrüßt; aber es nimmt sie das enge Leben ihres Berufes in dem abgeschloßnen Thale bald wieder gefangen; der flüchtige Wunsch erlischt, und sie fügen sich wieder in die alte Finsterniß und Beschränkung. Schleiermacher.

c. Der Frömmigkeit Wesen und Begriff.

125. Eine Nacht durch blickte Sokrates zu den Gestirnen über ihm und auf die unergründliche Tiefe seines Gemüthes in ihm: als aber die Sonne aufging, fiel er nieder und betete zur Gottheit. So blicket jeder hinauf und hinab, dessen Geist aufschwebt über dem Chaos der Welt, und sinnt nach den Räthseln über und in ihm. Lange Nächte hindurch sannen Einzelne und Völker. Als aber ihre Sonne aufging und sie hörten Morgengeläute vom Himmel her: fielen sie nieder und beteten an den großen Weltgeist, sich erinnernd, daß sie selbst auch göttlichen Geschlechts seien. K. Hase.

126. In unsers Busens Reine wogt ein Streben, sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, enträthselnd sich den ewig Ungenannten; wir heißen's: fromm sein. Göthe.

127. Weßhalb macht doch der Anblick eines Frommen auf alle, die sich nur in einem ruhigen und besonnenen Gemüthszustande befinden, einen so eignen und wunderbaren Eindruck? Sie können sich einer ehrfurchtsvollen Scheu nicht erwehren in der Gegenwart dessen, den sie vielleicht in jeder andern Hinsicht tief unter sich halten; sie demüthigen sich vor seiner erhabenen Gesinnung und fühlen sich selbst geehrt und erhoben durch diese Demüthigung; es überfällt sie die Ahnung von einem seligen und beneidenswerthen Zustande in demselben Augenblick, wo sie selbst sich dessen unfähig, ja vielleicht unwürdig fühlen. Zu allen Zeiten und unter allen Umständen zeigte sich diese Wirkung, sowohl da, wo wir eine reine und vernünftige Religion finden, als da, wo die Erkenntniß des Ewigen noch von mancherlei Irrthümern verunreinigt ist, und die Grundsätze der Gottseligkeit mit abergläubischen Meinungen vermischt sind; überall legen selbst die rohesten Gemüther in ihren bessern Augenblicken durch dieß Gefühl ein Zeugniß ab für die hohe Würde der Frömmigkeit. Ich möchte nicht sagen, daß es die unwandelbare Rechtschaffenheit des Frommen ist, was diesen Eindruck hervorbringt. Die Religion bedarf keines falschen Ruhmes, und so wollen wir nicht anstehen, zuzugeben, daß auch unter denen, welche am Glauben Mangel leiden, nicht wenige ihren

Wandel in unbeſtechlicher Treue und Redlichkeit führen, und die Erfüllung ihrer Pflichten im ganzen Umfange ihr Erſtes und Höchſtes ſein laſſen. Aber, wenn gleich niemand ihnen aufrichtige und herzliche Achtung verſagen kann, und der Böſe ſelbſt gezwungen iſt, ſie zu ehren: ein ſolches Gefühl dringen ſie ihm doch nicht ab, als mit welchem ſie ſelbſt dem Frommen huldigen, zum deutlichen Beweiſe, daß dieſe Huldigung ſich nicht auf das bezieht, was ſie mit ihm gemein haben.

Auch in der unerſchütterlichen Gleichmüthigkeit des Gottſeligen bei allen Vorkommenheiten des Lebens können wir die Urſache dieſer Erſcheinung nicht ſuchen; denn wie viele Menſchen gibt es nicht, die ohne Hülfe der Religion entweder durch frühe Erfahrungen gereift und durch manche Schickſale abgehärtet, oder über der Ausbildung und Beſchäftigung des Verſtandes das, was den ſinnlichen Menſchen betrifft, vernachläſſigend, ſich über nichts verwundern, was um ſie her vorgeht und auch, was ihnen ſelbſt begegnet, mit ungewöhnlicher Gelaſſenheit hinnehmen. Bewundern werden freilich diejenigen, welche die Sklaven jedes Glücks und jedes Unfalls ſind, dieſe ſeltene Erhebung des Gemüthes: aber in eine ſolche Rührung wird ſie keinen verſetzen, wie jene Gott ergebene Stimmung des Frommen jedem abzwingt, der ein Zeuge davon ſein kann.

Ja auch nicht einmal in der freundlichen Liebe, die der Fromme allen ſeinen vernünftigen Mitgeſchöpfen entgegenträgt, müſſen wir es ſuchen. Es gibt viele guten Herzen, die alle Regungen eines thätigen Wohlwollens weit um ſich her verbreiten und mit unermüdetem Eifer und freudiger Aufopferung ihren Beitrag leiſten, um jeden zufrieden zu ſtellen; wer würde ſie nicht lieben und nach ihrem Werthe ſchätzen: aber jene andächtige Ehrfurcht wird ihnen nicht gezollt. — Sollte es etwa der Umſtand ſein, daß wir in einem frommen Gemüthe dieſes Alles vereinigt finden? Nein, nicht jene Aeußerungen der Gottſeligkeit, welche ſie mit andern löblichen Eigenſchaften des Menſchen gemein hat, ergreifen jedes Herz auf eine ſo eigene Weiſe, ſondern die, woraus ſich ihr inneres Weſen unmittelbar zu erkennen gibt. Der Gedanke an Gott begleitet den Frommen überall hin, nicht bloß der Gedanke, er ſieht und empfindet überall das göttliche Weſen; und weil er Alles in unmittelbarer Beziehung auf dieſen einen und großen Gedanken thut und denkt, ſo iſt in ihm und um ihn her nichts unbedeutend und geringfügig, und neben dem irdiſchen Leben, welches er mit andern gemein hat, führt er noch ein andres himmliſches und göttliches. Alles legt hiervon Zeugniß ab. Seine Treue und Redlichkeit hat eine ganz eigenthümliche Geſtalt, weil durch dieſen göttlichen Sinn alle Begierden, die ihn verſuchen, zum Schweigen gebracht ſind. Seine Ruhe wird nicht einmal durch Hoffnung oder durch das Bedürfniß, zu hoffen, geſtört; denn ſie gründet ſich auf das Bewußtſein, daß das Hauptgeſchäft ſeines Lebens doch unter allen Umſtänden ununterbrochen fortgeht.

selben wohnen, haben nur eine schwache Vorstellung von dem Glanze des Himmels, von dem Reichthum des Lichtes und von der Freudigkeit und Lust, mit welcher sich die, die dort oben wohnen, in den Strahlen der Sonne baden. Scheint sie aber dann einmal hinein, o dann entsteht in dem Herzen eine Sehnsucht aus der Tiefe hinauf; dann möchten auch sie gern einen reichern Genuß haben von der Herrlichkeit, die sie nur sehr vorübergehend begrüßt; aber es nimmt sie das enge Leben ihres Berufes in dem abgeschloßnen Thale bald wieder gefangen; der flüchtige Wunsch erlischt, und sie fügen sich wieder in die alte Finsterniß und Beschränkung. Schleiermacher.

c. Der Frömmigkeit Wesen und Begriff.

125. Eine Nacht durch blickte Sokrates zu den Gestirnen über ihm und auf die unergründliche Tiefe seines Gemüthes in ihm: als aber die Sonne aufging, fiel er nieder und betete zur Gottheit. So blicket jeder hinauf und hinab, dessen Geist aufschwebt über dem Chaos der Welt, und sinnt nach den Räthseln über und in ihm. Lange Nächte hindurch sannen Einzelne und Völker. Als aber ihre Sonne aufging und sie hörten Morgengeläute vom Himmel her: fielen sie nieder und beteten an den großen Weltgeist, sich erinnernd, daß sie selbst auch göttlichen Geschlechts seien. K. Hase.

126. In unsers Busens Reine wogt ein Streben, sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben, enträthselnd sich den ewig Ungenannten; wir heißen's: fromm sein. Göthe.

127. Weßhalb macht doch der Anblick eines Frommen auf alle, die sich nur in einem ruhigen und besonnenen Gemüthszustande befinden, einen so eignen und wunderbaren Eindruck? Sie können sich einer ehrfurchtsvollen Scheu nicht erwehren in der Gegenwart dessen, den sie vielleicht in jeder andern Hinsicht tief unter sich halten; sie demüthigen sich vor seiner erhabenen Gesinnung und fühlen sich selbst geehrt und erhoben durch diese Demüthigung; es überfällt sie die Ahnung von einem seligen und beneidenswerthen Zustande in demselben Augenblick, wo sie selbst sich dessen unfähig, ja vielleicht unwürdig fühlen. Zu allen Zeiten und unter allen Umständen zeigte sich diese Wirkung, sowohl da, wo wir eine reine und vernünftige Religion finden, als da, wo die Erkenntniß des Ewigen noch von mancherlei Irrthümern verunreinigt ist, und die Grundsätze der Gottseligkeit mit abergläubischen Meinungen vermischt sind; überall legen selbst die rohesten Gemüther in ihren bessern Augenblicken durch dieß Gefühl ein Zeugniß ab für die hohe Würde der Frömmigkeit. Ich möchte nicht sagen, daß es die unwandelbare Rechtschaffenheit des Frommen ist, was diesen Eindruck hervorbringt. Die Religion bedarf keines falschen Ruhmes, und so wollen wir nicht anstehen, zuzugeben, daß auch unter denen, welche am Glauben Mangel leiden, nicht wenige ihren

Wandel in unbeſtechlicher Treue und Redlichkeit führen, und die Erfüllung ihrer Pflichten im ganzen Umfange ihr Erſtes und Höchſtes ſein laſſen. Aber, wenn gleich niemand ihnen aufrichtige und herzliche Achtung verſagen kann, und der Böſe ſelbſt gezwungen iſt, ſie zu ehren: ein ſolches Gefühl dringen ſie ihm doch nicht ab, als mit welchem ſie ſelbſt dem Frommen huldigen, zum deutlichen Beweiſe, daß dieſe Huldigung ſich nicht auf das bezieht, was ſie mit ihm gemein haben.

Auch in der unerſchütterlichen Gleichmüthigkeit des Gottſeligen bei allen Vorkommenheiten des Lebens können wir die Urſache dieſer Erſcheinung nicht ſuchen; denn wie viele Menſchen gibt es nicht, die ohne Hülfe der Religion entweder durch frühe Erfahrungen gereift und durch manche Schickſale abgehärtet, oder über der Ausbildung und Beſchäftigung des Verſtandes das, was den ſinnlichen Menſchen betrifft, vernachläſſigend, ſich über nichts verwundern, was um ſie her vorgeht und auch, was ihnen ſelbſt begegnet, mit ungewöhnlicher Gelaſſenheit hinnehmen. Bewundern werden freilich diejenigen, welche die Sklaven jedes Glücks und jedes Unfalls ſind, dieſe ſeltene Erhebung des Gemüthes: aber in eine ſolche Rührung wird ſie keinen verſetzen, wie jene Gott ergebene Stimmung des Frommen jedem abzwingt, der ein Zeuge davon ſein kann.

Ja auch nicht einmal in der freundlichen Liebe, die der Fromme allen ſeinen vernünftigen Mitgeſchöpfen entgegenträgt, müſſen wir es ſuchen. Es gibt viele guten Herzen, die alle Regungen eines thätigen Wohlwollens weit um ſich her verbreiten und mit unermüdetem Eifer und freudiger Aufopferung ihren Beitrag leiſten, um jeden zufrieden zu ſtellen; wer würde ſie nicht lieben und nach ihrem Werthe ſchätzen: aber jene andächtige Ehrfurcht wird ihnen nicht gezollt. — Sollte es etwa der Umſtand ſein, daß wir in einem frommen Gemüthe dieſes Alles vereinigt finden? Nein, nicht jene Aeußerungen der Gottſeligkeit, welche ſie mit andern löblichen Eigenſchaften des Menſchen gemein hat, ergreifen jedes Herz auf eine ſo eigene Weiſe, ſondern die, woraus ſich ihr inneres Weſen unmittelbar zu erkennen gibt. Der Gedanke an Gott begleitet den Frommen überall hin, nicht bloß der Gedanke, er ſieht und empfindet überall das göttliche Weſen; und weil er Alles in unmittelbarer Beziehung auf dieſen einen und großen Gedanken thut und denkt, ſo iſt in ihm und um ihn her nichts unbedeutend und geringfügig, und neben dem irdiſchen Leben, welches er mit andern gemein hat, führt er noch ein andres himmliſches und göttliches. Alles legt hiervon Zeugniß ab. Seine Treue und Redlichkeit hat eine ganz eigenthümliche Geſtalt, weil durch dieſen göttlichen Sinn alle Begierden, die ihn verſuchen, zum Schweigen gebracht ſind. Seine Ruhe wird nicht einmal durch Hoffnung oder durch das Bedürfniß, zu hoffen, geſtört; denn ſie gründet ſich auf das Bewußtſein, daß das Hauptgeſchäft ſeines Lebens doch unter allen Umſtänden ununterbrochen fortgeht.

Seine Liebe bedarf keiner Aufforderung; denn sie ist der natürliche Widerschein von der ihm immer gegenwärtigen Liebe Gottes. Dieß, der Wandel vor Gott, der Umgang mit Gott ist es, was einen solchen Menschen zum Gegenstande einer heiligen Ehrfurcht macht. Laßt uns einmal dieses innerste Wesen der Gottseligkeit recht ins Auge fassen. Freilich sollte es keinem unter uns unbekannt sein; aber wer weiß es nicht, wie vermischt in unsern Tagen die Haufen der Christen sind, und wie viele unter ihnen dieses Heiligthum niemals betreten haben. Mögen also diejenigen, die es kennen, diese Stunde einer fröhlichen und dankbaren Erinnerung weihen und mir Zeugniß ablegen für das, was ich sagen werde, die andern aber lernen, was es heiße, fromm und ein Christ sein. Schleiermacher.

128. Die Religion ist die goldene Kette, welche den Erdball am Throne des Ewigen festhält. J. Paul.

129. Auf dem göttlichen Gesichtspunkt gibt es keine Wolken, da ist nur Ein Glanz, Eine Herrlichkeit. Novalis.

130. Hat man Gott im Herzen, dann grübelt man nicht: dann ist nur freie, große, erhebende Empfindung in der Seele. Novalis.

131. Viele Blumen thun sich der Sonne auf; doch nur eine folget ihr immerfort. Herz, sei die Sonnenblume; nicht bloß offen sei dem Gott, sondern gehorche ihm auch. J. Paul.

132. Die Frömmigkeit kann zunächst nicht ein Erkennen (oder ein Wissen) sein, denn dieses ist nie das Maß von jener, eben so wenig ein Wollen (oder Thun), denn dieses setzt immer eine bestimmte innere Erregtheit als das Frühere voraus; sondern sie ist vielmehr das Gefühl der Abhängigkeit alles Endlichen vom Unendlichen und Ewigen, welches sich so zugleich als Freiheit von allem Endlichen zu erkennen gibt. H. Karsten.

d. Der Frömmigkeit Larve.

133. Die Religion ist wie das Firmament: je mehr wir dasselbe betrachten, desto mehr Sterne entdecken wir; sie ist wie das Meer: je mehr man dasselbe untersucht, desto unendlicher scheint es. Ihre Sprache ist die der Liebe, und ihre Gewalt die der Ueberzeugung. G.

134. Keine Religion, die verfolgt, ist göttlich; verfolgende Religion ist erwürgende Liebe. Krummacher.

135. Die Religion ist mitunter nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anschlag nur desto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knien, betet die heiligen, gewirkten Zeichen an, und hinten lauscht der Vogelsteller, der sie berücken will. Göthe.

e. Das Christenthum und die Religionswissenschaft.

136. Das Christenthum ist eine eigenthümliche Weise der Frömmigkeit, in welcher das Wesen die Erlösung durch die Person Jesu von Nazareth ist. H. Karsten.

137. Das Christenthum ist nicht abstrakte Lehre, es ist durch und durch Leben und Innerlichkeit; und dieß Leben in seiner Eigenthümlichkeit darstellen, und zur Anschauung bringen, und dadurch zum Selbsterfahren und zum Nacherleben des Dargestellten anregen, ist Aufgabe des höhern Religionsunterrichtes. H. Karsten.

138. Glaube dem Leben; es lehrt besser, als Reden und Buch. Göthe.

139. Im Besitz der Wahrheit im Christenthum ist nur der Fromme; die wissenschaftliche Aussage darüber eignet nicht Allen. H. Karsten.

140. Die christliche Lehre verzichtet darauf, durch verständige Demonstration das Christenthum anzulernen, sie ist zunächst nur für den Gläubigen, damit derselbe seinen Glauben zusammenhängend überschaue. H. Karsten.

f. Der Weg und die Wahrheit.

141. Verborgen ist das Manna, unbekannt der neue Name allen, die ihn nicht empfangen haben. Denn nichts kann hier durch das bloße Erkennen erkannt, sondern es muß praktisch erfahren werden, man muß Christum in sich erleben und Ihn inne werden. Der eigentliche Beweis für die Wahrheit des Christenthums ist also ein innerlicher, in einem innern Lebensprozeß wirklich erfahrener und erlebter Beweis, und dem, der ihn erfahren hat, durch nichts zu entreißen. Arnold Kanne.

142. Es gibt einige Leute, Andres, die Alles bekehren wollen und mit der Bibel in der Hand hinter jedem hachfahrenden Geist und Taugenichts herlaufen. Das soll aber nicht sein, und ist ärgerlich anzusehen; wo auch der Fehler stecke. Die Lehre Christi, die nicht Einer werth ist, zu hören, mag allerdings allen Menschen gepredigt werden, aber sie soll nicht weggeworfen werden, und wer's nicht besser haben will, der mag's bleiben lassen. Claudius.

143. Ueberhaupt ist nicht zu begreifen, wozu man sich mit den Freigeistern und den Zweiflern so weitläufig in Demonstrations abgibt, und von ihrer Freigeisterei und Zweifelsucht so viel Aufhebens macht. Christus sagt ganz kurz: „Wer mein Wort hält, der wird inne werden, ob meine Lehre von Gott sei." Wer diesen Versuch nicht machen kann, oder nicht machen will, der sollte eigentlich, wenn er ein vernünftiger Mann wäre, oder nur heißen wollte, kein Wort weder wider, noch für das Christenthum sagen; und ist er doch so schwach und eitel, daß er wie Voltaire und Hume u. s. w. sein

bischen Galanteriewaare zum Markt bringen muß, da könnte man ihn ungestört machen lassen, und sich nach ihm nicht umsehen. Claudius.

144. Ueber das Point saillant, über den Geist der Religion kann nicht gestritten werden, weil den nach der Schrift Niemand kennt, als der ihn empfähet, und dann nicht mehr Zeit zu zweifeln und zu streiten ist.

Claudius.

145. Böse nenne nichts, was zum Quell der Ruhe dich hintreibt. Lavater.

146. Unglück ist der Beruf zu Gott — daher sich auch die alten Heiligen selbst ins Unglück stürzten. Novalis.

147. Die Sachkundigen wissen wol auch aus vielfältigen Erfahrungen, welche Art des Bodens fruchtbar ist für diese oder jene Art des Samens; aber wie es nun zugeht im Schoße der Erde, wie und wodurch nun auch in einem fruchtbaren Lande das scheinbar todte Samenkorn aufgeregt wird und anfängt, ein neues eigenthümliches Leben aus sich zu entwickeln: das verstehen wir nicht, wie sorgfältig wir auch diese Entwickelung auf allen ihren verschiedenen Stufen beobachten. Und wie hernach am Lichte und durch den Einfluß der Sonne das immer weiter gedeihende Wachsthum entsteht; wie sich aus diesem die hoffnungsvolle Blüte und die reife Frucht entfaltet: täglich sehen wir es vor unseren Augen, aber es bleibt uns immer ein Wunder, in dessen innerste Tiefen wir nicht eindringen können; und wie viel nun von dem Segen der Aernte der Güte des Samens zuzuschreiben ist, der Beschaffenheit des Bodens oder den günstigen Verhältnissen des Luftkreises, das wissen wir nicht. Ebenso, m. g. Fr., ist es auch in dem menschlichen Gemüthe. Täglich sehen wir das nur, wie das göttliche Wort gesäet wird; wir bemerken auch das Aufkommen und das Wachsthum der Saat und alle jene verderblichen Einflüsse, von denen früher die Rede war; bemerken und beklagen es auch, wenn die Saat vom Winde verweht wird auf einen zu leichten Boden; oder wenn in einem Lande, werth, Besseres zu tragen, die Dornen und die Disteln die Oberhand gewinnen; wir bemerken auch wol die gesegneten Folgen von dem stillen Wirken und Weben eines auf das Göttliche gerichteten Gemüthes: aber wie nun beides sich gegen einander verhält, die Seelen, in welche gesäet wird, und die guten Lehren und Zusprachen, welche gesäet werden; der Geist und die Treue der Pflanzenden und Begießenden, und dann wieder die Witterung, in welcher die bearbeitete Seele sich befindet; wie viel von dem größeren oder geringeren Gedeihen auf Rechnung des Einen gehört oder auf die des Andern: darüber wissen wir noch nichts und erfahren auch nichts darüber durch die Gleichnißrede des Erlösers, weil dasselbe auf dem Gebiete der Natur nicht minder dunkel ist. Schleiermacher.

148. Diese ebenso erhabene als wohlthätige Religion hat die erschöpfte und versunkene Welt wiedergeboren, sie ist das lenkende Prinzip in der Geschichte

der neuern Völker geworden, und noch jetzt, da viele ihrer Erziehung entwachsen zu sein wähnen, werden sie in der Ansicht aller menschlichen Dinge weit mehr durch deren Einfluß bestimmt als sie selbst wissen. A. W. v. Schlegel.

---

2. Der Stand des Unfriedens.

a. Das *Γνῶθι σεαυτόν*. (Selbsterkenntniß).

149. Das Leben gleicht einem Buche: Thoren durchblättern es flüchtig, der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiß, daß er es nur einmal lesen kann. Jean Paul.

150. „Selbsterkenntniß! viel zu wenig streben Menschen nach ihr." — Ich kann Viele deßhalb nicht tadeln — denn, lieber Gott, wie gar wenig verlohnen doch manche solche Bekanntschaften die Mühe! E. Wagner.

151. Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachtung niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist. Göthe.

152. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht. Er kann sich täuschen, aber nur äußerlich, nur auf der Oberfläche seines Wesens; nicht in der Tiefe seines Herzens: da fühlt er seine Tücke. F. H. Jacobi.

153. Jede Hineinsteigung, der Blick in's Innere, ist zugleich Aufsteigung, Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Aeußeren. Novalis.

154. Beginne schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das, was kommen wird; weine nicht um das, was vergeht: aber sorge du, dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen. Schleiermacher.

b. Licht und Schatten.

155. Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen, der Erde Weh', der Erde Glück zu tragen, mit Stürmen mich herum zu schlagen, und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen. Göthe.

156. Ich Ebenbild der Gottheit, das sich schon ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit, sie selbst genoß in Himmelsglanz und Klarheit, und abgestreift den Erdensohn; ich mehr als Cherub, dessen freie Kraft schon durch die Adern der Natur zu fließen, und schaffend Götterleben zu genießen, sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen! Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft, nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen! Hab ich die

Kraft, dich anzuziehn, beſeſſen, ſo hatt' ich dich zu halten keine Kraft. In jenen heil'gen Augenblicken, ich fühlte mich ſo klein, ſo groß; du ſtießeſt grauſam mich zurück in's ungewiſſe Menſchenloos; wer lehret mich? was ſoll ich meiden? ſoll ich gehorchen jenem Drang? ach unſre Thaten ſelbſt, ſo gut als unſre Leiden, ſie hemmen unſers Lebens Gang. Göthe.

157. Ach, wer mag das Schickſal mir entſchleiern, daß der Menſch hier Alles wird und Nichts. Tiedge.

158. Es gibt Pflanzenmenſchen, Thiermenſchen, und Gottmenſchen. (?) Jean Paul.

159. Man kann immer zugeben, daß der Menſch einen vorwaltenden Hang zum Böſen hat; um ſo beſſer iſt er von Natur; denn nur das Ungleichartige zieht ſich an. Novalis.

160. Der innere Menſch wird, wie der Neger, weiß geboren, und vom Leben ſchwarz gefärbt. Jean Paul.

161. So wie kein Theil unſers Erdbodens von Natur ein fruchtbarer Acker iſt, ſo auch keiner von Natur ein Weg, ſondern jeder wird erſt dieß oder jenes durch die Beſtimmung, welche die Menſchen ihm geben; wo wir aber in einer Gegend fruchtbares und gedeihliches Land finden, da führen auch die Straßen zum Theil über dieſes fruchtbare und gedeihliche Land hinweg, und es iſt nicht möglich, auf eine ſolche Weiſe zu ſondern, daß nur der von Natur beſſere Boden beſäet werde, und nur der geringere zur Straße beſtimmt. So iſt es auch mit dem Menſchen; der Unterſchied, den uns der Erlöſer hier vor Augen ſtellt, hat ſeinen Grund nicht in einer urſprünglichen Verſchiedenheit der Gemüther und Gaben. Wenn ſchon nicht auf jedem Acker hundertfältige Frucht kann gewonnen werden: keiner iſt doch von der Natur ſo verſäumt, daß er bei gehöriger Mühe und Pflege nicht ſollte etwas hervorbringen können. Schleiermacher.

c. Alles eitel!

162. Liefert das Leben von unſern idealen Hoffnungen und Vorſätzen etwas Anderes, als eine proſaiſche, unmetriſche, ungereimte Ueberſetzung? Jean Paul.

163. O, es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes, dämmerndes Ganzes ruht vor unſerer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt darin, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen — und ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſal. Göthe.

164. Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel zu halten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? erinnert er sich doch kaum, woher er kam! Göthe.

165. Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden. Göthe.

166. Völker verrauschen, Namen verklingen. Schiller.

d. Des Geistes Nacht.

167. Alle Menschen wollen gerne glücklich sein, sie mögen in Häusern oder in Hütten wohnen, mögen nackt oder bekleidet einhergehen, vom Raube leben oder das Feld bauen, Baal oder Bel opfern. Nun aber liegt für uns das Land des Friedens und der Glückseligkeit im Verborgenen. Wir ahnen nur, und suchen, jeder auf seinem Wege, und gehen irre. Zwar die bessern Menschen werden des Irrthums wohl inne, kehren um, und setzen sich ruhig auf einen Stein am Wege. Aber was sind sie damit gebessert? Sie wissen wol, was sie nicht gefunden haben, wo sie das aber finden sollen, wissen sie nicht; und so treiben sie auf dem wilden Meer ohne Rath und Ruder, und die Nacht kommt heran. Denn über dem Irren und Fragen und Forschen werden wir immer älter, kömmt uns der Tod immer näher, und man will doch gerne wissen, woran man ist. Claudius.

168. Glücklich, wer noch hoffen kann, aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen! Was man nicht weiß, das eben braucht man, und was man weiß, kann man nicht brauchen. Göthe.

169. Es irrt der Mensch, so lang er strebt. Göthe.

170. O, daß mir die Hand erschiene, die mich lehren könnte gehen auf dem Wege menschlichen Daseins! die Hand, die Hand! Jacobi.

171. Ich wollte durch Philosophie über etwas zu Verstande kommen, nämlich über die mir eingeborne Andacht zu einem unbekannten Gotte. Jacobi.

172. Lieber Herder, es ist schwer, den Muth zu finden, der eine solche Ohnmacht, ein solches reines Gefühl des Nichtseins, ein solches Leben mit dem Tode ertragen läßt! — Als vorübergehend, so lange man sich nur herabgesunken glaubt unter sich selbst, herabgesunken, nur auf eine Zeitlang — da läßt es sich zur Noth ertragen. Wenn aber die Träume des Kranken vor den Träumen des Gesunden nicht mehr schnell verschwinden; wenn der Mensch zu zweifeln anfängt, ob in diesen mehr Wahrheit sei als in jenen; wenn er

anfängt zu glauben, es sei wohl kaum der Rede werth, was man, in irgend einem Zustande, unter sich selbst und unter Andere herabsinken könne — sich so ganz und überall den Gefangnen der Erde fühlt; ein Spiel, ich möchte sagen, ein Gespött der Elemente; nur geliehen Alles, was er hat und was er haben kann, was er ist und was er sein wird, eine Erscheinung unter Erscheinungen, ein Schatten unter Schatten — ein Traum von Träumen — Lieber! — ich schluchze an Deinem Halse — denn der Unwandelbare, Ewige, Lebendige verbirgt sich meinem Auge; und sein Bild im Wandelbaren, Endlichen verlor ich unter meinen Leiden, meinem Forschen. Jacobi.

173. Ich habe seit einiger Zeit so viel von biblischer und vernünftiger Religion, von orthodoxen und philosophischen Theologen ꝛc. gehört, daß mir Alles im Kopf rund um geht, und ich nicht mehr weiß, wer Recht und Unrecht hat. Die Religion aus der Vernunft verbessern, kömmt mir freilich eben so vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte; aber auf der andern Seite dünkt mir auch die Philosophie ein gut Ding und Vieles wahr, was den Orthodoxen vorgeworfen wird. Claudius.

174. Sie (die Philosophie) kann auf gewisse Weise ein solcher Besen sein, ja, mögt' sie auch einen Hasenfuß nennen, den Staub von den heiligen Statuen damit abzukehren. Wer aber damit an den Statuen selbst bildhauen und schnitzen will, seht, der verlangt mehr von dem Hasenfuß, als er kann, und das ist höchst lächerlich und ärgerlich anzusehen. Paulus, der Vieles in der Welt versucht hatte, der auch ein Pharisäer und fort esprit gewesen, und hernach eines Andern war belehrt worden, bei allem seinem Enthusiasmus für das neue System doch aber in seinem Brief an die Römer die Dialektik noch so gut treibt und versteht als einer: dieser alte erfahrne Mann sagt, und bringt darauf seine alten Tage in viel Arbeit und Fährlichkeit zu, und läßt sich fünfmal vierzig Streiche weniger Eins darauf geben, „daß der Friede Gottes höher sei denn alle Vernunft!" — und so ein Gelbschnabel will raisonniren. Claudius.

175. Da die Vernunft keine Tugend*kraft* herbeizulenken fähig ist, so ist sie auch nicht fähig, eine Tugend*lehre*, welche Stich hielte, zu erschaffen. Die Kraft muß als *Thatsache dargethan* sein, und ihr Gegenstand vor *Augen liegen*, ehe eine Theorie ihrer Anwendung möglich ist. Jacobi.

176. Wie dumpfen Sinnes, wie erstorben muß der sein, der seine Neigungen sich aus lauter *Moral* bilden, der mit lauter *Moral* sie nach Gefallen unterdrücken kann. Zehnmal besser ist mir da der gutherzige Wildfang, der noch Leben im Busen nährt und Liebe. Jacobi.

177. Das Geschrei dieser Männer zum Lobe und zum Schutze der Vernunft mag zum Theil ganz unschuldig sein. Sie glauben in der That, daß

ihre Meinung die Vernunft und die Vernunft ihre Meinung sei. Schwärmer soll man sie darum nicht nennen, da Schwärmerei nur übertriebener Enthusiasmus ist; dieser aber einen wahren Gegenstand voraussetzt. Der Begeisterte für einen nicht wahren Gegenstand, für ein Unwesen, heißt nicht Schwärmer, sondern Phantast. Und das ist der eigentliche Name für dieß Geschlecht: sie sind Phantasten. Geschieht es aber, daß der Eifer für ein Hirngespinst bis zur Predigt seiner Wahrheit und seiner Wunder, ja seiner allein seligmachenden Religion, den Eiferer entflammt: dann heißt seine Gabe Fanatismus. Jacobi.

178. Erkenne erst alle Sterne und das Letzte, dann erst kannst du zweifeln; bis dahin ist Alles möglich. Bettina.

e. Das Tugendideal.

179. Tugenden des Menschen; was sind sie? Was sind wir mit ihnen? Alle menschliche Wahrheit: was haben wir daran? Was haben wir damit an uns selbst? — Ich frage nach einer Tugend, nach einer Wahrheit, nach Einer, die bei mir sei und bei mir bleibe, wie mein Bewußtsein, wie der Trieb zum Leben. Ach, wir sind ein erbärmliches Geschlecht, und es war ein toller Raub — jener des Prometheus, der so peinlich von uns zurückgefordert — so bitter an uns geahndet wird. Jacobi.

180. Schöne, gute, edle Handlungen zu verrichten, ist dem Menschen natürlich. Aber lauter gute Handlungen zu verrichten, tugendhaft zu sein, ist gegen die Natur des Menschen: ungefähr ebenso, wie es dem Menschen natürlich ist, die Befriedigung seiner Begierden zu suchen, aber gegen seine Natur, der möglichen Befriedigung aller seiner Begierden der Glückseligkeit durch Maßhalten, Meiden und Leiden nachzustreben. Jacobi.

181. Daß der Mensch keinen Haus-Frieden in sich hat, das mein' ich; daß es uns lieblich dünken kann, und uns doch betrügt, und hinterher wurmt und graue Haare macht; daß man das Bessere wissen kann und das Unedle thun; daß wir von uns selbst gerissen und gehudelt werden. Claudius.

182. Nicht allein mit der Natur, mit dem Leben, mit ihm selbst ist der Mensch zerfallen; er wünscht, was er nicht soll, er thut, was er nicht will. K. Hase.

183. So wunderbar ist das Geschlecht der Sterblichen gebildet, so vielfach ist's verschlungen und verknüpft, daß keiner in sich selbst noch mit den Andern sich rein und unverworren halten kann. Göthe.

184. Die Menschen würden vor einander laufen, wenn sie sich immer in äußerster Offenheit einander gegenüber erblicken sollten. Kant.

185. Was ist doch der stolze Mensch mit seiner Tugend? — Der einzige letzte Trost blieb selbst für den heiligsten immer noch dieser: daß die Gottheit ihn immer doch als ihr eigenes Geschöpf begnadigen, daß sie, ohne Rücksicht auf seinen Werth und Verdienst, als Gottheit an ihm handeln will, daß sie ihn einst nicht in das verzehrende Sonnenlicht der Vergeltung, sondern in den Labeschatten ihrer himmlischen Barmherzigkeit stellen wird.

E. Wagner.

f. Das trotzige und das schwache Herz.

186. Bei jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: es stünde mit strahlender Schrift, obgleich nur ihm sichtbar, an allen seinen Wänden geschrieben: Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor. — Richtet nicht. Jacobi.

187. Jeder Mensch hat seine Teufelsaugenblicke; und man hat zum Sprichwort gemacht: Noth hat kein Gebot. Lavater.

188. Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelehrten Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln und, wie jene, nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, ebenso wenig nach wahren Zwecken handeln, ebenso durch Bisquit, Kuchen und Birkenreiser regiert werden: das will Niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen. Göthe.

189. Unsere Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor. Göthe.

190. Sind unsere Leidenschaften, mit denen wir im ewigen Streit leben, nicht schrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von seinem Vaterlande verschlagen? Göthe.

191. Wehe mir, ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen liegt, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit! Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, die ganze Welt liebevoll zu umfassen? Und dieß Herz ist jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr; meine Augen sind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirne zusammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf; sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel zerbricht, und den stillen Wiesen-

grund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir heraugelt, — o, wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht, wie ein lakirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeſicht ſteht, wie ein verſiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer! Ich habe mich oft auf den Boden geworfen, und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern um ihn iſt, und um ihn die Erde verdüſtert. Aber ach! ich fühle es, Gott gibt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten. Göthe.

g. Unſchuld. Sünde. Laſter.

192. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während Andere, nach dem Volksglauben, die Engel damit beleidigen. Grimm.

193. Wäre in einem Gemüthe gar kein frommes Gottesbewußtſein vorhanden, ſo könnte für daſſelbe auch kein Bewußtſein der Sünde hervortreten. Die bewußten Zuſtände der Sünde liegen demnach zwiſchen zwei äußerſten Grenzen eingeſchloſſen, dem Stande der Unſchuld, wo das Gottesbewußtſein noch gar nicht erwacht iſt, und dem Zuſtande der Verſtockung, wo das fromme Selbſtbewußtſein durch das Sinnliche gänzlich zurückgedrängt iſt. Das Sichnichtſündhaftfühlen iſt daher an ſich kein vortheilhafter Zuſtand des geiſtigen Lebens. Karſten.

194. Wir finden in unſerm Selbſtbewußtſein nicht, daß das Gottesbewußtſein uns in jedem Momente unſers Daſeins beherrſchte, daß die niedere Reihe der Empfindungen und Vorſtellungen ganz darin aufginge, ſondern die letztern drängen oft das Frömmigkeitsbewußtſein zurück, ſo daß ſie entweder einen Moment völlig beherrſchen, oder doch nur widerſtrebend vom Gottesbewußtſein unterdrückt werden. Es bildet mithin die Reihe der niedern Seelenkräfte nicht, wie in Chriſto, ein dienendes Organ des Lebens in Gott; ſondern ſelbſt wieder ein herrſchendes Princip. Dieſer innere Gegenſatz iſt das eigentliche Weſen der Sünde. Karſten.

195. Somit ſtellt ſich die Sünde dar als eine giftige Wurzel, die allemal und nothwendig ein doppeltes Gewächs auf die Oberfläche der Erſcheinung treibt: den Irrthum und die unheilige Willensrichtung, und beide ſind nothwendig bei einander. Karſten.

196. Die wirkliche Sünde iſt nicht bloß die äußere That, ſondern Alles, was in Neigungen und Wünſchen, Gedanken und Worten außer Gott vollbracht wird. Karſten.

197. Er ſah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöſchen, und er ſagte: Das ſind meine thörichten Tage! Jean Paul.

bischen Galanteriewaare zum Markt bringen muß, da könnte man ihn ungestört machen lassen, und sich nach ihm nicht umsehen. Claudius.

144. Ueber das Point saillant, über den Geist der Religion kann nicht gestritten werden, weil den nach der Schrift Niemand kennt, als der ihn empfähet, und dann nicht mehr Zeit zu zweifeln und zu streiten ist. Claudius.

145. Böse nenne nichts, was zum Quell der Ruhe dich hintreibt. Lavater.

146. Unglück ist der Beruf zu Gott — daher sich auch die alten Heiligen selbst ins Unglück stürzten. Novalis.

147. Die Sachkundigen wissen wol auch aus vielfältigen Erfahrungen, welche Art des Bodens fruchtbar ist für diese oder jene Art des Samens; aber wie es nun zugeht im Schoße der Erde, wie und wodurch nun auch in einem fruchtbaren Lande das scheinbar todte Samenkorn aufgeregt wird und anfängt, ein neues eigenthümliches Leben aus sich zu entwickeln: das verstehen wir nicht, wie sorgfältig wir auch diese Entwickelung auf allen ihren verschiedenen Stufen beobachten. Und wie hernach am Lichte und durch den Einfluß der Sonne das immer weiter gedeihende Wachsthum entsteht; wie sich aus diesem die hoffnungsvolle Blüte und die reife Frucht entfaltet: täglich sehen wir es vor unseren Augen, aber es bleibt uns immer ein Wunder, in dessen innerste Tiefen wir nicht eindringen können; und wie viel nun von dem Segen der Aernte der Güte des Samens zuzuschreiben ist, der Beschaffenheit des Bodens oder den günstigen Verhältnissen des Luftkreises, das wissen wir nicht. Ebenso, m. g. Fr., ist es auch in dem menschlichen Gemüthe. Täglich sehen wir das nur, wie das göttliche Wort gesäet wird; wir bemerken auch das Aufkommen und das Wachsthum der Saat und alle jene verderblichen Einflüsse, von denen früher die Rede war; bemerken und beklagen es auch, wenn die Saat vom Winde verweht wird auf einen zu leichten Boden, oder wenn in einem Lande, werth, Besseres zu tragen, die Dornen und die Disteln die Oberhand gewinnen; wir bemerken auch wol die gesegneten Folgen von dem stillen Wirken und Weben eines auf das Göttliche gerichteten Gemüthes: aber wie nun beides sich gegen einander verhält, die Seelen, in welche gesäet wird, und die guten Lehren und Zusprachen, welche gesäet werden; der Geist und die Treue der Pflanzenden und Begießenden, und dann wieder die Witterung, in welcher die bearbeitete Seele sich befindet; wie viel von dem größeren oder geringeren Gedeihen auf Rechnung des Einen gehört oder auf die des Andern: darüber wissen wir noch nichts und erfahren auch nichts darüber durch die Gleichnißrede des Erlösers, weil dasselbe auf dem Gebiete der Natur nicht minder dunkel ist. Schleiermacher.

148. Diese ebenso erhabene als wohlthätige Religion hat die erschöpfte und versunkene Welt wiedergeboren, sie ist das lenkende Prinzip in der Geschichte

der neuern Völker geworden, und noch jetzt, da viele ihrer Erziehung entwachsen zu sein wähnen, werden sie in der Ansicht aller menschlichen Dinge weit mehr durch deren Einfluß bestimmt als sie selbst wissen. A. W. v. Schlegel.

---

2. Der Stand des Unfriedens.

a. Das *Γνῶθι σεαυτόν*. (Selbsterkenntniß).

149. Das Leben gleicht einem Buche: Thoren durchblättern es flüchtig, der Weise liest es mit Bedacht, weil er weiß, daß er es nur einmal lesen kann. Jean Paul.

150. „Selbsterkenntniß! viel zu wenig streben Menschen nach ihr." — Ich kann Viele deßhalb nicht tadeln — denn, lieber Gott, wie gar wenig verlohnen doch manche solche Bekanntschaften die Mühe! E. Wagner.

151. Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachtung niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, deine Pflicht zu thun, und du weißt gleich, was an dir ist. Göthe.

152. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht. Er kann sich täuschen, aber nur äußerlich, nur auf der Oberfläche seines Wesens; nicht in der Tiefe seines Herzens: da fühlt er seine Tücke. F. H. Jacobi.

153. Jede Hineinsteigung, der Blick in's Innere, ist zugleich Aufsteigung, Himmelfahrt, ein Blick nach dem wahrhaft Aeußeren. Novalis.

154. Beginne schon jetzt dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das, was kommen wird; weine nicht um das, was vergeht: aber sorge du, dich selbst nicht zu verlieren, und weine, wenn du dahin treibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in dir zu tragen. Schleiermacher.

b. Licht und Schatten.

155. Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen, der Erde Weh', der Erde Glück zu tragen, mit Stürmen mich herum zu schlagen, und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen. Göthe.

156. Ich Ebenbild der Gottheit, das sich schon ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit, sie selbst genoß in Himmelsglanz und Klarheit, und abgestreift den Erdensohn; ich mehr als Cherub, dessen freie Kraft schon durch die Adern der Natur zu fließen, und schaffend Götterleben zu genießen, sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen! Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft, nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen! Hab ich die

Kraft, dich anzuziehn, beſeſſen, ſo hatt' ich dich zu halten keine Kraft. In jenen heil'gen Augenblicken, ich fühlte mich ſo klein, ſo groß; du ſtießeſt grauſam mich zurück in's ungewiſſe Menſchenloos; wer lehret mich? was ſoll ich meiden? ſoll ich gehorchen jenem Drang? ach unſre Thaten ſelbſt, ſo gut als unſre Leiden, ſie hemmen unſers Lebens Gang. Göthe.

157. Ach, wer mag das Schickſal mir entſchleiern, daß der Menſch hier Alles wird und Nichts. Tiedge.

158. Es gibt Pflanzenmenſchen, Thiermenſchen, und Gottmenſchen. (?) Jean Paul.

159. Man kann immer zugeben, daß der Menſch einen vorwaltenden Hang zum Böſen hat; um ſo beſſer iſt er von Natur; denn nur das Ungleichartige zieht ſich an. Novalis.

160. Der innere Menſch wird, wie der Neger, weiß geboren, und vom Leben ſchwarz gefärbt. Jean Paul.

161. So wie kein Theil unſers Erdbodens von Natur ein fruchtbarer Acker iſt, ſo auch keiner von Natur ein Weg, ſondern jeder wird erſt dieß oder jenes durch die Beſtimmung, welche die Menſchen ihm geben; wo wir aber in einer Gegend fruchtbares und gedeihliches Land finden, da führen auch die Straßen zum Theil über dieſes fruchtbare und gedeihliche Land hinweg, und es iſt nicht möglich, auf eine ſolche Weiſe zu ſondern, daß nur der von Natur beſſere Boden beſäet werde, und nur der geringere zur Straße beſtimmt. So iſt es auch mit dem Menſchen; der Unterſchied, den uns der Erlöſer hier vor Augen ſtellt, hat ſeinen Grund nicht in einer urſprünglichen Verſchiedenheit der Gemüther und Gaben. Wenn ſchon nicht auf jedem Acker hundertfältige Frucht kann gewonnen werden: keiner iſt doch von der Natur ſo verſäumt, daß er bei gehöriger Mühe und Pflege nicht ſollte etwas hervorbringen können. Schleiermacher.

c. Alles eitel!

162. Liefert das Leben von unſern idealen Hoffnungen und Vorſätzen etwas Anderes, als eine proſaiſche, unmetriſche, ungereimte Ueberſetzung? Jean Paul.

163. O, es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes, dämmerndes Ganzes ruht vor unſerer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt darin, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen — und ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſal. Göthe.

164. Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel zu halten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? erinnert er sich doch kaum, woher er kam! Göthe.

165. Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden. Göthe.

166. Völker verrauschen, Namen verklingen. Schiller.

d. Des Geistes Nacht.

167. Alle Menschen wollen gerne glücklich sein, sie mögen in Häusern oder in Hütten wohnen, mögen nackt oder bekleidet einhergehen, vom Raube leben oder das Feld bauen, Baal oder Bel opfern. Nun aber liegt für uns das Land des Friedens und der Glückseligkeit im Verborgenen. Wir ahnen nur, und suchen, jeder auf seinem Wege, und gehen irre. Zwar die bessern Menschen werden des Irrthums wohl inne, kehren um, und setzen sich ruhig auf einen Stein am Wege. Aber was sind sie damit gebessert? Sie wissen wol, was sie nicht gefunden haben, wo sie das aber finden sollen, wissen sie nicht; und so treiben sie auf dem wilden Meer ohne Rath und Ruder, und die Nacht kommt heran. Denn über dem Irren und Fragen und Forschen werden wir immer älter, kömmt uns der Tod immer näher, und man will doch gerne wissen, woran man ist. Claudius.

168. Glücklich, wer noch hoffen kann, aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen! Was man nicht weiß, das eben braucht man, und was man weiß, kann man nicht brauchen. Göthe.

169. Es irrt der Mensch, so lang er strebt. Göthe.

170. O, daß mir die Hand erschiene, die mich lehren könnte gehen auf dem Wege menschlichen Daseins! die Hand, die Hand! Jacobi.

171. Ich wollte durch Philosophie über etwas zu Verstande kommen, nämlich über die mir eingeborne Andacht zu einem unbekannten Gotte. Jacobi.

172. Lieber Herder, es ist schwer, den Muth zu finden, der eine solche Ohnmacht, ein solches reines Gefühl des Nichtseins, ein solches Leben mit dem Tode ertragen läßt! — Als vorübergehend, so lange man sich nur herabgesunken glaubt unter sich selbst, herabgesunken, nur auf eine Zeitlang — da läßt es sich zur Noth ertragen. Wenn aber die Träume des Kranken vor den Träumen des Gesunden nicht mehr schnell verschwinden; wenn der Mensch zu zweifeln anfängt, ob in diesen mehr Wahrheit sei als in jenen; wenn er

anfängt zu glauben, es sei wohl kaum der Rede werth, was man, in irgend einem Zustande, unter sich selbst und unter Andere herabsinken könne — sich so ganz und überall den Gefangnen der Erde fühlt; ein Spiel, ich möchte sagen, ein Gespött der Elemente; nur geliehen Alles, was er hat und was er haben kann, was er ist und was er sein wird, eine Erscheinung unter Erscheinungen, ein Schatten unter Schatten — ein Traum von Träumen — Lieber! — ich schluchze an Deinem Halse — denn der Unwandelbare, Ewige, Lebendige verbirgt sich meinem Auge; und sein Bild im Wandelbaren, Endlichen verlor ich unter meinen Leiden, meinem Forschen. Jacobi.

173. Ich habe seit einiger Zeit so viel von biblischer und vernünftiger Religion, von orthodoxen und philosophischen Theologen ꝛc. gehört, daß mir Alles im Kopf rund um geht, und ich nicht mehr weiß, wer Recht und Unrecht hat. Die Religion aus der Vernunft verbessern, kömmt mir freilich eben so vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte; aber auf der andern Seite dünkt mir auch die Philosophie ein gut Ding und Vieles wahr, was den Orthodoxen vorgeworfen wird. Claudius.

174. Sie (die Philosophie) kann auf gewisse Weise ein solcher Besen sein, ja, mögt' sie auch einen Hasenfuß nennen, den Staub von den heiligen Statuen damit abzukehren. Wer aber damit an den Statuen selbst bildhauen und schnitzen will, seht, der verlangt mehr von dem Hasenfuß, als er kann, und das ist höchst lächerlich und ärgerlich anzusehen. Paulus, der Vieles in der Welt versucht hatte, der auch ein Pharisäer und fort esprit gewesen, und hernach eines Andern war belehrt worden, bei allem seinem Enthusiasmus für das neue System doch aber in seinem Brief an die Römer die Dialektik noch so gut treibt und versteht als einer: dieser alte erfahrne Mann sagt, und bringt darauf seine alten Tage in viel Arbeit und Fährlichkeit zu, und läßt sich fünfmal vierzig Streiche weniger Eins darauf geben, „daß der Friede Gottes höher sei denn alle Vernunft!" — und so ein Gelbschnabel will raisonniren. Claudius.

175. Da die Vernunft keine Tugend*kraft* herbeizulenken fähig ist, so ist sie auch nicht fähig, eine Tugend*lehre*, welche Stich hielte, zu erschaffen. Die Kraft muß als *Thatsache dargethan* sein, und ihr Gegenstand vor *Augen liegen*, ehe eine Theorie ihrer Anwendung möglich ist. Jacobi.

176. Wie dumpfen Sinnes, wie erstorben muß der sein, der seine Neigungen sich aus lauter *Moral* bilden, der mit lauter *Moral* sie nach Gefallen unterdrücken kann. Zehnmal besser ist mir da der gutherzige Wildfang, der noch Leben im Busen nährt und Liebe. Jacobi.

177. Das Geschrei dieser Männer zum Lobe und zum Schutze der Vernunft mag zum Theil ganz unschuldig sein. Sie glauben in der That, daß

ihre Meinung die Vernunft und die Vernunft ihre Meinung sei. Schwärmer soll man sie darum nicht nennen, da Schwärmerei nur übertriebener Enthusiasmus ist; dieser aber einen wahren Gegenstand voraussetzt. Der Begeisterte für einen nicht wahren Gegenstand, für ein Unwesen, heißt nicht Schwärmer, sondern Phantast. Und das ist der eigentliche Name für dieß Geschlecht: sie sind Phantasten. Geschieht es aber, daß der Eifer für ein Hirngespinst bis zur Predigt seiner Wahrheit und seiner Wunder, ja seiner allein seligmachenden Religion, den Eiferer entflammt: dann heißt seine Gabe Fanatismus. Jacobi.

178. Erkenne erst alle Sterne und das Letzte, dann erst kannst du zweifeln; bis dahin ist Alles möglich. Bettina.

e. Das Tugendideal.

179. Tugenden des Menschen; was sind sie? Was sind wir mit ihnen? Alle menschliche Wahrheit: was haben wir daran? Was haben wir damit an uns selbst? — Ich frage nach einer Tugend, nach einer Wahrheit, nach Einer, die bei mir sei und bei mir bleibe, wie mein Bewußtsein, wie der Trieb zum Leben. Ach, wir sind ein erbärmliches Geschlecht, und es war ein toller Raub — jener des Prometheus, der so peinlich von uns zurückgefordert — so bitter an uns geahndet wird. Jacobi.

180. Schöne, gute, edle Handlungen zu verrichten, ist dem Menschen natürlich. Aber lauter gute Handlungen zu verrichten, tugendhaft zu sein, ist gegen die Natur des Menschen: ungefähr ebenso, wie es dem Menschen natürlich ist, die Befriedigung seiner Begierden zu suchen, aber gegen seine Natur, der möglichen Befriedigung aller seiner Begierden der Glückseligkeit durch Maßhalten, Meiden und Leiden nachzustreben.
Jacobi.

181. Daß der Mensch keinen Haus-Frieden in sich hat, das mein' ich; daß es uns lieblich dünken kann, und uns doch betrügt, und hinterher wurmt und graue Haare macht; daß man das Bessere wissen kann und das Unedle thun; daß wir von uns selbst gerissen und gehudelt werden. Claudius.

182. Nicht allein mit der Natur, mit dem Leben, mit ihm selbst ist der Mensch zerfallen; er wünscht, was er nicht soll, er thut, was er nicht will. K. Hase.

183. So wunderbar ist das Geschlecht der Sterblichen gebildet, so vielfach ist's verschlungen und verknüpft, daß keiner in sich selbst noch mit den Andern sich rein und unverworren halten kann. Göthe.

184. Die Menschen würden vor einander laufen, wenn sie sich immer in äußerster Offenheit einander gegenüber erblicken sollten. Kant.

185. Was ist doch der stolze Mensch mit seiner Tugend? — Der einzige letzte Trost blieb selbst für den heiligsten immer noch dieser: daß die Gottheit ihn immer doch als ihr eigenes Geschöpf begnadigen, daß sie, ohne Rücksicht auf seinen Werth und Verdienst, als Gottheit an ihm handeln will, daß sie ihn einst nicht in das verzehrende Sonnenlicht der Vergeltung, sondern in den Labeschatten ihrer himmlischen Barmherzigkeit stellen wird.

E. Wagner.

f. Das trotzige und das schwache Herz.

186. Bei jeder Gelegenheit wiederholte nachher Woldemar: es stünde mit strahlender Schrift, obgleich nur ihm sichtbar, an allen seinen Wänden geschrieben: Wer sich auf sein Herz verläßt, ist ein Thor. — Richtet nicht. Jacobi.

187. Jeder Mensch hat seine Teufelsaugenblicke; und man hat zum Sprichwort gemacht: Noth hat kein Gebot. Lavater.

188. Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelehrten Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln und, wie jene, nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, ebenso wenig nach wahren Zwecken handeln, ebenso durch Bisquit, Kuchen und Birkenreiser regiert werden: das will Niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen. Göthe.

189. Unsere Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor. Göthe.

190. Sind unsere Leidenschaften, mit denen wir im ewigen Streit leben, nicht schrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von seinem Vaterlande verschlagen? Göthe.

191. Wehe mir, ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen liegt, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit! Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, die ganze Welt liebevoll zu umfassen? Und dieß Herz ist jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr; meine Augen sind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirne zusammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war, die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf; sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel zerbricht, und den stillen Wiesen-

grund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir heraugelt, — o, wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht, wie ein lakirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeſicht ſteht, wie ein verſiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer! Ich habe mich oft auf den Boden geworfen, und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern um ihn iſt, und um ihn die Erde verdüſtert. Aber ach! ich fühle es, Gott gibt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten. Göthe.

g. Unſchuld. Sünde. Laſter.

192. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während Andere, nach dem Volksglauben, die Engel damit beleidigen. Grimm.

193. Wäre in einem Gemüthe gar kein frommes Gottesbewußtſein vorhanden, ſo könnte für dasſelbe auch kein Bewußtſein der Sünde hervortreten. Die bewußten Zuſtände der Sünde liegen demnach zwiſchen zwei äußerſten Grenzen eingeſchloſſen, dem Stande der Unſchuld, wo das Gottesbewußtſein noch gar nicht erwacht iſt, und dem Zuſtande der Verſtockung, wo das fromme Selbſtbewußtſein durch das Sinnliche gänzlich zurückgedrängt iſt. Das Sichnichtſündhaftfühlen iſt daher an ſich kein vortheilhafter Zuſtand des geiſtigen Lebens. Karſten.

194. Wir finden in unſerm Selbſtbewußtſein nicht, daß das Gottesbewußtſein uns in jedem Momente unſers Daſeins beherrſchte, daß die niedere Reihe der Empfindungen und Vorſtellungen ganz darin aufginge, ſondern die letztern drängen oft das Frömmigkeitsbewußtſein zurück, ſo daß ſie entweder einen Moment völlig beherrſchen, oder doch nur widerſtrebend vom Gottesbewußtſein unterdrückt werden. Es bildet mithin die Reihe der niedern Seelenkräfte nicht, wie in Chriſto, ein dienendes Organ des Lebens in Gott; ſondern ſelbſt wieder ein herrſchendes Princip. Dieſer innere Gegenſatz iſt das eigentliche Weſen der Sünde. Karſten.

195. Somit ſtellt ſich die Sünde dar als eine giftige Wurzel, die allemal und nothwendig ein doppeltes Gewächs auf die Oberfläche der Erſcheinung treibt: den Irrthum und die unheilige Willensrichtung, und beide ſind nothwendig bei einander. Karſten.

196. Die wirkliche Sünde iſt nicht bloß die äußere That, ſondern Alles, was in Neigungen und Wünſchen, Gedanken und Worten außer Gott vollbracht wird. Karſten.

197. Er ſah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöſchen, und er ſagte: Das ſind meine thörichten Tage! Jean Paul.

198. Der Venusberg. Ein Spielmann durchzieht die Welt und spielt und musizirt auf seiner Pfeife, daß die Töne weit in den Gegenden wiederklingen. Wer nun diese Klänge vernimmt, der wird von ihnen mit offenbarer, doch unerklärlicher Gewalt erfaßt, und fort, fort in die Wildniß getrieben: er sieht den Weg nicht, den er geht, wandert und wandert, und wird nicht müde, seine Kräfte nehmen zu, wie seine Eile, keine Macht kann ihn aufhalten; so rennt er rasend in den Berg hinein, und findet ewig niemals den Rückweg wieder. Tieck.

199. Laster sind Krankheiten der Seele.

200. Des Lasters Bahn ist anfangs zwar ein breiter Weg durch Auen, allein ihr Fortgang wird Gefahr, ihr Ende Nacht und Grauen. Gellert.

h. Das Elend.

201. Wer nie sein Brod mit Thränen aß, wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte! Ihr führt ins Leben uns hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden, dann überlaßt ihr ihn der Pein; denn alle Schuld rächt sich auf Erden. Göthe.

202. Je älter ich werde, desto mehr mache ich eine traurige Erfahrung. Die meisten auch von denen, welche nicht ganz von der leiblichen Noth des Lebens erdrückt sind, fühlen sich nicht wohl in der Welt! Diese innere Unbehaglichkeit sucht man auf verschiedene Weise loszuwerden. Einige ergeben sich irgend einer sinnlichen Leidenschaft; Andere betäuben sich durch gesellige Zerstreuungen; Einige suchen in einer banausischen, habsüchtigen Geschäftswuth Befriedigung; einige, oft edle Seelen retten sich in die Mystik; andere vergraben sich in die Gelehrsamkeit, und schrauben sich in das Alterthum hinein oder Mittelalter zurück; Manche schwanken unbeständig von dem einen dieser Rettungsmittel zu dem andern hinüber, und Wenige haben auch den Muth, dieses unbefriedigte Getriebe des Lebens mit einem freiwilligen Tode zu vertauschen. K. Hoffmeister.

203. Die Sünde gleicht dem Schlangenstich; sie schmerzt nicht, aber tödtet dich. Haug.

204. Der wahnsinnige Sterbliche begeht seine Sünden so kühn, blos weil sich ihm ihre mörderischen Folgen verhüllen; — er kettet die in seiner Brust eingesperrten reißenden Thiere los, und lässet sie in der Nacht unter die Menschen dringen, aber er sieht es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreife und würge. Jean Paul.

205. Leichtsinnig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher, und erst wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die

Hütten auf von seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule zieht als eine Schandsäule auf sein Grab, und steht ewig darauf. Jean Paul.

206. Verbirg dich: Sünde und Schande bleibt nicht verborgen. Göthe.

207. Ein üppig lastervolles Leben büßt sich in Mangel und Erniedrigung allein. Schiller.

208. Dies eine fühl' ich und erkenn' es klar: das Leben ist der Güter höchstes nicht; der Uebel größtes aber ist die Schuld. Schiller.

209. Das Uebel ist Strafe der Sünde, d. h. es erscheint immer als Folge der Sünde, nie umgekehrt, so daß dasselbe nur mit der Sünde verschwindet; und dieser Zusammenhang ist eine Ordnung Gottes. Dieser Zusammenhang gilt sowohl von den geselligen, als auch von den natürlichen Uebeln. Erstere, indem sie sich in der sündhaften Gesammtheit entwickeln, letztere, indem sie als Uebel nur gefühlt werden durch die Sünde, durch die sie begleitende Furcht und Ohnmacht des höhern Selbstbewußtseins. Karsten.

i. Die Klage.

210. Der Herr ist das Licht, welches auf das große Bild der Menschheit fällt, und die bunte Scene ihrer Bewegungen und Bestrebungen beleuchtet. Hier sinkt der Wahn ärmlicher Selbstvereinzelung, wo in der Nacht des Irrthums und mißleitender Selbstbeschauung der Einzelne für sich selbst zu stehen, und durch sich selbst das Ziel des Lebens zu erringen wähnt. Im Strahl der neuen Sonne sieht er sich mitten in den Strom der Menschheit geworfen, und die Gemeinschaft geistiger Armut ist seine neue Wahrheit. Hier steht das gesammte Leben mit seinen geistigen Flecken und Wunden, und demüthigt sich im Bewußtsein seiner Ohnmacht, und gibt den Stolz auf, aus sich selber das Ebenbild Gottes zu verklären. Das Wort, welches Fleisch geworden ist, und hat Wohnung unter uns gemacht, schärft das Auge, welches in das Innere des eignen Lebens schaut. Indem wir seine Herrlichkeit sehen, geht uns die Ahnung auf von dem Wesen und der Bestimmung des Geistes in seiner Wahrheit, und von der Wirklichkeit, die dieser Wahrheit nicht entspricht. Hinter der Menschheit liegt ihr verlornes Paradies, und durch alle Zeiten und Völker regt das Bild des himmlischen Herrn und Meisters den Seufzer auf: Ich armer, elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes! Karsten.

211. Die ganze Welt kommt mir vor, wie am Strand versammelt und einer Ueberfahrt harrend, durch alle Vorurtheile, böse Begierden und Laster hindurch zum Land, da einer himmlischen Freiheit gepflegt werde. Bettina.

212. Judaismus. So wie der Einzelne, so hat auch die Menschheit im Ganzen die Geschichte ihrer Vorbereitung zur Erlösung; und in ihren Schick-

ſalen und Begegniſſen erfüllt ſich der Plan Gottes, daß das Wort Fleiſch ward, und Wohnung unter uns machte. Und wie im Bewußtſein des Einzelnen nicht die Geiſteshlitze, die hin und wieder leuchten, ohne daß der Tag des Lebens anbreche, nicht die Sitte und Zucht, die das äußere Leben ſchmücken und zieren, der Aufblick zur Erlöſung iſt; ſondern das Verderben, das im Innern wurzelt, das ſo lange in dumpfen Unfrieden mahnt, bis der Herr in ſeiner Herrlichkeit es ganz erleuchtet, und die Seele aus ihrem Elende in die Fülle des himmliſchen Reichthums ſich rettet: ſo hat auch Gott in das Herz der Völker ein Volk geſtellt, das, wie das Bewußtſein der Sünde, den Fluch des Geſetzes und die Sehnſucht nach Erlöſung offenbarte. Das Volk Israel war durch die eigenthümliche Geſtaltung ſeines Lebens und ſeiner Schickſale von Gott zum Vorbild der Erlöſung geordnet. Alles in demſelben war ein matter Schimmer und Schatten des Lichtes, das einſt die Welt erleuchten ſollte. Es wäre Irrthum, wollte man es deshalb für das ſittlich werthvollſte und ausgebildetſte Volk der vorchriſtlichen Zeit halten. Gerade das mußte offenbar werden, daß das natürliche Leben in aller Glätte und Schönheit, in allen einzelnen Funken des geiſtigen Bewußtſeins, die es aus ſich hervortrieb, weder die Wahrheit, noch das Ziel ſeines Daſeins erfüllen konnte. Und während alle dieſe Völker in einem falſchen, fleiſchlichen und von Gott gekehrten Frieden dahinlebten, war das jüdiſche Volk, wie der Pulsſchlag des Herzens eines mahnenden Gewiſſens in dieſem großen Menſchenkörper, das nicht zur Ruhe kommen kann, bis ſeine Augen den Heiland Gottes geſehen haben. — So war der Standpunkt des jüdiſchen Volkes; alles an ihm war ein Schatten vom Abglanz der vollkommenen Herrlichkeit Chriſti. Sein Geſetz erregte nur das erſte Tönen der ſeufzenden Kreatur, war nur der Anhub des vollkommenen Gerichtes, das erſt durch Chriſtum in die Welt kommen ſollte. Seine Sehnſucht nach Erlöſung ein kaum ſelbſt verſtandener Unfriede, der das Gemüth zerriß. Es war dasſelbe Gefühl, welches in der Zukunft den Erlöſer ſuchte, das aber, weil es ſich ſelbſt nicht verſtanden hatte, und in äußern Schickſalen den Grund ſeines Unfriedens ſuchte, den es in ſich ſelbſt hätte finden ſollen, nur auf einen irdiſchen Heiland hoffte. Es wähnte ſich gedrückt von der Laſt zeitlicher Verhängniſſe, und ahnte kaum, daß es der Geiſt ſei, der ſich mühſelig und beladen fühlte. Das Tiefſte und Bedeutungsvollſte aber, worin der Geiſt und die Bedeutung des Judenthums in ſeiner innerſten Wahrheit ſich ausſprach, war die Erſcheinung des Prophetismus. Unmittelbar vom frommen Selbſtbewußtſein ausgehend, und mit der Frömmigkeit im Geſammtleben und in der Gattung wurzelnd, faßt er das zeitliche Uebel im Ganzen als Folge der Sünde und des Verderbens; und nur in der Vernichtung der letzteren erkennt er die Möglichkeit der wiederauflebenden Herrlichkeit Israels. Aber im tiefſten Bewußtſein, daß er ſelbſt, ſo wie die Zeit, nichts habe, woraus dieſer Friede

sich entwickeln könne, und somit seine eigene Ungenügendheit verkündend, so wie die geistige Ohnmacht alles menschlichen Lebens, ist er mit seiner Sehnsucht an eine Zukunft gewiesen, die Gott schaffen werde. In dieser kommenden Zeit ist sein Glaube lebendig; von dort her winkt ihm unter allem Schmerz und unter allen Verhängnissen der Gegenwart der heilige Strahl frommer, gottvertrauender Hoffnung; und der Glaube und die Hoffnung steigern sich zur Begeisterung, und die Begeisterung wird Weissagung auf Christum! Karsten.

213. Hellenismus. Sehr schön hat man die Geschichte der Menschheit ein „Suchen Gottes" genannt. Durch die eigene, freie Menschenkraft sucht ihn das Heidenthum; in dem Walten der umgebenden Natur, in den Gestaltungen, Zwecken und Verhältnissen des eigenen Lebens glaubt es ihn zu finden; da ist der Gott, was der Mensch Bestes zu haben, Wichtigstes zu erkennen glaubt; von der Erde empor bauend, meint er den Himmel zu erklimmen. Die eigene treibende Unruhe zwingt den Geist, weiter und weiter zu ringen, er ist unermüdlich in diesem Ueben der eignen Kraft, und immer neue Völker führt er an die Arbeit, die ermüdeten abzulösen und ihr Werk weiter zu fördern. Erst wenn alle seine Mittel und Kräfte entwickelt sind und in höchster Anstrengung und Vollendung gearbeitet haben, wenn das lebendigste Gefühl ihrer Erschöpfung und Unzulänglichkeit wach geworden ist, wenn das kecke und freudige Vertrauen auf die eigene menschliche Kraft der Sehnsucht nach einem höhern Beistande, nach einer unendlich über alles Menschliche hinausreichenden Kraft weicht: erst da kommt der trostbedürftigen Menschheit die Gnade der göttlichen Offenbarung entgegen, und die einst so stolze, nun in sich gebrochene Kraft des endlichen Geistes beugt sich in stiller Demuth vor der Herrlichkeit des ewigen Vaters.

Das Griechenthum ist die Vollendung des Heidenthums, diese vollste und reichste Entwicklung des Menschengeistes nach seiner eigensten Kraft. Ohne Störung und Verkümmerung, nicht durch fremde Tradition belastet, noch durch überwältigende Uebermacht der Natur gehemmt, nur an sich selber lernend und im organisch-lebendigen Fortschritte jede Form und Gestaltung bearbeitend, die das ewige Gesetz des geistigen Lebens bestimmt, hat dies herrliche Volk in der Geschichte das vollkommene Paradigma rein menschlicher Entwicklung, wie es kein anderes Volk in dieser Allseitigkeit und Konsequenz aufzuweisen hat, gegeben, hat es das Heidenthum an die letzten Grenzen seines Könnens und über sich selbst hinausgeführt. Droysen.

214. Es ist erschütternd, zu sehen, wie sich alles vereinigt hat, die geistigen Zustände jener Zeit entsetzlich zu machen. Aeußere Verarmung und Verkümmerung, furchtbarer politischer Druck, herrschende Willkür und Gesetzlosigkeit, Reflexion genug, um das Gefühl der politischen Erniedrigung

weitem allgemeinſte Art und Weiſe, daß dabei eingeſchlagen werden krumme Wege. Wollen wir den Menſchen bewegen, daß er auf Recht, auf Ordnung und Geſetze höre: wir ſtellen ihm vor, es ſei ſein eigener Vortheil. Wollen wir ihn bewegen, daß er Gott vertrauen lerne: wir ſtellen ihm vor, es werde vielerlei Umſtände geben im menſchlichen Leben, unter denen er keinen andern Troſt haben werde als dieſen. Kommen wir mit Menſchen zuſammen, welchen das Evangelium auch noch jedem nach ſeiner Weiſe ein Aergerniß iſt oder eine Thorheit: wie ſuchen wir nicht oft dasjenige, was wir ſelbſt in dem Tiefſten unſers Herzens anerkennen und preiſen, gewiſſermaßen zu entſchuldigen, um es ihnen näher zu bringen; mit dem oder jenem, was ihnen anſtößig iſt, brauche man es nicht ſo genau zu nehmen, das ſei die Hauptſache eben nicht; ſondern etwas anderes Einzelnes halten wir ihnen dann vor, wovon wir glauben, daß ſie es eher ergreifen, und daß ſie es leichter ſich aneignen können. O, m. g. Fr., wenn wir ſo glauben, dem Herrn den Weg zu bereiten, wie ſehr ſind wir im Irrthum. Das ſind die krummen Wege, auf welchen dem König der Ehren nicht anſtändig iſt einzuziehen; und der Grundſatz, daß auch ein Umweg, wenn er nur beſſer iſt und leichter und ſanfter, vorzuziehen ſei dem geraden: der iſt es eben, was er verſchmäht. Wie den Königen, wenn ſie einen feierlichen Einzug halten, die Wege müſſen gerade gelegt werden, und darin ſich ihre Hoheit und Würde zeigt, daß ſie nicht genöthigt ſind, Umwege zu machen, ſondern ſie immer auf dem kürzeſten Wege einziehen können: ſo begehrt auch der Herr nicht anders als auf dem geraden Wege der Wahrheit in das menſchliche Herz zu dringen; und nur wenn die Menſchen auf dieſem Wege geführt werden, gelangen ſie zu dem Beſitz der himmliſchen Güter, die er zu ſpenden bereit iſt, und können ihn aufnehmen in ihr Gemüth. Schleiermacher.

233. Ermüdet von dem langen Kampfe mit einem Wiſſen, welches nicht allein innerhalb ſeiner Grenzen, ſondern auch da, wo es nicht hinreicht, ſich in ſich begründen wollte, fing ich an, mich an das Chriſtenthum zu wenden, fing ich an, mehr zu ahnen, als zu glauben, daß der Heiland der Welt auch der Erlöſer des Denkens, der Erretter der verirrten Vernunft von ihren eigenen Verirrungen ſei. Es wird denjenigen, die meine Schriften kennen, nicht ſchwer ſein, dieſe Neigung, anfänglich mehr durch ein ahnendes Gefühl erregt, als auf einem feſten Glauben beruhend, zu finden. Wenn wir, uns ſelbſt überlaſſen, allein mit unſern Zweifeln kämpfen, erſcheint ſelbſt der Wink der Gnade nur zu leicht als ein Erzeugniß des eigenen Gefühls, und erſt in der Mitte einer gläubigen Gemeinde, vereinigt durch einen Lehrer, deſſen eigener zuverſichtlicher Glaube an den Heiland einen feſten Mittelpunkt darbietet, öffnen ſich die Augen, der gemeinſchaftliche Glaube ſondert ſich von dem bloß ſubjektiven Gefühle, und ſein Urſprung aus der Gnade, ſein Gegenſtand als ein Höheres, von dem Schwanken menſchlicher Gefühle und Gedanken völlig

der neuen Kräftigkeit des Gottbewußtseins. Daher die zweifache Seite der Wehmuth: einmal als leidentlicher Nachklang der gewesenen Sünde, im Gefühl, und dies ist die Reue, sodann als Verlangen nach dem höheren Leben, und dies ist die Buße. Karsten.

217. Der natürliche Mensch muß sterben, wenn der geistige leben soll. Claudius.

218. Darum mußte zunächst dem Menschen seine Nichtigkeit und Unfähigkeit offenbar werden, damit er erkenne, nicht, daß die Sünde durch ihn selber überwunden werden könne, noch daß sie unvermeidlich sei, und er sich deßhalb bei, und in ihr beruhigen müsse; sondern daß er bedürfe aufgenommen und eingepflanzt zu werden in ein ursprüngliches göttliches Leben, und daß erst in dieser Gemeinschaft die Bestimmung seines Lebens erreicht sei. Darum mußte von Christus beides ausgehen zugleich: das Gericht und das ewige Leben, damit der Mensch nicht irren könne, wer das zerschlagene Herz aufrichte, und bei wem er ein- und ausgehen müsse und geistige Weide finde. Das Gericht des Herrn und sein ewiger Friede sind nicht getrennt von einander, wie zwei fern liegende Punkte des Lebens, von denen der letzte erst durch eigene Mühe und Siege muß anverdient werden. Das Licht, welches von ihm aus in das Herz fällt, daß es die eigene geistige Leerheit und Armut erkennt, leuchtet auch zu ihm zurück, als den ewigen Mittler und Lebensfürsten, daß der Mensch sich selbst aufgibt, und in ihm von neuem geboren wird zu einem ewigen und göttlichen Leben. Es ist ein heiliger Blick des Geistes, der uns Mosen und Elias zeigt, den Schmerz des Gesetzes, und die verheißende Sehnsucht, und in der Mitte den Herrn der Herrlichkeit, daß wir bekennen: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! Karsten.

219. Wer die Sünde versteht, versteht die Tugend und das Christenthum, sich selbst und die Welt.

220. Ohne das Verständniß der Sünde kann man sich Christi Verdienst nicht zu eigen machen, und hat keinen Theil an dieser zweiten höhern Schöpfung. Novalis.

221. Die Vernichtung der Sünde, dieser alten Last der Menschheit, ist durch die Offenbarung des Christenthums eigentlich bewirkt worden. Novalis.

222. Die Demuth ist nichts anders, als das Aufgeben seines eigenen natürlichen Selbst, und das Bewußtsein, sich wiedergewonnen zu haben in der Gemeinschaft Christi. Karsten.

b. Der Wendepunkt.

Glaube. Wiedergeburt. Heiligung.

223. Soll die That des Erlösers unsre eigne That werden, so kann dies weder durch ein von außen kommendes Aufdringen und Ueberwältigtwerden

die die Unbefangneren und selbst Roheren, wenn sie nur nicht muthwillig ihr Herz verstockten, zu frommer Demüthigung niederbeugte, und ihnen das Geständniß abnöthigte, so habe noch keine menschliche Erscheinung ihr ganzes innerstes Leben demüthigend ergriffen. Karsten.

242. Wir sehen hier ein Leben unter den mannigfachsten und schwierigsten Verhältnissen; bei seinem ersten Erscheinen in der Oeffentlichkeit schon abgetrennt von allen Annehmlichkeiten und friedlichen Ruhepunkten; immer im Conflict mit einer feindlichen und schlau gewandten Weltrichtung, der es am Ende dem Aeußern nach erliegen mußte; immer mitten im öffentlichen Leben, nicht von einer häuslichen Ruhe aus in die Oeffentlichkeit einwirkend; stets beobachtet von dem hämischen Neide, nirgends sich selbst überlassen: ein Verhältniß, in welchem die gewöhnliche Menschennatur schon aus Unkenntniß häufig die Form verletzt hätte. Schon dieser seiner äußern Stellung nach war dies Leben mit keinem andern zu vergleichen, weil es Zwecke verfolgte, für welche weder die Kenntnisse noch der Wille der Mitzeit sich entschieden hatten; unter einem Volke, das so tief stand, daß selbst seine auf Gott gegründeten Hoffnungen über das irdische Wohl nicht hinausreichten; das fast keine andere Tugend hatte, als den bejammernswerthen Stolz, das auserwählte Volk Gottes zu sein. Wir sehen dies Leben unter allen trostlosen und schwierigen Verhältnissen sich stets so gleich bleiben, für alle verhängnißvollen Erfahrungen in der Hoheit seines Geistes gleich unerreichbar, und aller Macht äußerer Einwirkungen gleich unzugänglich, und dennoch so wenig kalt und steif, daß es vielmehr als das einzig wahrhaft lebendige und Leben mittheilende unter den erstarrten und erstarrenden Formen seiner Zeit dastand. Diese Sicherheit in aller Freiheit des Verhaltens, diese überschwengliche Fülle des Bewußtseins, daß alles, was? und wie? von ihm gehandelt sei, nichts anders sein und darstellen könne, als nur den reinen Willen seines Vaters im Himmel, dies offenbart eine Reinheit und Klarheit des Lebens und Seins in Gott, woran das fromme Bewußtsein mit gläubiger Ahnung und demüthiger Bewunderung hinaufschaut. Karsten.

243. Die Fülle des göttlichen Lebens war das Athmen seiner Seele. Daher war bei ihm jeder Gedanke zur Andacht geheiligt, jedes Wort zur Gottesverkündigung, jede That zur Verherrlichung seines himmlischen Vaters. Alles erhielt bei ihm eine Beziehung auf das Höchste und Himmlische, sein Leben war ein Gebet ohne Unterlaß, eine Gottverklärung. Von dem ersten Zeugnisse, was über ihn die Evangelisten aussprechen, bis daß er auffuhr zu seinem und zu unserm Vater, kennen wir an ihm nur e i n e Stimmung, die wohl die Liebe zu Zeiten zu einer heiligen Wehmuth verklären konnte, sie selbst aber blieb ihrem innern Wesen nach dieselbe. Und dieß Bewußtsein war zugleich das klarste und besonnenste, nichts Schwärmerisches, Empfindeln-

des, allein nur der himmlische Friede eines in Gott einigen und Gott seligen Geistes. Karsten.

244. Der Tod des Erlösers, als der Glanzpunkt seiner göttlichen Erscheinung, bringt uns beides: Erlösung und Versöhnung, zum lebendigsten Bewußtsein, und ist daher die wesentlichste Thatsache unsers Heils. Karsten.

245. Si la mort et la vie de Socrate sont d'un sage, la vie et la mort de Jesus sont d'un Dieu. J. J. Rousseau.

246. Auferstehung und Himmelfahrt, geschichtlich beglaubigte Thatsachen, sind der einzig würdige und somit in sich nothwendige Schlußstein der Erscheinung des Herrn. Ein Leben, welches seine göttliche Herrlichkeit überall bewährt hat, kann nicht, wie jedes irdische, zu Ende gehn, sondern muß, wie der Anfang, ein heiliges Bewußtsein erwecken: daß Christus, ausgegangen vom Vater und gekommen in die Welt, wiederum die Welt verlasse und zum Vater gehe. Karsten.

Wunder.

247. Wie es nun schwierig ist, aus den äußern Thatsachen die Göttlichkeit des Erlösers beweisen zu wollen, ebenso wenig rathsam ist es auch. Der lebendige Glaube wird immer nur aus der lebendigen Anschauung der innern Herrlichkeit zu Stande kommen. Das Beweisen aus äußern Thatsachen bewirkt an sich nur ein äußeres Fürwahrhalten und jene ängstliche Rathlosigkeit, die mit dem Aufgeben dieses oder jenes einzelnen Aeußerlichen die eigenthümliche Würde des Erlösers selbst gefährdet meint. Wo der fromme Eindruck von der innern Herrlichkeit des Herrn nur recht lebendig im Gemüthe haftet, da verklärt sich überall auch dessen äußeres Leben in stiller, großer Herrlichkeit, und behält seine ewige, heilige Bedeutung. Ein solches Gemüth ist sich bestimmt und klar bewußt, wie wenig Einzelnes, vom innern Leben losgerissen, gewürdigt werden kann, und wie der äußere Glanz der Herrlichkeit des Herrn nur in dem Maße verschwinden muß, als aus dem frommen Bewußtsein die Erkenntniß von dem reinen Sein Gottes in dem Erlöser verwischt ist. Karsten.

248. Aller Glaube ist wunderbar und wunderthätig. Novalis.

249. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Göthe.

250. Der Glaube an den Geist muß vorausgehen, wo das Wunder geglaubt wird. Unerklärliche Thatsachen umgeben uns in der Natur, umgeben uns allenthalben, die wir aber alle, wenn auch auf für uns unbekannte, Naturgesetze zurückschieben; wenn wir bei den aus dem Leben des Erlösers erzählten Thatsachen nicht dasselbe thun, so liegt der Grund in dem schon in uns vorhandenen Glauben an den göttlichen Geist des Erlösers. Karsten.

weitem allgemeinſte Art und Weiſe, daß dabei eingeſchlagen werden krumme Wege. Wollen wir den Menſchen bewegen, daß er auf Recht, auf Ordnung und Geſetze höre: wir ſtellen ihm vor, es ſei ſein eigener Vortheil. Wollen wir ihn bewegen, daß er Gott vertrauen lerne: wir ſtellen ihm vor, es werde vielerlei Umſtände geben im menſchlichen Leben, unter denen er keinen andern Troſt haben werde als dieſen. Kommen wir mit Menſchen zuſammen, welchen das Evangelium auch noch jedem nach ſeiner Weiſe ein Aergerniß iſt oder eine Thorheit: wie ſuchen wir nicht oft dasjenige, was wir ſelbſt in dem Tiefſten unſers Herzens anerkennen und preiſen, gewiſſermaßen zu entſchuldigen, um es ihnen näher zu bringen; mit dem oder jenem, was ihnen anſtößig iſt, brauche man es nicht ſo genau zu nehmen, das ſei die Hauptſache eben nicht; ſondern etwas anderes Einzelnes halten wir ihnen dann vor, wovon wir glauben, daß ſie es eher ergreifen, und daß ſie es leichter ſich aneignen können. O, m. g. Fr., wenn wir ſo glauben, dem Herrn den Weg zu bereiten, wie ſehr ſind wir im Irrthum. Das ſind die krummen Wege, auf welchen dem König der Ehren nicht anſtändig iſt einzuziehen; und der Grundſatz, daß auch ein Umweg, wenn er nur beſſer iſt und leichter und ſanfter, vorzuziehen ſei dem geraden: der iſt es eben, was er verſchmäht. Wie den Königen, wenn ſie einen feierlichen Einzug halten, die Wege müſſen gerade gelegt werden, und darin ſich ihre Hoheit und Würde zeigt, daß ſie nicht genöthigt ſind, Umwege zu machen, ſondern ſie immer auf dem kürzeſten Wege einziehen können: ſo begehrt auch der Herr nicht anders als auf dem geraden Wege der Wahrheit in das menſchliche Herz zu dringen; und nur wenn die Menſchen auf dieſem Wege geführt werden, gelangen ſie zu dem Beſitz der himmliſchen Güter, die er zu ſpenden bereit iſt, und können ihn aufnehmen in ihr Gemüth. Schleiermacher.

233. Ermüdet von dem langen Kampfe mit einem Wiſſen, welches nicht allein innerhalb ſeiner Grenzen, ſondern auch da, wo es nicht hinreicht, ſich in ſich begründen wollte, fing ich an, mich an das Chriſtenthum zu wenden, fing ich an, mehr zu ahnen, als zu glauben, daß der Heiland der Welt auch der Erlöſer des Denkens, der Erretter der verirrten Vernunft von ihren eigenen Verirrungen ſei. Es wird denjenigen, die meine Schriften kennen, nicht ſchwer ſein, dieſe Neigung, anfänglich mehr durch ein ahnendes Gefühl erregt, als auf einem feſten Glauben beruhend, zu finden. Wenn wir, uns ſelbſt überlaſſen, allein mit unſern Zweifeln kämpfen, erſcheint ſelbſt der Wink der Gnade nur zu leicht als ein Erzeugniß des eigenen Gefühls, und erſt in der Mitte einer gläubigen Gemeinde, vereinigt durch einen Lehrer, deſſen eigener zuverſichtlicher Glaube an den Heiland einen feſten Mittelpunkt darbietet, öffnen ſich die Augen, der gemeinſchaftliche Glaube ſondert ſich von dem bloß ſubjektiven Gefühle, und ſein Urſprung aus der Gnade, ſein Gegenſtand als ein Höheres, von dem Schwanken menſchlicher Gefühle und Gedanken völlig

II. Das christliche Leben.

A. Das Lebensprincip.

254. Das durch Christum umgebildete und geheiligte Leben hat in sich eine neue Selbstthätigkeit empfangen, welches die Liebe ist. Dieselbe ist also die Kraft und die Lebendigkeit des Glaubens. Karsten.

255. So stellt sich das im Glauben aufgenommene und angeeignete Leben Christi als ein eigner, neuer Lebenstrieb, und Lebensthätigkeit dar; und der Mensch, aus dem Geiste geboren, ist doch zugleich in eigner Thätigkeit lebendig. Diese aber unterscheidet sich von dem natürlichen Leben einmal dadurch, daß die Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser ihr Grund- und Ausgangspunkt ist; sodann aber dadurch, daß eben damit jedes äußere Gebot und jede von außen kommende Anordnung zur Lebens- und Berufsführung ein- für allemal aus dieser Thätigkeit ausgeschlossen sind. Alles muß als diese einmal neu gewonnene Lebenskraft von innen heraus nach freiem Triebe sich entwickeln. Alles also, was als äußere Gesetz- und Geboten-Lehre ein Leben in Zucht und Sitte erst angebieten will, gehört nicht in diese neue Lebensordnung. Diese neue, eigenthümliche Lebensthätigkeit ist die christliche Liebe, die also das fortgehende Erzeugniß des Glaubens, oder die Selbstbewegung und Entfaltung des christlichen Geistes nach seiner eigenen, innern Nothwendigkeit ist. Karsten.

256. Wenn so das ganze christliche Leben in seiner sittlichen Willensbestimmung überschaut wird; so ist die Fülle der Liebe und des Friedens Gottes, die nothwendig als Kraft und That sich überall hervorbildet, verbunden mit jener Freiheit von jedem knechtischen Zwange des Gesetzes, und jenem Gefühl der Unabhängigkeit von äußern Verhältnissen für die Entfaltung dieses innern Lebens und Bewußtseins, das eigentliche innere Wesen der christlichen Tugend. Es ist so wahrhaft der Leib ein Tempel Gottes und des heiligen Geistes in welchem innerlich fortwährend in Andacht Gott geopfert wird, und alles äußere Leben nur das verkörperte Gebet, und die mittheilende Selbstoffenbarung dieses inneren Geistes ist. Jede einzelne Handlung ist nicht ein bloßes Mittel zu einem anderen Zwecke, sondern sie ist Selbstzweck, d. h. in einer jeden offenbart sich der Drang der göttlichen Liebe, der sie hervorgerufen hat, sie ist, was das ganze Leben auch ist, nur als Theil, so daß in ihr das ganze Leben in seiner Wahrheit überschaut wird, und in dem Zusammenhange des Ganzen jedes Einzelne für sich als vollendet zu begreifen ist. Karsten.

257. Euer ganzes Leben ist Gottesdienst. Novalis.

258. „Liebe zu üben im Leben, ist unser Beruf auf Erden," fing ein Blättchen, an Bruder Ph. auch in dieser Nacht geschrieben, an. Und wenn

ich dieſes göttliche Gebot der Liebe auch an jedem ſolchen Abend überdenke und hinſchreibe: das ſchwache, menſchliche Herz verſteht dieſes Wort nie ganz.

M.

B. Das innere Leben.

1. Liebe und Selbſtſucht.

259. Die Liebe Gottes in Chriſto iſt höchſte Selbſtbeſtimmung zur Sittlichkeit, und iſt das Maß und das Geſetz, worin ſich der Trieb und Wille des chriſtlichen Bewußtſeins bewegen. Karſten.

260. Dieſe Selbſtſtändigkeit der Liebe iſt zugleich die wahre Freiheit, in Bezug auf den Gebrauch und Verkehr mit allem Aeußerlichen. Nichts dergleichen kann uns heilig oder unheilig machen an ſich ſelbſt, ſondern nur die mitgebrachte oder hinzukommende Geſinnung. Alſo der Glaube oder Unglaube iſt Grund der Verwerfung oder des Wohlgefallens Gottes in unſerer Beſchäftigung mit dieſen Außendingen. Dem Chriſten iſt Alles erlaubt, was aus der Kraft der Liebe kommt, oder damit geeinigt werden kann. Faſten oder Fröhlichſein, Eſſen oder Trinken, Arbeit oder Spiel iſt nicht das Reich Gottes, ſondern Friede im heiligen Geiſte. Dieſe Freiheit aber iſt auch ebenſo ſehr die fromme und liebende Zartheit, die dieſes Aeußere aufnimmt, oder von ſich wirft, nicht nach Willkür und ſtörriger Rückſichtsloſigkeit, ſondern nach dem tiefgefühlten Bedürfniß, wie ſie Viele für das Reich Gottes gewinne. So mit dem innerſten Leben über den Dingen dieſer Welt ſtehend, werden ſie der Liebe die zeitliche Hülle für die Offenbarung ihres Weſens, die ſie gebraucht, und der ganzen Freiheit, die ihr der heimatliche Stand am Vaterherzen Gottes gewährt. Karſten.

261. Ich bin jung geweſen und alt geworden und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menſchen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach der heutigen, ſondern nach der alten kindlichen Weiſe. Nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte ſiegende Heiterkeit, von ſo ausgezeichneter Art, daß ſie mit keiner andern zu vergleichen iſt. F. J. Jacobi.

262. Egoismus iſt die höchſte Armut eines erſchaffenen Weſens. Schiller.

263. Es liebt ein Jeder nur ſich ſelbſt. Schiller.

2. Stille Faſſung und zerſtreuter Sinn.

264. Wer von einem ſtillen, eingezogenen Leben abläßt, dem kann es niemals wohl ſein in ſeinem Herzen. Peſtalozzi.

265. Wenn das Wasser sich in Staubregen zersplittert, kann es keine Mühle treiben; und wo Klang und Rumor an Thür und Fenster ist, passirt im Hause nicht viel. Claudius.

266. Das Glück des Lebens besteht wie der Tag nicht in einzelnen Blitzen, sondern in einer steten, milden Heiterkeit. Das Herz lebt in diesem ruhigen, gleichen Lichte, und wär' es nur Mondlicht, oder Dämmern, seine schönere Zeit. Pittmar.

267. Die Ruhe der Seele ist ein herrliches Ding und die Freude an sich selbst. Wenn nur das Kleinod nicht eben so zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist. Göthe.

3. Lebensgenuß und irdischer Sinn.

268. Die Freude fliegt als ein so schönfarbiger, schmeichelnder, nicht verletzender Goldfalter um uns; nur legt und läßt er so oft Eier zu gefräßigen Raupen zurück. Jean Paul.

269. Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von guten Tagen. Göthe.

270. Der schönste gestirnte Himmel sieht uns durch ein umgekehrtes Fernrohr leer aus. Lichtenberg.

271. Nicht an Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren. Schiller.

272. Vieles wünscht der Mensch, und doch bedarf er nur wenig. Göthe.

273. Dem Glück nachjagen heißt von der Zufriedenheit sich entfernen.

274. Es ist leichter, die eine Begierde zu unterdrücken, als allen folgenden Genüge zu leisten. Jean Paul.

275. Das Auge der Habsucht ist unersättlich; alle Güter der Welt füllen die Höhle nicht aus. Herder.

4. Die Leidensstunden.

276. Oft greift mit eiserner Hand in die Harfe des Lebens, wenn sie am zartesten klingt, gellend das düstre Geschick. Schelling.

277. Es gibt gar kein eigentliches Unglück in der Welt. Jedes Unglück ist gleichsam das Hinderniß eines Stromes, der nach überwundenem Hinderniß nur desto mächtiger durchbricht. Novalis.

278. Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen. Göthe.

251. Das gotterfüllte Leben iſt alſo die Bedingung des Wunders.

Karſten.

252. Vollkommen iſt uns nur, was das Zeugniß ſeiner Wahrheit und Gewißheit, den Charakter der Nothwendigkeit und Genugſamkeit in ſich ſelbſt trägt; vollkommen nur, woran wir nicht zweifeln, göttlich nur, dem wir nicht widerſtehen können! Berliner Jahrbücher.

* * *

253. Der heilige Unbekannte, deſſen Geſichtszüge du nicht erkennen konnteſt, als du aus den Sternen, aus den Blumen, aus dem Menſchenherzen ſie zu entziffern geſucht; ſiehe, er iſt dir entgegen gekommen, menſchlich nahe; in Galiläa hat er ſeine Hütte aufgeſchlagen; blicke in Jeſu Herz, und du haſt in Gottes Herzen geleſen; denn „wer mich ſiehet, Philippe, der ſiehet auch den Vater," ſo ruft er.

Heilige Liebe, als ich an dir vorüber ging, da du unter dem Schleier der Natur verborgen lagſt, da ahnete ich dich; und mein Herz ſchwoll vor Sehnſucht. Seitdem in dem Sohne Gottes ich dich angeſchaut, der dem verlornen Schafe nachgeht, und den Mühſeligen und Beladenen zu ſich einladet, da habe ich dir in's Angeſicht geſehen, und kenne dich, und beuge meine Knie vor dir und rufe: ewige Liebe, gehe auch an mir nicht vorüber, an dem ärmſten deiner Kinder! — Ja, Freunde, was der verborgene Gott iſt, erſt in Chriſto wird es uns offenbar; aber auch, was das verhüllte Menſchenherz iſt, erſt ihm gegenüber lernſt du es erkennen. Indem ich ihn anſchaue, den Gottes-, und des Menſchen Sohn; da erwacht es in meinem Herzen, daß auch ich göttlichen Geſchlechts bin; aber auch gerade, wenn ich ihn anſchaue, da brechen die Thränen aus; denn ach, das Gottesbild iſt ſchmählich in mir entſtellt, und es dient in mir, was da herrſchen ſollte. Seinem Gehorſam gegenüber lernte ich meinen Ungehorſam kennen, ſeiner Demuth gegenüber meinen Hochmuth, ſeinem Erbarmen und liebevollen Herzen gegenüber mein kaltes und liebeleeres Herz. Und ich ſtand unendlich betrübt und beſchämt da, und meine Thränen floſſen. Da ſprach eine Stimme vom Throne der Herrlichkeit: „Weine nicht, denn es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda!! Willſt du geſund werden?" Ich ſprach: Ja Herr! ach, du weißt, wie ſehr! Da ſprach er: „Mein Sohn, ſei getroſt, dir iſt geholfen; ſtehe auf und folge mir nach." Und ich folgte ihm nach, und ſiehe, ich wurde inne, daß er mich nicht betrogen hatte, als er ſagte: „Wer an mich glaubet, der *hat* das ewige Leben." Tholuck.

II. Das christliche Leben.

A. Das Lebensprincip.

254. Das durch Christum umgebildete und geheiligte Leben hat in sich eine neue Selbstthätigkeit empfangen, welches die Liebe ist. Dieselbe ist also die Kraft und die Lebendigkeit des Glaubens. Karsten.

255. So stellt sich das im Glauben aufgenommene und angeeignete Leben Christi als ein eigner, neuer Lebenstrieb, und Lebensthätigkeit dar; und der Mensch, aus dem Geiste geboren, ist doch zugleich in eigner Thätigkeit lebendig. Diese aber unterscheidet sich von dem natürlichen Leben einmal dadurch, daß die Lebensgemeinschaft mit dem Erlöser ihr Grund- und Ausgangspunkt ist; sodann aber dadurch, daß eben damit jedes äußere Gebot und jede von außen kommende Anordnung zur Lebens- und Berufsführung ein- für allemal aus dieser Thätigkeit ausgeschlossen sind. Alles muß als diese einmal neu gewonnene Lebenskraft von innen heraus nach freiem Triebe sich entwickeln. Alles also, was als äußere Gesetz- und Geboten-Lehre ein Leben in Zucht und Sitte erst angebieten will, gehört nicht in diese neue Lebensordnung. Diese neue, eigenthümliche Lebensthätigkeit ist die christliche Liebe, die also das fortgehende Erzeugniß des Glaubens, oder die Selbstbewegung und Entfaltung des christlichen Geistes nach seiner eigenen, innern Nothwendigkeit ist. Karsten.

256. Wenn so das ganze christliche Leben in seiner sittlichen Willensbestimmung überschaut wird; so ist die Fülle der Liebe und des Friedens Gottes, die nothwendig als Kraft und That sich überall hervorbildet, verbunden mit jener Freiheit von jedem knechtischen Zwange des Gesetzes, und jenem Gefühl der Unabhängigkeit von äußern Verhältnissen für die Entfaltung dieses innern Lebens und Bewußtseins, das eigentliche innere Wesen der christlichen Tugend. Es ist so wahrhaft der Leib ein Tempel Gottes und des heiligen Geistes in welchem innerlich fortwährend in Andacht Gott geopfert wird, und alles äußere Leben nur das verkörperte Gebet, und die mittheilende Selbstoffenbarung dieses inneren Geistes ist. Jede einzelne Handlung ist nicht ein bloßes Mittel zu einem anderen Zwecke, sondern sie ist Selbstzweck, d. h. in einer jeden offenbart sich der Drang der göttlichen Liebe, der sie hervorgerufen hat, sie ist, was das ganze Leben auch ist, nur als Theil, so daß in ihr das ganze Leben in seiner Wahrheit überschaut wird, und in dem Zusammenhange des Ganzen jedes Einzelne für sich als vollendet zu begreifen ist. Karsten.

257. Euer ganzes Leben ist Gottesdienst. Novalis.

258. „Liebe zu üben im Leben, ist unser Beruf auf Erden," fing ein Blättchen, an Bruder Ph. auch in dieser Nacht geschrieben, an. Und wenn

C. Das Leben im Verein.

1. Das Familienleben.

a. Die Ehe.

α. Bedeutung einer christlichen Ehe.

303. Das Leben wird überhaupt durch Gemeinschaft gebildet, und wie eigenthümlich ein Jeder auch für sich sein geistiges Leben entwickeln möge, die größeren, allgemeinen Züge dieser Entwicklung wird er aus der Gesammtheit erhalten, welcher er angehört. Karsten.

304. Die christliche Ehe ist die Vereinigung zweier in einem heiligen Gesammtwillen zur Ergänzung des Abbildes Christi. Karsten.

305. Mann und Weib, sich ihres neuen Lebens in Christo, damit aber auch vereinzelt ihrer Einseitigkeit und Unvollkommenheit bewußt, treten zu einer Einheit des Daseins zusammen, um sich gegenseitig zu ergänzen und zu heiligen in der Gemeinschaft Christi. Die ganze Innerlichkeit des Glaubens und Friedens soll durch diese Vereinigung zu immer höherer Einheit und Tiefe gedeihen, und, indem so die Beschränkung des vereinzelten Daseins gehoben und das Leben im Geiste in und durch einander ergänzt wird, soll in dieser Einheit das Bild des Erlösers immer reiner und vollendeter hervortreten. Karsten.

β. Der Bund der Herzen.

306. Die Ehe entsteht aus jenem Triebe des Geistes, der sich durch die Kraft und den Segen der Gemeinschaft in sich selbst vollenden will, nicht nach äußern Rücksichten, sondern nach innerer, geistiger Wahlanziehung. Der Mann ist die suchende Liebe, und von dem Weibe muß eine geistige Kraft ausgehen, als die heilige Bürgschaft für die Wahrheit dieser Lebenseinheit, und so erkennen sich beide als die zu ihrem Bunde von Gott Berufenen. Karsten.

307. Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder zur Quelle seines Elendes würde? Göthe.

308. Seit gestern ist mir überhaupt das ganze menschliche Leben in einer andern, viel ernstern Gestalt erschienen. Es dünkt mich jetzt tadelnswerth, auch in der Jugend die Liebe zur Aufgabe desselben zu machen. Tieck.

309. Wer von uns möchte jetzt noch zu behaupten wagen, daß die luftige Romantik des Mittelalters mit ihrer die Bestimmung des Weibes und die wahrhafte Sittlichkeit der Ehe verkennenden Apotheose der Frauen, oder daß wol gar jene von Sokrates und Platon zwar in edlem Sinn gefaßte, aber

ſo leicht in widrige Unnatur ausartende Männerliebe der Griechen etwas Höheres, der Idee Gemäßeres war, als wir heutzutage Liebe nennen? Die platoniſche Liebe, in welcher unter dieſen Geſtalten, oder in welcher neuen, durch den Genius einzelner hochbegabter Individuen neu ausgeborenen Geſtalt ſie auch auftrete, wird ſich zu jener geiſtig verklärten, ein ſittliches Band für die Ewigkeit knüpfenden Geſchlechtsliebe immer zu verhalten ſcheinen, wie die phantaſtiſchen Ideale des Jünglings zu der das Ideal nur in der Wirklichkeit ſuchenden und eben dadurch die Wirklichkeit zum Ideale hinaufläuternden Einſicht des gereiften Mannes, oder wie der mythiſche Götter- und Heiligendienſt im Heidenthum und im Katholizismus zur Verehrung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit des evangeliſchen Chriſtenthums. C. H. Weiße.

310. Unſer Zeitalter und unſer Volk hat ſich, — und dieß zwar gewiß nicht aus zufälliger Laune, ſondern aus Gründen, welche tief in dem Weſen und Charakter der modernen Bildung liegen, — mehr und mehr beſtimmt gefunden, eigentliche Liebe nur da anzuerkennen, wo ſie mit der Naturbeſtimmung der Geſchlechter zuſammentrifft und das ſittliche Band, durch welches dieſe Beſtimmung geiſtig erfüllt und geadelt wird, zu knüpfen ſich befähigt zeigt. Faſt allgemein wird in unſerer Zeit über die, ehemals nach ihrem begeiſterten Hypotheten ſo benannte, platoniſche Liebe als über eine leere, ja verderbliche Schwärmerei und Einbildung das Verwerfungsurtheil geſprochen; es wird geſprochen, nicht weil man, wie Bettina zu meinen ſcheint, nur die gemeine Liebe kennt, ſondern weil man die gemeine gerne ganz verdrängen, eben dadurch verdrängen möchte, daß mit ihren Attributen die idealiſche bekleidet wird. C. H. Weiße.

311. Die heilige Liebe ſtrebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen, gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchauen ſich verbinde das Paar, finde die höhere Welt. Göthe.

γ. Segen und Geſtalt chriſtlicher Ehe — Schottland — Schleiermacher.

312. Der unvermählte Menſch freut ſich eines halben, der vermählte eines vollen Lebens. Jedoch erſt die Vaterfreude flicht mit den geheimſten, ſtärkſten Fäden das Herz an die Welt. Und das iſt noch nicht das Höchſte. Der Schmerz um geliebte Todten muß hinzukommen, dem Leben die Krone aufzuſetzen, und, unſer Weſen reinigend und vergöttlichend, es ſchon hienieden in das Ewige einzubürgern. Zſchokke.

313. Die Stube, dieß kleine Haus iſt mir ein Himmel, ſeit die Liebe darin wohnt. Göthe.

314. Armut iſt die einzige Laſt, die ſchwerer wird, je mehr daran tragen. Jean Paul.

315. Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

[illegible] die mit Eifer sucht, [illegible]

Schleiermacher.

[illegible] Leben eines Hausvaters keine Lag[illegible] Berufe sich befindet, als wenn [illegible] Weg zum Himmel zeigt, wenn er [illegible] des Friedens und der Seligkeit zeigt [illegible] Heilandes, zu dem er sie hinweist. [illegible] Vater mit Liebe und Verehrung [illegible] für Religion haben.

Grace Kennedy.

[illegible] christlichen Hausstande nothwendig [illegible] Zurückgezogenheit von der [illegible] weltlicher, glanzvoller Ueppigkeit. [illegible] aus der Gemeinde-Andacht, und [illegible] Kreisen seiner Bewegung dahin zurück[illegible] will. Daher trägt es das Abbild [illegible] ist aus diesem Grunde die Pflanzstätte, [illegible] Christlichen gezogen und behütet werden; [illegible] den Verhältnissen der Eltern, Kinder und [illegible] selbst in seiner Reinheit und Wahrheit [illegible]

Karsten.

[illegible] (in Schottland) die allerweit[illegible] geselligen Freuden [illegible] Lagerwerk vereinigt dessen Glieder [illegible] auf im freien sich alle, der Gatte [illegible] Unter Gespräch, Lesen, Musik [illegible] Zeitvertreib, ohne größere Ge[illegible] Einigen besucht) gemüthlich [illegible] Dann das Leben mehr, als [illegible] Tugend ehren, Familie, [illegible] für sie beten und [illegible]

Gemberg.

[illegible] hat in Amerika [illegible] freudig [illegible] für welche [illegible] und die [illegible] von [illegible]

[illegible]

303. [illegible] eigenthümli[illegible] größeren, [illegible] erhalten, [illegible]

304. [illegible] Gesammtwi[illegible]

305. [illegible] auch vereinz[illegible] einer Einhe[illegible] heiligen in [illegible] und Frieden [illegible] Tiefe geden[illegible] hoben und [illegible] dieser Ein[illegible] treten.

306. [illegible] die Kraft [illegible] nach äuß[illegible] Mann ist [illegible] ausgehen [illegible] und so [illegible]

307. [illegible] macht, [illegible]

30[illegible] andern [illegible]

stand des Gespräches unter uns war, wo er, als auf die Zeit seiner Vollendung hinweisend, von dem Bilde und Muster spricht, das er unter der Gunst des Geschicks auf der Welt von ehelichem Glücke, und, eine häusliche Sphäre um sich, als Abbild seines eigensten Seins aufstellend, zu hinterlassen hoffte. Ihm ward diese höchste Gunst, da er auch hierin die Stunde des Herrn abwartete, und vielmehr später als früher, da sich der eigenthümliche Mensch ganz in ihm herausgebildet hatte, aus der Hand Gottes eine Gefährtin nahm, die er als eine wahrhafte Ergänzung seiner Natur erkennen und so mit hingebendster, heiligster Liebe umfassen konnte. Eine ganz vorzügliche Begeisterung gewannen, wie gerne gedenken wir dessen! seine ethischen Vorlesungen da, wo er von dem Heiligthume der Familie, als einem Begrüßungspunkte der Sittlichkeit, der Kirche und des Staates sprach, und dieß Alles so recht mit menschlichster Lebensfreudigkeit und Vertiefung in die göttliche Ordnung bis in's Einzelnste verfolgte: Ein ganzer Band seiner Predigten gehört dieser Seite des Wahrwerdens ächtester Christlichkeit an. Thiel.

b. Der Elternberuf.

α. Christliche Kinderzucht.

322. Der Vater- und Mutterberuf ist der Ruf zur erlösenden Liebe an das nachwachsende Geschlecht. Karsten.

323. Mann und Weib, zu Vater- und Mutterberuf geweiht und geheiligt, erkennen in den Kindern anvertraute Güter Gottes, die nicht nach Willkür oder Laune behandelt werden dürfen, sondern die dem Elternherzen mahnend und bittend das eine Ziel vorhalten: „wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist.“. Karsten.

324. Der Stab der Zucht in Schule und Haus ist der Stab Aarons. Wirft man ihn weg, so wird eine Schlange daraus. Stellt man ihn aber in das Heiligthum vor das Angesicht Gottes, so trägt er Blüthe und Frucht. Chr. G. Barth.

325. Ich wünsche sehnlich, daß Marcus recht vom Herzen aus dem Herzen fromm werde, sobald er einer Ahnung fähig ist. Ich kann ihm diese Frömmigkeit nicht geben; aber den Geistlichen unterstützen kann und will ich; und seine Gefühle sollen Gebete und Gesänge aussprechen. Alles, was in unserm Zeitalter darin außer Gebrauch gekommen ist, soll ihm unentbehrlich und Gesetz werden. Niebuhr.

326. Leben zündet sich am Leben, mithin das Höchste im Kinde nur durch Beispiel. Jean Paul.

327. Marcus hat jetzt eine sehr gute Zeit, und verdient sich fast Tag vor Tag das Zeugniß der Aufmerksamkeit. Am Lesen hat er durch alte Volks-

316. Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Schleiermacher.

317. Es gibt vielleicht in dem Leben eines Hausvaters keine Lage, in welcher er so ganz in seinem göttlichen Berufe sich befindet, als wenn er, von den Seinigen umgeben, ihnen den Weg zum Himmel zeigt, wenn er sich als ihr Fürsprecher, und als das Bild des Friedens und der Seligkeit zeigt, die man findet in der Gemeinschaft des Heilandes, zu dem er sie hinweist. Unter solchen Umständen wird jeder Vater mit Liebe und Verehrung betrachtet, selbst von denen, die wenig Sinn für Religion haben. Grace Kennedy.

318. Die Sabbathruhe ist dem christlichen Hausstande nothwendig und natürlich. Sie ist eben so wenig eine finstere Zurückgezogenheit von der Welt, als ein geräuschvolles Hineinziehen weltlicher, glanzvoller Ueppigkeit. In ihn ergießt sich zunächst die Stimmung aus der Gemeinde-Andacht, und das Leben zieht sich aus den weitern Kreisen seiner Bewegung dahin zurück, wenn es zu dieser Feier emporsteigen will. Daher trägt es das Abbild von beiden: des Gottesdienstes, und ist aus diesem Grunde die Pflanzstätte, in welcher die jungen Keime des Christlichen gezogen und behütet werden; des geselligen Lebens, indem es in den Verhältnissen der Eltern, Kinder und Dienstboten das größere Leben selbst in seiner Reinheit und Wahrheit vorbildet. Karsten.

319. Für ernste Zwecke liebt und sucht man (in Schottland) die allerweitesten Kreise, für die Erholung die engsten; die reinsten geselligen Freuden bietet der Familienkreis dar. Nach vollbrachtem Tagewerk vereinigt dessen Glieder in den glücklichen Feierstunden der Abend; auf ihn freuen sich alle, der Gatte mit der Gattin, der Vater mit den Kindern. Unter Gespräch, Lesen, Musik eilt er (auch ohne Kartenspiel und ähnlichen Zeitvertreib, ohne größere Gesellschaft, welche der Vater ungern ohne die Seinigen besucht) gemüthlich dahin, und endigt mit gemeinsamer Andacht. Durch das Leben mehr, als das Wort, lernen die Jüngern Wahrheit, Recht und Tugend ehren, Familie, Vaterland, Kirche und Menschheit lieben, indem sie täglich für sie beten und handeln sehen. Gemberg.

320. Das Verhältniß der Familienglieder zu einander hat in Amerika in Folge der Alle durchdringenden religiösen Gesinnung diejenige hohe, freudig anzuerkennende Milde der Stimmung und des Benehmens erreicht, für welche allein die englische Sprache das unübersetzbare Wort temper besitzt, und die mich während eines anderthalbjährigen Aufenthalts keinen zornmüthigen, von sichtbarer Leidenschaftlichkeit bewegten Amerikaner erblicken ließ. A. H. Julius.

321. Gar sehr ist in unser aller Andenken eine besonders starke Stelle aus den Monologen des Entschlafenen (Schleiermachers), die oft ein Gegen-

stand des Gespräches unter uns war, wo er, als auf die Zeit seiner Vollendung hinweisend, von dem Bilde und Muster spricht, das er unter der Gunst des Geschicks auf der Welt von ehelichem Glücke, und, eine häusliche Sphäre um sich, als Abbild seines eigensten Seins aufstellend, zu hinterlassen hoffte. Ihm ward diese höchste Gunst, da er auch hierin die Stunde des Herrn abwartete, und vielmehr später als früher, da sich der eigenthümliche Mensch ganz in ihm herausgebildet hatte, aus der Hand Gottes eine Gefährtin nahm, die er als eine wahrhafte Ergänzung seiner Natur erkennen und so mit hingebendster, heiligster Liebe umfassen konnte. Eine ganz vorzügliche Begeisterung gewannen, wie gerne gedenken wir dessen! seine ethischen Vorlesungen da, wo er von dem Heiligthume der Familie, als einem Begrüßungspunkte der Sittlichkeit, der Kirche und des Staates sprach, und dieß Alles so recht mit menschlichster Lebensfreudigkeit und Vertiefung in die göttliche Ordnung bis in's Einzelnste verfolgte: Ein ganzer Band seiner Predigten gehört dieser Seite des Wahrwerdens ächtester Christlichkeit an. Thiel.

b. Der Elternberuf.

α. Christliche Kinderzucht.

322. Der Vater- und Mutterberuf ist der Ruf zur erlösenden Liebe an das nachwachsende Geschlecht. Karsten.

323. Mann und Weib, zu Vater- und Mutterberuf geweiht und geheiligt, erkennen in den Kindern anvertraute Güter Gottes, die nicht nach Willkür oder Laune behandelt werden dürfen, sondern die dem Elternherzen mahnend und bittend das eine Ziel vorhalten: „wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist.“. Karsten.

324. Der Stab der Zucht in Schule und Haus ist der Stab Aarons. Wirft man ihn weg, so wird eine Schlange daraus. Stellt man ihn aber in das Heiligthum vor das Angesicht Gottes, so trägt er Blüthe und Frucht. Chr. G. Barth.

325. Ich wünsche sehnlich, daß Marcus recht vom Herzen aus dem Herzen fromm werde, sobald er einer Ahnung fähig ist. Ich kann ihm diese Frömmigkeit nicht geben; aber den Geistlichen unterstützen kann und will ich; und seine Gefühle sollen Gebete und Gesänge aussprechen. Alles, was in unserm Zeitalter darin außer Gebrauch gekommen ist, soll ihm unentbehrlich und Gesetz werden. Niebuhr.

326. Leben zündet sich am Leben, mithin das Höchste im Kinde nur durch Beispiel. Jean Paul.

327. Marcus hat jetzt eine sehr gute Zeit, und verdient sich fast Tag vor Tag das Zeugniß der Aufmerksamkeit. Am Lesen hat er durch alte Volks-

bücher, die ich ihm auf der Kirmeß gekauft, Freude bekommen. Wenn ihn aber Magelone erfreut, so kann er den Schmerz über die Verfolgungen der Haimonskinder nicht aushalten; und daß das Roß Bayard auf Kaiser Karls Befehl mit Mühlsteinen ersäuft wird, hat seine Heftigkeit zum seltsamsten Ausbruch gebracht. Sehr rührend war es aber, als er neulich beim Lesen in der lateinischen Odyssee, bei dem Gespräch zwischen Odysseus und Penelope stockte und ihm die Augen voll Thränen kamen. „Was hast du, mein liebes Kind?" fragte ich, und er fiel mir um den Hals: „Ich denke an den Hund Argus," sagte er, „den treuen Hund: ich kann es Telemachus nicht vergeben, daß er sich nicht um ihn bekümmerte. Wenn du weggingst, und ließest einen Hund zurück, der dich so lieb hätte, ich wollte ihn pflegen und ihm Gutes thun." Niebuhr.

β. Der Segen einer frommen Mutter.

328. Es war aber fortdauernd der innigste Wunsch der Mutter, das Abendmahl mit der Gemeinde in der Kirche zu genießen. Doch mußte sich vieles vereinigen, damit dieser Wunsch erfüllt werden konnte. Es war nur in der mildesten Sommerzeit, nur bei heiterem Wetter, nur in den kurzen, schnell vorübergehenden Augenblicken, wenn sie sich einmal vorzüglich wohl befand, möglich. Ich erinnere mich, dieses, mir selbst so wichtige, Ereigniß zweimal erlebt zu haben. Wenn die blasse Gestalt, die mir so theuer, die mir Alles war, mit schwankenden Schritten, von freundlichen Frauen unterstützt, sich dem Altare näherte, wenn ich, der jeden geheimen Zug des geliebten Antlitzes kannte, und zu deuten wußte, das Gesicht wie verklärt sah, wenn aus den großen schönen, sonst matten Augen die Freudigkeit des Himmels strahlte, und sie nun hinkniete — dann war es, als hätte mein Wesen sich mit dem ihrigen verschmolzen. Ich zitterte, als träte mir ein Heiliges entgegen, dessen Nähe ich kaum ertragen konnte, wenn der Prediger sich der kranken Mutter näherte; wenn ihr das geweihte Brod gereicht wurde, und die geweihten Tropfen über die blassen Lippen flossen; dann strömten die Thränen mir aus den Augen, ich glaubte, selbst das Heiligthum genossen zu haben, und hatte keine Ruhe, bis ich der Mutter weinend in die Arme stürzte, damit sie — die Gesegnete — mich segnen möchte. Nach solchen Momenten mußte ich die Einsamkeit suchen; nicht die trübe Einsamkeit der Kammer, die vielmehr, welche mich in die Mitte der Natur versetzte.

329. Dießmal war eine innere Furcht, ein peinliches Vorgefühl von dem nahen Tode meiner Mutter, mein Begleiter in die Einsamkeit. Sie war sehr erschöpft zu Hause gekommen, und einer Ohnmacht nahe; die Augen blickten mich so wunderbar, so todverkündigend an, daß ich ein geheimes Entsetzen nicht überwältigen konnte. Zum Erstenmal ergriff mich eine innere Angst, als stünde ich allein mit der Mutter, die mich bald verlassen würde,

in der Welt. Jetzt erst fühlte ich es recht schmerzlich, wie Vater und Brüder so gar keinen Theil nahmen an dem, was mir so theuer war. Ich fühlte mich so verlassen, ich sehnte mich nach einem Knaben, der meine Gefühle, mein Streben, meine Sehnsucht theilte. Ich träumte es mir so herrlich, wenn ein solcher Knabe, eben so einsam, eben so durchglüht, wie ich, zu mir träte und seine Klagen laut werden ließe — wie wir uns dann verstehen, Alles mittheilen, und so selig sein würden. Mit solcher Gewalt ergriff dieß Gefühl mich erst in späteren Jahren wieder. Jedesmal, wenn es sich zu nähern drohte, suchte ich ihm zu entfliehen — denn ein Grauen der fürchterlichsten Verlassenheit durchzitterte mich dann, als würde ich von kalter Todeshand erfaßt. Damals warf ich mich laut weinend in das hohe Gras: erhalte meinen Glauben rein, rief ich ängstlich ringend im Gebet; da sah ich mich wieder in den Dom versetzt, die blasse Mutter näherte sich dem Altare, und ich genoß, mit ihr verschmolzen, den Leib und das Blut des Heilandes. Ich scheue mich, diesen Moment ausführlich zu schildern. Zu sehr müßte ich befürchten, daß die Ansicht des Alters Gefühle so innerlicher Art in der Erinnerung anders auffassen möchte, als sie damals den Knaben durchdrangen. Nur das ist gewiß, es war einer der seligsten, gewiß der reinste Augenblick meines ganzen Lebens. Denn was mich damals durchdrang, war die ganze Fülle eines ungetheilten Daseins, jede Gestalt der Natur war mir ein geoffenbartes Wort, dessen innerer Sinn mir bekannt schien, auch ohne daß ich es in einen Begriff fassen konnte. Er, der geliebte Heiland, der Mittelpunkt des Lebens und der Liebe, strömte durch alle Adern der Natur, sprach durch jede Form zu mir, und gestaltete sich durch alle meine Gedanken; er war es, er selbst, denn das kindliche Gemüth versteht es am innigsten, daß der Gegenstand der Liebe persönlich sein muß. Mein Christenthum hatte nichts von der Manier irgend einer Schule, ja ein frühzeitig erwachtes Gefühl stieß diese, wo sie sich vernehmen ließ, zurück, und ohne äußere Verbindung bildete sich das religiöse Gefühl in mir aus, an der Seite einer Mutter, deren geheimster Trost die Liebe des Heilandes war. Entfernt von allen solchen, die uns eine gewisse Art des Ausdrucks lehren konnten, waren die Gebete Mittheilungen natürlicher Aeußerungen eines wahren, innern Lebens.

H. Steffens.

330. Aber wie lebhaft sich der Knabe auch nach außen hin bewegen mochte, nie war sein Gemüth inniger, wahrer von der Heiligkeit seines Glaubens durchdrungen, als in jener Zeit, die ihm noch immer als die friedlichste, fröhlichste, als das Paradies seines Lebens vorschwebte. Die Mutter ahnete den nahen Tod, und lebte nur noch für ihr höheres Leben; mir erschien sie als ein schon jenem Dasein geweihter Engel, der uns bald verlassen würde, zugleich aber dringend ermahnte, an den Tod zu denken, für den Augenblick zu leben, der uns allen bevorsteht, ihr aber so nahe war. Ich erinnere mich

an zwei heftige und bedenkliche Anfälle ihrer Krankheit, die uns in Angst setzten — da öffnete sich das stille Heiligthum der Krankenstube, an welche die kranke Leidende wochenlang, und für uns unzugänglich, gefesselt war. Wir Kinder mußten uns alle an das Krankenbett stellen, ich ein Gebet vorlesen; der Vater, tief bewegt, lehnte sich an das Bett, die Mutter richtete sich auf, und die Kinder schluchzten. Aber wie eine tröstende Stimme aus einer seligen Welt klang dann, was sie von der nahe bevorstehenden Erlösung sprach, von der Freudigkeit, mit welcher sie dem Tode entgegensehe, und der Zuversicht, mit welcher sie uns, die Kinder, der Obhut Gottes anvertraute. Sie wandte sich das letztere Mal an mich — wie es später in ihrer Sterbestunde geschah — sie weihte mich dem Dienste des Herrn, sie sprach den Segen über mich. Die grundlose Liebe zu meiner Mutter, die mit mir herangewachsen war, erhöhte den Eindruck einer solchen Rede — laut weinend stützte ich auf die Knie, ich wünschte mit der Mutter zu sterben — und dennoch durchdrang mich in diesem schmerzlichen Augenblicke ein seliges, ja freudiges Gefühl, und als ich die Mutter verließ, fühlte ich mich wie geweiht. Steffens.

334. Schon als Kind erkältete mich das Anhören langer Gebete, die kein Ende nehmen wollten; das dürre Register irdischen Bedürfnisse, dem Herrn vorgehalten, erschien mir zweckwidrig, die sichtbare äußere Anstrengung der laut Betenden, eine Wärme zu erkünsteln, die nicht unwillkürlich aus dem innersten Herzen hervorquoll, ängstigte, ja peinigte mich. Ich kannte das Gebet, denn ich lebte in jener glücklichen Zeit der Unschuld, welcher es so natürlich ist; aber nie konnte ich laut beten, nie die Worte eines Gebetes künstlich setzen — es war des Herzens innigste Sehnsucht, die den liebenden Vater, des Ohnmächtigen ängstliches Flehen, das des Mächtigen Schutz suchte; es quoll unmittelbar, ohne klare Worte und mir dennoch unendlich deutlich, aus den innersten Tiefen eines bewegten Daseins hervor, und fand unmittelbar Erhörung. Ja, ich darf es sagen, ich betete in jener fröhlichen Kindheit nie, ohne erhört zu werden. Aber ich wollte mir auch keine Güter der Erde erflehen: wie etwas wunderbar Herrliches lag Welt und Zukunft vor mir, und in der Gegenwart fand ich mich so überschwenglich beglückt, wie von einem anmuthigen Zauber umfangen. „Erhalte meinen Glauben rein," konnte ich, nicht ohne Angst, flehen, wenn Gespräche mit dem Vater bedenkliche Zweifel in mir erregten, die dennoch nur einen vorübergehenden Eindruck hinterließen. Wol konnte in meinen Gebeten der Wunsch liegen, daß Gott mich zu einem berühmten Manne machen möchte, dessen Namen genannt und gepriesen würde; aber an meinen Fleiß, an meine Mühe, sah ich seine Erfüllung gebunden, und wünschte auch nicht, daß es anders wäre; denn in dieser Mühe lag ja der Quell eines unsäglichen Genusses. Meine Gebete waren nichts anders, als der unwillkürliche Ausfluß des dankenden Gefühls, welches mich überzeugte, daß ich erhört war, ehe ich flehte. Steffens.

γ. Körperliche Erziehung — Turnen.

*332. Ein sieches Leben ist doch nur ein halbes. Alles Schöne und Gute geht doch aus dem Gefühle der Kraft hervor. Jetzt müssen wir leben, nicht kleinmüthig sterben. A.

*333. Frohsinn, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Thüre zu. Logau.

334. Die Reizmittel sind dem Magen ganz dasselbe, was der Spornstich dem abgetriebenen Gaul — wird jemand so dumm sein, zu glauben, die Sporen stärken den Gaul? Franke.

*335. Die Leiber faulen, wenn die Lebensgeister ermatten. K. v. Raumer.

*336. Ist's nicht ein anderes, ob der niederträchtige, feige Schwächling knechtisch den linken Backen bietet, wenn er den Streich auf den rechten empfangen; oder wenn es der starke christliche Held thut, der den Schlagenden zerschmettern könnte? Ich meine, es könne nichts unzeitigeres und kein ungeheureres Mißverständniß geben, es heiße Spott mit Christi Lehre treiben, wenn wir einer durch alle möglichen Sünden entnervten, feigen Jugend Duldung predigten, und wähnten, die schönste Blume christlicher Heldenkraft wüchse auf solchem ausgemergelten Boden. Nein, laßt uns zuerst ein kräftiges Geschlecht erziehen, Männer, von denen es wieder heißt: stark wie Löwen, mild wie Lämmer, Männer, die den Sieg in Händen haben; denn nur sie sind für das Höchste reif — für Selbstbesiegung und Duldung. K. v. Raumer.

*337. Die thätige Leibesbildung führt weiter als die leidende der ersten Christen! — Nicht bloß Befreiung von thierischer Leibeslast, Ertödtung des Fleisches, sondern daß der Leib nicht mehr Last, sondern Freund des Geistes, daß er durch und durch geistig belebt und verklärt werde, das ist höchstes Ziel des Turnens. K. v. Raumer.

338. Gegen die Leidenschaft waffnete sich, wie wir sahen, der alte Christ so, daß er den Naturtrieb nicht nur nicht befriedigte, sondern mit übersittlich christlicher Kraft das Gegentheil von dem, was er forderte, that. Gegen Fleischeslust geißelte er sich, gegen Völlerei setzte er das Fasten, gegen Putzsucht Barfüßigkeit und härenes Gewand, gegen Faulheit angestrengtes Wachen, gegen den Geiz das Gelübde der Armut, gegen die Todesfurcht Todeslust. So knechtete er den Leib, statt sich von ihm knechten zu lassen. Das mußte geschehen, weil die Menschen vor der Erscheinung Christi ganz der Macht des natürlichen leiblichen Lebens unterworfen waren. Dieß Aeußerste mußte durch das entgegengesetzte Aeußerste besiegt werden, natürliche Gewalt durch sittliche. Allmälig scheinen sich beide Gewalten zu versöhnen. Als nächstes Ziel erscheint Duldung und sittliche Mäßigung der Naturtriebe, als entferntetes, wie wir sahen, nicht Ertödtung, sondern christliche Verklärung derselben.

ben. Das zeigt ſich auch in der Erziehung. Sie meint: wie das Tonwerkzeug rein geſtimmt ſein müſſe, auf welchem der Meiſter ſpielen will, ſo müſſe der Leib rein geſtimmt ſein vor aller Leibesübung und Leibesbildung höherer geiſtiger Art. Darum erneute und verdoppelte ſich beim Entſtehen der Turnkunſt die Anforderung an die Jugend zur Reinigung von leiblichen Sünden, zur Keuſchheit und Mäßigkeit. Dieſe Anforderung war um ſo dringender, als vorher nicht bloß die Rohern ſich den Ausſchweifungen ergaben, ſondern unter den Gebildeteren eine vornehme Verachtung alles ehrbaren Lebenswandels frech hervortrat. Ein genialer Menſch, wähnte man, könne bei ſeinem großen, weiten Daſein nicht zugleich im engen Lebenskreiſe Maaß und Ordnung halten, das könne nur der Spießbürger, welcher beſchränkt auf den Lebenskreis einzig in und für denſelben lebe. Chriſti Beiſpiel wird vergeſſen, der bei einem unergründlichen, göttlichen Daſein ſeine Feinde, als Zeugen ſeines täglichen Lebenswandels, fragte: wer von euch kann mich einer Sünde zeihen? — Unchriſtlich erlag man aber nicht bloß großen Leidenſchaften, ſondern einer Menge Angewohnheiten, die leider für unſchuldig galten und noch gelten, aber in unſerer Zeit die Menſchen faſt mehr knechten, als jene großen Leidenſchaften ſelbſt.

O. Meinſt du den Genuß des Thees, Kaffees, hitziger Getränke, das Tabackrauchen?

G. Dieſe meine ich, nicht aber den menſchlichen Genuß des edeln, durch das Abendmahl ſelbſt geheiligten Weines.

O. Wie darfſt du aber den erſten Stein aufheben?

G. Ich hebe ihn gegen niemand auf, ſonſt wäre ich mir ſelbſt der Näheſte, wol aber gegen die Tyrannei der Angewohnheiten überhaupt, welche ich redlich in mir niederkämpfte. Möchten nur erſt Allen die Auge aufgehen über das Unheimliche, Unſittliche dieſer Angewohnheiten, welche in den letzten zwanzig Jahren unglaublich zu der überſpannten, kränklichen Reizbarkeit und ſcheinbaren Lebhaftigkeit der Gebildetern mitwirkten. Wie die mephiſtopheliſchen Geiſter den Fauſt durch Bilder und Gefühle berücken, ſo täuſchte ein inneres Blendwerk geiſtig ätheriſchen Lebens, durch jene unheimlichen Mittel heraufgezaubert. Geiſtige Erſchlaffung folgte der geiſtigen Ueberſpannung. — Selbſt in manchen tiefſinnigen Schöpfungen der größten Geiſter unſerer Zeit fühlte ſich ſo etwas Unheimliches durch, ein halb magnetiſcher, phantaſtiſcher Zuſtand durch Reizmittel gehegt, ſeltſam mit einer großen, überwachen Klarheit und Beweglichkeit des Verſtandes gepaart. Herrliche Winterblumen ſcheinen in Brownſchen Miſtbeeten erzeugt und der Frühling noch ferne zu ſein, da Propheten bei Heuſchrecken und wildem Honig geiſtesmächtig ſein werden.

Möchte durch die Turnkunſt wieder ächte Geſundheit bezielt, das Nervenſyſtem nicht mehr auf Koſten des übrigen Leibes überbildet, ſondern eben-

mäßig und im Einklang mit ihm ausgebildet werden. Tritt auch für eine Zeit jene unnatürliche, überzarte Geistigkeit zurück, so darf das nicht irren. Eine neue Art wird sich entwickeln, eine gesundere, sittlichere Geistigkeit, kurz eine christlich natürliche, von unheimlicher Naturgewalt freie. K. v. Raumer.

8. Der Unterricht — Pestalozzianismus.

339. Laß die Jugend ziehen im Joch, aber am Seile der Liebe.

340. Es war in der damaligen Zeit überhaupt nicht der herrschende Gebrauch, die Kinder mit Genüssen zu überhäufen. Wie der Unterricht dürftig war, waren es auch die Geschenke. Jetzt will man schon frühzeitig in allen Richtungen Alles erschöpfen, und man erzeugt einen Lebensüberdruß, einen wahren Ekel, der, früh erregt, eine Uebersättigung mit einer andern vertauscht, und die zwischenliegenden Epochen des wahren, lebendigen, erzeugenden Genusses mit furchtbarer Eile abzukürzen sucht, daß er nirgends Wurzel fassen und reif werden kann. So wenden der Knabe, das Mädchen, sich mit Ekel von dem unvernünftig angehäuften Spielzeug; der Jüngling sich von der Last unverdauter Kenntnisse ab, und beide haben Epochen zu bedauern, die lebendig in die Zukunft ihres ganzen Lebens hineintreten sollten, weil sie verwelkt, vertrocknet, abgefallen sind. Der Knabe wird altklug, der Jüngling ein Kritiker, das Mysterium des Lebens ist verloren gegangen. So ist unser Leben im Innersten ausgedörrt, die frische Produktionskraft verschwunden, der heilige Glaube, der das Mysterium des Lebens bewacht, ist vernichtet; es ist nicht der englische Lord allein, dem Natur und Geschichte zum Ekel geworden sind, unsere Kinder sind schon übersättigt, und sehen mit Hohn auf ihre Vergangenheit zurück. Unsere Philosophie ist eine Reihenfolge von Definitionen, und unsere Poesie ein Spottlied auf das Dasein geworden. Steffens.

341. Wo kommen nur die zahllosen, unbenutzten, ungenossenen Kräfte aller der Millionen Menschen hin, die nichts waren, die nichts werden durften? Die Erziehung schlägt sie todt. Gut, ich weiß das; aber was wird aus ihnen nach dem Tode? Wehe, die Erziehung! So bald ein Mensch geboren wird — gleich umstellen und umlauern ihn die Mutter, die Amme, der Vater, die Wärterin; später kommt der Lehrer, später der Polizeimann dazu. Die Mutter bringt ein Stückchen Zucker, die Amme ein Mährchen, die Wärterin eine Ruthe, der Vater den Vorwurf, der Lehrer den Stock, der Staat seine Ketten, sein Henkerbeil. Und zeigt sich eine Kraft, rührt sich, stammelt nur eine Kraft, — gleich wird sie fortgeschmeichelt, fortgepredigt, oder fortgezüchtigt. So werden wir wohlerzogene Menschen, so bekommen wir schöne Talente. Wissen Sie, was ein großes Talent heißt? Ein Talent ist eine große, fette Gansleber. Es ist eine Krankheit; der Leber wird

das ganze, arme Thier aufgeopfert. Wir werden in einen engen Stall gesperrt, dürfen uns nicht bewegen, daß wir fett werden; werden gestopft mit moraliſchem Welſchkorn und gelehrten Nudeln, und dann ſchnaufen wir und erſticken faſt vor Moral, Gelehrſamkeit und Polizeifurcht, und dann kommt eine alte Köchin von Regierung, betaſtet uns, lobt uns, ſchlachtet uns, rupft uns und benutzt unſere ſchönen Talente. Was nur an uns ſtirbt, möchte ich wiſſen; ich möchte wiſſen, was nur der Tod an uns zu holen findet! Aber der Tod iſt ein armer Hund; nichts als Knochen, ſein ganzes Leben lang, ſelten, daß ihm ein voller Menſch herabfällt. Börne.

342. Ich wollte die Erlernung der Anfangspunkte aller Künſte und Wiſſenſchaften dem Volke allgemein erleichtern, den Verhack anzünden, der Europas niedere Bürger weit hinter die Barbaren von Süden und Norden zurückſetzt. Möge dieſer Verhack hinter meinem Grabe in lichterloher Flamme brennen: jetzt weiß ich wol, daß ich bloß eine ſchwache Kohle in feuchtes, naſſes Stroh lege — aber ich ſehe einen Wind, und er iſt nicht ferne, er wird die Kohle anblaſen, das erſte Stroh um mich her wird allmälig trocknen. Ja, Geßner! ſo naß es jetzt um mich her iſt, es wird brennen, es wird brennen. Peſtalozzi.

343. Aller Unterricht des Menſchen iſt nichts anders, als die Kunſt, dieſem Haſchen der Natur nach ihrer eigenen Entwickelung Handbietung zu leiſten, und dieſe Kunſt ruht weſentlich auf der Verhältnißmäßigkeit und Harmonie der dem Kinde einzuprägenden Eindrücke mit dem beſtimmten Grad ſeiner ſich entwickelnden Kraft. Es gibt alſo nothwendig in den Eindrücken, die dem Kinde beigebracht werden müſſen, eine Reihenfolge, deren Anfang und Fortſchritt dem Anfang und Fortſchritt der zu entwickelnden Kraft des Kindes genau Schritt halten ſoll. Ich ſah alſo bald, die Ausforſchung der Reihenfolge in dem ganzen Umfange der menſchlichen Erkenntniß ſei der einfache und einzige Weg, jemals zu wahren, unſerer Natur und unſerem Bedürfniß genugthuenden Schul- und Unterrichtsbüchern zu gelangen. Ich ſah ebenſobald, daß es in der Verfertigung ſolcher Bücher weſentlich darauf ankommen müſſe, die Beſtandtheile alles Unterrichts nach dem Grad der ſteigenden Kräfte des Kindes zu ſondern, und in allen Unterrichtsfächern mit der größten Genauigkeit zu beſtimmen, was von dieſen Beſtandtheilen für jedes Alter des Kindes paſſe, und ihm einerſeits nichts von dem vorzuenthalten, wozu es ganz fähig; anderſeits mit nichts zu beladen und mit nichts zu verwirren, wozu es nicht ganz fähig iſt. Peſtalozzi.

e. Die Akademie.

344. In frühern Zeiten konnte ein Greis, der ſeinen Sohn in die theologiſchen Hörſäle hinausſchickte, niemand zurückerwarten, als einen Bilder- und Himmelsſtürmer alles deſſen, was er in ſeinem Amte auf dem Altar bisher

altgläubig angebetet hatte; der Sohn kam als Heidenbekehrer oder Antichrist des Vaters nach Hause. Es mag damals väterliche Leiden gegeben haben, welche, obwohl verschwiegen, doch tiefer waren als mütterliche. Jean Paul.

*345. Die Zeit kommt allgemach heran, lieber Johannes, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wieder kommt. Ich kann dich nicht mitnehmen, und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist. Niemand ist weise vom Mutterleibe an; Zeit und Erfahrung lehren hier, und segnen die Treuen. Ich habe die Welt länger gesehen als du. Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzt, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen, und manchen Stab, auf den man sich stützt, brechen sehen. Darum will ich dir einigen Rath geben, und dir sagen was ich gefunden habe, und was die Zeit mich gelehrt hat. Hänge dein Herz nicht an ein vergänglich Ding! Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, wir müssen uns nach ihr richten. Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort. Scheue niemand so viel, als dich selbst. Inwendig wohnt in uns der Richter, der nie trügt, und an dessen Stimme uns immer mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt, und der Weisheit der Aegypter und der Griechen. Nimm es dir vor, mein Sohn, nichts gegen diese Stimme zu thun, und was du sinnest und vorhast, schlage zuvor an deine Stirne und frage Ihn um Rath. Er spricht anfangs nur leise, und stammelt wie ein unschuldiges Kind, doch wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge, und wird dir vernehmlich sprechen. Verachte keine Religion. Es ist leicht zu verachten, und zu verstehen ist viel besser. Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gerne ihretwegen hassen. Doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und hüte dich, daß sie nicht in einander fließen. Thue das Gute vor dich hin, und kümmre dich nicht, was daraus werden wird. Mache niemanden graue Haare; doch wenn du Recht hast, hast du um die grauen Haare nicht zu sorgen. Hilf und gieb gerne, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr, und wenn du nichts hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dich darum nicht weniger. Sage nicht immer, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst. Nicht die Frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie gleich nicht redet. Thue was des Lohnes werth ist, und begehre keinen. Sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest, und habe einen freudigen Muth, und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für den Stifter des Christenthums durch irgend etwas öffentlich bezeugt zu haben. Claudius.

346. Wie Wenigen ist das Talent verliehen, Reisende zu sein: sie verlassen niemals ihre Heimat, sie werden von allem Fremdartigen gedrückt und verlegen, oder bemerken es durchaus nicht. Wie glücklich, wem es vergönnt ist, in erster Jugend, wenn Herz und Sinne unbefangen sind, eine große Reise durch schöne Länder zu machen; dann tritt ihm alles so natürlich und wahr, so vertraut, wie Geschwister entgegen; er bemerkt und lernt, ohne es zu wissen; seine stille Begeisterung umfängt alles mit Liebe und durchdringt mit freundlichem Ernst alle Wesen; einem solchen Sinne erhält die Heimat nachher den Reiz des Fremden, er versteht nun einheimisch zu sein; das Ferne und Nahe wird ihm eins, und in der Vergleichung mannigfaltiger Gegenstände wird ihm ein Sinn für Richtigkeit. Tieck.

347. Die zweite und vielleicht noch schönere Art zu reisen ist jene, wenn die Reise selbst sich in eine andächtige Wallfahrt verwandelt, wenn die jugendliche Neugier und die scharfe Lust an fremden Gegenständen schon gebrochen sind, wenn ein reiches Gemüth, mit Kenntniß und Liebe gleich sehr erfüllt, an die Ruinen und Grabmäler der Vorzeit tritt, die Natur und Kunst, wie die Erfüllung eines oft geträumten Traumes, begrüßt, auf jedem Schritte alte Freunde findet, und Vorwelt und Gegenwart in ein großes rührendes und erhabenes Gemälde zerfließen. Tieck.

348. Seien Sie mir gegrüßt, edle akademische Freunde, durch Eine Verfassung vereinte Baiern, Pfälzer, Schwaben und Franken, und wer sonst aus den Gauen deutscher Zunge zugegen; aus tiefem Herzensgrund grüß' ich Sie Alle. Sie kommen aus den fröhlichen Ferien, von den Ufern unsrer herrlichen Ströme, Viele aus den Thälern der himmelhohen Alpen. Mögen die Bilder der theuren Heimat, der Abschiedsgruß von Eltern und Freunden Sie geneigter machen, ein Wort des Rathes, der Liebe, der Freundschaft zu hören.

Ein alter Brauch forderte bisher den Zweikampf in Ehrensachen bei höhern Ständen, den Offizieren und den Studenten der Universitäten. Wer, einen Schimpf duldend, ihn nicht mit Blut abwusch, wer eine Aufforderung nicht annahm, war ausgestoßen aus vielen Kreisen, häufig dem bittersten Hohne verfallen. Akademische Freunde! Es ist ein Zeichen eines edlen Gemüths, die höchsten Güter, die wahre Ehre höher als das Leben zu achten; nur wer den Tod nicht fürchtet, besitzt das Leben. Nach höherer Ehre ringen wollen wir Alle, und Jeder von uns müsse ihr sein Leben zu opfern jede Stunde bereit sein. Es ist Pflicht, durch edle Sitte sich selber zu ehren; nur wer edel gesittet, vermag die Sitte an Andern zu achten. Es ist ehrenhaft, einem wackern Vereine angehören; mächtiger wirkt im Vereine jegliches Gute. Es ist ehrenhaft, die Heimat zu lieben, sie sei an

der Isar, der Donau, dem Rhein oder Main; denn welcher deutsche Gau hat nicht ruhmvoller Erinnerungen die Fülle? Es ist ein ehrenhaft stolzes Gefühl, kunstvoll die Waffe zu führen, als wäre sie ein Glied unsers Leibes. Aber der sich selber, seine Gesellschaft, seine Heimat Ehrende, ehrt diese Gefühle auch an Andern; wer die heilige Bestimmung der Waffe zum Schutze der höchsten Güter der Menschheit kennt, entehrt sie nie zu unheiligen Zwecken. Die Offiziere unserer Armee bedeckten sich mit ewig grünen Lorbeeren; wie selten ist unter ihnen der Zweikampf! Die Heldenjugend der Universitäten Norddeutschlands that Wunder des Muthes im denkwürdigen Befreiungskriege; und der Zweikampf war unter den Zurückgekehrten fast ohne Beispiel. Aeußerst selten ist er in den Kreisen der höhern Gesellschaft; den edelsten Nationen des Alterthums, Griechen und Römern, war er ganz unbekannt. Ich wiederhole nicht die tausendmal gehörten Gründe gegen die Unvernünftigkeit des Duells; denn wol weiß ich, es schlugen sich, obgleich überzeugt von der Verkehrtheit desselben, sonst übrigens treffliche Männer, sich beugend der tyrannischen Herrschaft der Meinung, ja schlugen sich, trotz der Gewißheit, Amt, Vermögen, Freiheit, selbst das Leben zu verlieren. Wohl gehört dazu eine Art trotzigen Muthes; aber größer, edler, des Anblicks des Himmels würdig ist der Muth, der sich selber bezähmt; der Muth dessen, der, obwol furchtlos, wohl in Waffen geübt, obwol sicher vor Entdeckung und Strafe, sich doch nicht schlägt, der Heldenmuth des freien Gehorsams, den unser Dichter besingt: „Muth hat auch der Mameluk, Gehorsam ist des Christen Pflicht." Wie, Freunde, fühlen wir uns zu feig, nach diesem höchsten Lorbeer des Muthes und Gehorsams zu ringen? Gewiß, je edler, ehrenhafter, in wahrer Bildung fortgerückter ein Mensch, ein Verein, ein Volk, desto seltener ist und war von jeher der Zweikampf. Was müßte man also denken von Menschen, denen das Duell zu einer Hauptangelegenheit des Lebens geworden, von Jünglingen, berufen, einst die Leiter und Leuchter eines Volkes zu werden? Wie, Juristen, die ihr einst mit feiner Wage wägen sollt das Recht, strenge strafen den kecken Trotz gegen das Gesetz, und lieber Schmach und den Tod erdulden, als üben das geringste Unrecht: wollt Ihr die Bahn eröffnen durch frechen Hohn gegen das Gesetz? Mediziner, Wunden zu heilen, nicht zu schlagen berufen, wollt Ihr begehen an Staat und Stand das doppelte Verbrechen? Und könnte ein Philosoph, ein Theolog so sehr verspotten des göttlichen Lehrers Worte: „Thut Gutes denen, die euch hassen, segnet, die euch fluchen, betet für die, die euch verleumden"? Und, edle Freunde, kann wahre Ehre herrschen, wo Trunk, Zank, Schimpf die schmachvollen Anlässe des Duells? Wahre Ehre, wo man den, der das Duell verweigert, durch rohe Verse an öffentlichen Orten, wol gar durch gemeine Thätlichkeit mißhandelt? Wahre Ehre, wo zum Trotz des Ungehorsams die ehrlose Lüge sich gesellt? Noch erglühe ich bis ins Innerste vor

Scham, daß unter uns Einige, wenn auch Wenige, waren, die feig geläugnet, ja die Läugnen zur Ehre zu machen sich schamlos erfrechten. O scheußliches Gespenst von Ehre, ohne Muth der Wahrheit und des Gehorsams; der Muth der Wahrheit ist die höchste Ehre, und wer sich einem Vereine verbingt, verbunden zur Lüge und zum Ungehorsam, der hat von Anbeginn keine Ahnung von Ehre, untauglich zum Priester, zum Richter, zum Arzte! O, meine Freunde, ich sehe Sie von edlem Unwillen entbrennen; Sie geizen nach höherer Ehre, nach dem Höchsten der Menschheit.

Wolan! es gibt ein großes unermeßliches Feld, voll Lorbeeren für Sie, für uns Alle, zu erkämpfen. Auf sonnennahen Höhen strahlt in unvergänglichem Glanze der Tempel der Wissenschaft; Tausende gingen voran, auch unter uns Männer, die mit den Ersten Europa's um den Preis der Wissenschaft kämpften; muthig hinan, edle Jugend, erweitern Sie die Gebiete des Wissens an Tiefe und Breite, ganze Welttheile sind noch zu entdecken. Aber nur dem unermüdlichen, Tag und Nacht ringenden Kämpfer gelingt es, die lorbeerbekränzten Gipfel zu erreichen. Nur eine hohle Blase ist ohne Religion, ohne Sittlichkeit, ohne Gehorsam das Wissen. Mit diesem zugleich nach jenen zu ringen, das ist unsere unzertrennliche Aufgabe. Baierns Macht beruht nicht in seinem Umfange, nicht im Gewicht seiner physischen, nur in der vollsten Entwicklung seiner geistig sittlichen Kräfte. Wehe dem, der durch Nichtsthun, durch verkehrtes Thun, durch knabenhaft läppisches Waffengetändel Gott und Vaterland bestiehlt um die unwiederbringliche Zeit! Solche Unwürdige verbannen Sie aus Ihren Vereinen. Schmach der Unwissenheit, Schmach der Sittenlosigkeit, Schmach dem rohen Waffenmuthe ohne Wissen, ohne Sitte, ohne Gehorsam, Schmach dem Gehorsam gegen Vereine in Dingen, die Gott und König verbieten! In Wissenschaften, in Sitte und Gehorsam, in glühender Liebe zu König und Vaterland, darin überbiete ein Jeder einen Jeden, jeder Verein jeden andern, unsere Universität alle andern. Zu solch edlem Wettkampfe rufe ich Sie, meine Freunde, es ruft Sie Ihre Ehre, der Ruhm unserer Universität, der Ruhm des Vaterlandes und unsers Königs, des Königs, der Sie mehr liebt, als den edelsten Stein seiner Krone, der aber nachsichtslos ahndet den Hohn gegen seine Verbote. Der König, das Vaterland, die Väter dieser Universität, Alle bauen fest auf Ihren kräftigen Willen; Sie werden dieses edle Vertrauen nicht täuschen. In dieser sichern Hoffnung ruf' ich von Herzen: Hoch lebe die akademische Jugend!

Ringseis.

(Rede, gehalten in der Aula zu München.)

c. Das Kinder- und Geschwisterleben.

349. Das Leben in dem Elternhause ist die Morgenandacht für den spätern Werktag des Lebens, und hat, wie diese, seine segensreiche Verheißung, die ihre Erfüllung in sich selber trägt; und auch, herangereift zur Selbstständigkeit, bleibt den ergrauten Eltern die kindliche Ehrfurcht treu bewahrt, denn sie sind der Stern, der das Herz im kindlichen Sehnen und Suchen zu der Herrlichkeit des Menschgewordenen Erlösers führt. Karsten.

*350. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder. Sprüche Sal. nach Luther.

*351. Ein Auge, das den Vater verspottet, und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken.

Sprüche Sal. nach Luther.

*352. Wer seinen Vater oder seiner Mutter flucht, deß Leuchte wird verlöschen mitten in der Finsterniß. Sprüche Sal. nach Luther.

Der doppelte Schwur der Besserung.

*353. Heinrich war ein fünfzehnjähriger Jüngling, das heißt, voll guter Vorsätze, die er selten hielt, und voll Fehler, die er täglich bereute; er hatte seinen Vater und seinen Lehrer innig lieb, aber seine Vergnügungen oft stärker; er wollte gern das Leben für Beide aufopfern, aber nicht seinen Willen; und seine aufbrennende Seele entriß denen, die er liebte, nicht mehr Thränen, als ihm selber. So irrte schmerzlich sein Leben zwischen Bereuen und Sündigen umher; und zuletzt nahm sein langer Wechsel zwischen guten Entschlüssen und verderblichen Fehltritten seinen Freunden und sogar ihm die Hoffnung der Besserung.

Jetzt kam dem Grafen, seinem Vater, die Sorge nicht mehr aus dem zu oft verwundeten Herzen, daß Heinrich auf der Akademie und auf Reisen, wo die Irrwege des Lasters immer blumiger und abschüssiger werden, und wohin keine zurückziehende Hand, keine zurückrufende Stimme des Vaters mehr reicht, von Schwäche zu Schwäche sinken, und endlich mit einer besudelten, entnervten Seele wiederkehren werde, die ihre reinen Schönheiten und Alles verloren, sogar den Wiederschein der Tugend, die Reue.

Der Graf war zärtlich, sanft und fromm, aber kränklich und zu weich. Die Gruft seiner Gemahlin stand gleichsam unter dem Fußboden seines Lebens, und unterhöhlte jedes Beet, wo er Blumen suchte. Jetzt wurde er an seinem Geburtstage, und vielleicht durch diesen krank; so wenig ertrug die gelähmte Brust einen Tag, wo das Herz stärker an sie schlug. Da er von Ohnmacht in Ohnmacht sank, so ging der gequälte Sohn in das englische Wäldchen, worin das Grabmal seiner Mutter, und das leere war, welches sein Vater sich hatte bauen lassen; und hier gelobte Heinrich dem mütterlichen Geiste

den Krieg mit seinem Jähzorn und mit seinem Heißhunger nach Freuden an. Der Geburtstag des Vaters rief ihm ja zu: „Die dünne Erde, die deinen Vater hält und ihn vom Staube deiner Mutter absondert, wird bald einbrechen, vielleicht in wenig Tagen, und dann stirbt er bekümmert und ohne Hoffnung; er kommt zu deiner Mutter, und kann ihr nicht sagen, daß du besser bist." O, da weinte er heftig. Aber, unglücklicher Heinrich, was hilft deine Rührung und dein Weinen ohne Besserung?

Nach einigen Tagen erhob sich der Vater wieder, und drückte im kränklichen Uebermaße von Rührung und Hoffnung den reuigen Jüngling an die fieberhafte Brust. Heinrich berauschte sich in der Freude über die Genesung und über den Kuß; er wurde froher und wilder; er trank; er verwilderte mehr. Sein Lehrer, der die siechе Weichheit des Vaters durch kraftvolle Strenge gut zu machen suchte, bestritt das Aufschwellen des Freudentaumels. Heinrich wurde glühend den Geboten ungehorsam, die er für keine weichen, väterlichen hielt: und da der Lehrer fest, stark und nothwendig sie wiederholte, verletzte Heinrich im Taumel das Herz und die Ehre des Freundes zu tief; und da flog auf das so oft getroffene kranke Herz des hoffenden Vaters der Aufruhr gegen den Lehrer wie ein giftiger Pfeil, und der Vater unterlag der Wunde und sank auf das Krankenbette zurück.

Ich will euch, liebe Kinder, weder Heinrichs Gram noch Schuld abmalen; aber schließet in das strenge Urtheil, das ihr vielleicht über seine Schuld sprechen müsset, auch jede ein, die ihr vielleicht auf euch geladen. Ach, welches Kind kann an das Sterbebett seiner Eltern treten, ohne daß es sagen muß: Wenn ich ihrem Leben auch keine Jahre nahm, o, so koste ich ihnen doch Wochen und Tage! Ach, die Schmerzen, die ich jetzt lindern will, habe ich vielleicht selber gegeben oder verstärkt, und das liebe Auge, das so gern noch eine Stunde lang in's Leben blicken wollte, drücken ja bloß meine Fehler früher zu! — Aber der wahnsinnige Sterbliche begehet seine Sünden so kühn, bloß weil sich ihm ihre mörderischen Folgen verhüllen; er kettet die in seine Brust eingesperrten reißenden Thiere los, und lässet sie des Nachts unter die Menschen dringen; aber er sieht es nicht, wie viele Unschuldige das losgebundene Unthier ergreife und würge.

Leichtsinnig wirft der wilde Mensch die glimmenden Kohlen seiner Sünden umher, und erst, wenn er im Grabe liegt, brennen hinter ihm die Hütten auf von seinen eingelegten Funken, und die Rauchsäule zieht als eine Schandsäule auf sein Grab und steht ewig darauf.

Heinrich konnte, sobald die Hoffnung der Genesung verschwand, die zerfallende Gestalt des guten Vaters vor Qualen nicht mehr anschauen; er hielt sich bloß im nächsten Zimmer auf und kniete, während Ohnmachten mit dem väterlichen Leben spielten, wie ein Missethäter still und mit verbundenen Augen vor der Zukunft und vor dem zerschmetternden Schrei: Er ist todt!

Endlich mußte er vor den Kranken kommen, um Abſchied zu nehmen und die Vergebung zu empfangen; aber der Vater gab ihm nur ſeine Liebe, aber nicht ſein Vertrauen wieder, und ſagte: Aendere dich, Sohn, aber verſprich es nicht.

Heinrich lag, niedergedrückt von Scham und Trauer, im Nebenzimmer, als er, wie erwachend, ſeinen alten Lehrer, der auch der Lehrer ſeines Vaters geweſen, dieſen einſegnen hörte, als ziehe ſchon die längſte Nacht um das kalte Leben: „Schlummere ſüß hinüber," ſagte er, „du tugendhafter Menſch, du treuer Schüler! Alle guten Vorſätze, die du mir gehalten, alle deine Siege über dich und alle deine ſchönen Thaten müſſen jetzt wie hellrothe Abendwolken durch die Dämmerung deines Sterbens ziehen! Hoffe noch in deiner letzten Stunde auf deinen unglücklichen Heinrich, und lächle, wenn du mich höreſt, und wenn in deinem brechenden Herzen noch eine Entzückung iſt."

Der Kranke konnte ſich unter dem ſchweren über ihm gewälzten Eiſe der Ohnmacht nicht ermannen; die gebrochenen Sinne hielten die Stimme des Lehrers für die Stimme des Sohnes, und er ſtammelte: „Heinrich, ich ſehe dich nicht, aber ich höre dich; lege deine Hand auf mich und ſchwöre, daß du beſſer wirſt." Er ſtürzte herein zum Schwur; aber der Lehrer winkte ihm, und legte ſeine Hand auf das erkaltende Herz und ſagte leiſe: ich ſchwöre in Ihrem Namen. Aber plötzlich fühlte er das Herz geſtorben und ausruhend von der langen Bewegung des Lebens. „Flieh, Unglücklicher!" ſagte er, „er iſt ohne Hoffnung geſtorben."

Heinrich floh aus dem Schloſſe. O wie hätte er eine Trauer ſchauen und theilen dürfen, die er ſelber über die väterlichen Freunde gebracht? Er ließ ſeinem Lehrer bloß das Verſprechen und die Zeit der Wiederkehr zurück. Schwankend und laut weinend kam er in's engliſche Wäldchen, und ſah die weißen Grabmäler wie bleiche Skelette die grüne Umlaubung durchſchneiden. Aber er hatte nicht den Muth, die leere künftige Schlummerſtätte des Vaters zu berühren; er lehnte ſich bloß an die zweite Pyramide, die ein Herz bedeckte, das nicht durch ſeine Schuld geſtorben war, das mütterliche, das ſchon lange ſtille ſtand im Staube der zerfallenden Bruſt. Er durfte nicht weinen und nicht geloben: ſchweigend, gebückt und ſchwer trug er den Schmerz weiter. Ueberall begegneten ihm Erinnerungen des Verluſtes und der Schuld; jedes Kind war eine, das dem Vater mit der hoch einhergetragenen Aehrenleſe entgegen lief; jedes Geläute kam aus einer Todtenglocke; jede Grube war ein Grab; jeder Zeiger wies nur auf die letzte väterliche Stunde.

Heinrich kam an. Aber nach fünf dunkeln Tagen ſehnte er ſich zum Freunde des Vaters zurück, und ſchmachtete, ihn durch die Erſtlinge ſeiner Veränderung zu tröſten. Der Menſch feiert ſeinen Geliebten ein ſchöneres Todtenfeſt, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er ſeine vergießet;

und der schönste Blumen- und Cypressenkranz, den wir an theure Grabmäler hängen können, ist ein Fruchtgewinde aus guten Thaten.

Er wollte erst Nachts mit seiner Schamröthe in die Trauerwohnung treten. Als er durch das Wäldchen ging, stand die weiße Pyramide des väterlichen Grabes schauerhaft zwischen dem lebendigen Zweig, wie im Blau des reinen Himmels die graue Dampfwolke eines zusammengebrannten Dorfes schwimmt. Er lehnte das sinkende Haupt an die harte, kalte Säule und konnte nur dumpf und sprachlos weinen, und im dunkeln, mit Martern angefüllten Herzen war kein Gedanke sichtbar. Hier stand er verlassen; keine sanfte Stimme sagte: weine nicht mehr! kein Vaterherz zerschmolz und sagte: du bist genug gestraft! Das Rauschen der Wipfel schien ein Zürnen und die Dunkelheit ein Abgrund. Dieses so Unwiederbringliche im Verluste lagerte sich wie ein Meer weit um ihn, das niemals rückt und niemals fällt.

Endlich erblickte er nach dem Fall einer Thräne einen sanften Stern am Himmel, der milde, wie das Auge eines himmlischen Geistes, zwischen die Wipfel herein blickte; da kam ein weicherer Schmerz in die Brust; er dachte an den Schwur der Besserung, den der Tod zerrissen hatte, und nun sank er langsam auf die Knie und blickte zum Stern hinauf, und sagte: „O Vater, Vater (und die Wehmuth erdrückte lange die Stimme)! hier liegt dein armes Kind an deinem Grabe und schwöret dir. Ja, reiner, frommer Geist! ich werde anders werden; nimm mich wieder an! Ach, könntest du ein Zeichen geben, daß du mich gehöret hast."

Es rauschte um ihn; eine langsame Gestalt schlug die Zweige zurück und sagte: Ich habe dich gehört und hoffe wieder. — Es war sein Vater.

Das Mittelding zwischen Tod und Schlaf, die Schwester des Todes, die Ohnmacht, hatte wie ein gesunder, tiefer Schlummer ihm das Leben wieder beschert; und er war dem Tode wieder entgangen. Guter Vater! und hätte der Tod dich in den Glanz der zweiten Welt getragen, dein Herz hätte nicht froher zittern und süßer überströmen können, als in dieser Auferstehungsminute, wo dein vom schärfsten Schmerze umgeänderter Sohn mit dem bessern an deines sank und dir die schönste Hoffnung eines Vaters wieder brachte.

Aber, indem der Vorhang dieser kurzen Scene fällt, frag' ich euch, geliebte junge Leser: habt ihr Eltern, denen ihr die schönste Hoffnung noch nicht gegeben habt? O dann erinnere ich euch wie ein Gewissen daran, daß einmal ein Tag kommen wird, wo ihr keinen Trost habt, und wo ihr ausruft: Ach sie haben mich am meisten geliebt; aber ich ließ sie ohne Hoffnung sterben, und ich war ihr letzter Schmerz! Jean Paul.

354. Nur durch den frommen Glauben verklärt sich die geschwisterliche Liebe zu wahrer Reinheit und Heiligkeit, und indem derselbe Sanftmuth und dienende Demuth, so wie sorgende Inbrunst aufweckt, unter einander zu erbauen in dem Einen, was Noth thut, wird dieses Leben die durch den Erlöser ver-

klärte und geheiligte Welt im Kleinen, und hält das Herz in einem freudigen, liebenden Vertrauen, womit nachmals der Christ in die größeren Verhältnisse des zeitlichen Daseins, als in ein größeres Vaterhaus, eintritt. Karsten.

d. Die Lebensstufen.

α. Kindheit und Jugend.

*355. Die Natur gab dem hülflosen Wesen das zauberische Lächeln, das liebliche Morgenroth der beginnenden Vernunft. Jean Paul.

*356. Ihr Kleinen steht nahe bei Gott; die kleinste Sonne ist ja der Erde am nächsten. Jean Paul.

357. Noch ruhen in der Zeiten Schooße die schwarzen und die heitern Loose. Schiller.

358. Am klaren Quell des Lebens, in welchem sich der ewige Himmel noch in der ersten Reinheit abspiegelt, unter Blumen erwachen wir. Noch strebt der Sinn nicht über den Saum der nahen Hügel hinaus, wir suchen und erkennen in der Natur nur Blüthen, und das Leben erscheint uns noch unter dem Bilde der spielenden, unschuldigen Lämmer. Da berührt ein frühe aufblühendes Gemüth den ersten Strahl jenes Sehnens, das uns von der Wiege bis zum Grabe führt, und unbewußt der unendlichen Ferne, die uns von dem ewigen Quell des Lichtes trennt, breiten sich die kindlichen Arme aus, das nahe geglaubte zu umfassen. Doch schon die ersten Schritte sind ein Irrthum, und wir eilen von dem einsamen Hügel der kindlichen Träume, auf dem wir die ersten aufgehenden Strahlen empfingen, hinabwärts, in das tiefe Gewühl des Lebens, wo uns neue Dämmerung umfängt. G. H. Schubert.

359. Die Jugend hat vor dem Alter den Vorzug einer festern, innigern Ueberzeugung, eines stärkern Glaubens an die irdische Sonnennähe der Wahrheit voraus; indeß der ältere Mensch das Leben für einen dunkeln Kerker hält, in welchem es zum Widerspiel anderer Kerker immer weniger hell wird, je länger man darin sitzt. Jean Paul.

β. Das Mannesalter. Die Frauen. Christlicher Frauensinn, edle, geniale, weibliche Weiblichkeit. Louise, Bettina, Rahel.

*360. Des Mannes Verstand zeigt oft eine flüchtige Stunde; des Mannes Gemüth bewährt oft mit den Jahren sich erst. Herder.

361. Die Frauen sind ein liebliches Geheimniß, nur verhüllt, nicht verschlossen. Novalis.

362. Zarte Achtung den Frauen! Wir schonen den Baum, der fruchtbeladen Segen verbreitet über den freudenlosen Winter; schonen wir auch die,

welche unſern Winter in den Frühling umſchaffen! Was kann dem Jüngling, dem Manne Schöneres begegnen, als der Frauen holde Sitte? Wie ein Lüftchen kräuſelnd über die Gewäſſer ſtreift, die ſtill den hohen Himmel zurückſtrahlen; wie der Hauch über dem Spiegel ſpielt, wenn heimlich vertraut die Beſcheidenheit um ihre Reize ihn befraget; ſo ſpielt in lichter Unſchuld zartes Gefühl über das Antlitz des Weibes, ſtets mahnend, ob die himmliſche Schweſter, Tugend, erröthet, die uns ſichtbar geleitet. Dieſen reinen Spiegel bewahren, iſt das Palladium der Menſchheit. Göthe.

363. Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt, ſo frage nur bei edeln Frauen an; wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie, und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts. Göthe.

364. Anders in Schottland. Hier wirkt das fromme Familien- und das gemeinſame kirchliche Leben Alles; den Schulen bleibt wenig mehr überlaſſen, und ſelbſt wo Schulen auch dieß Wenige, wo gewiſſenloſe Eltern ihre heiligſte Pflicht verſäumen ſollten; da kommt der bei uns ganz unbekannte kirchliche Gemeinſinn zu Hülfe. Bibel-, Miſſions-Geſellſchaften, vorzüglich aber die Sabbatſchulen, ſchreiten hier wirkſam ein. Dergleichen finden ſich allenthalben auf dem Lande und in den Städten; ſie werden von Geiſtlichen und Laien, von Männern und Frauen geleitet. Ergreifend iſt's zu leſen, was namentlich die Frauen für die Ergänzung etwaiger Mängel der religiöſen Bildung unter dem Volke thun. Gemberg berichtet: Ihre aufopfernde, fromme Thätigkeit erſtreckt ſich vielfach über den Kreis ihrer Angehörigen hinaus. Man ſieht ſie in den Hütten der Armen; ſie erkundigen ſich nach den Hülfsmitteln für die Erziehung, ermuntern Eltern und Kinder, verſorgen ſie mit Bibeln, Pſaltern und Schulbüchern, veranlaſſen ſie, einen mäßigen Betrag dafür allmälig abzuzahlen, leſen und erklären den Kleinen aus den geſchenkten Büchelchen, und ſtehen, ſo Vielen ſie können, in Leid und Freud theilnehmend zur Seite. Mehrmals erfuhr ich bei einem Beſuch, die Herrin oder die Tochter vom Hauſe ſei bei einem Kranken, ihn zu tröſten, bei einem Sterbenden, mit ihm zu beten.

365. Es iſt wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir ſtehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlaſſen. Bedenken Sie, wie mir dabei iſt; doch bei Gott beſchwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben. Der erſte iſt der Gedanke: Wir ſind kein Spiel des blinden Zufalls, ſondern wir ſtehen in Gottes Hand, und die Vorſehung leitet uns. Der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne ſeinem Chriſtenthum ungetreu und an ſeinem Volk Verräther zu werden. Wie dieß ſtärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchſtrömt.

Louiſe von Preußen.

366. Jetzt rath' Sie einmal, was der Schneider für mich macht. Ein Andrieng? — Nein! Eine Kontusche? — Nein! Einen Joppel? — Nein! Eine Mantille? — Nein! Ein Paar Boschen? — Nein! Einen Reiſsrock? — Nein! Einen Schlepprock? — Nein! Ein Paar Hosen? — Ja! — Vivat! — jetzt kommen andere Zeiten angerückt, — und auch eine Weste und einen Ueberrock dazu. Morgen wird Alles anprobirt, es wird schon ſitzen, denn ich hab' mir Alles bequem und weit beſtellt, und dann werf ich mich in eine Chaiſe und reiſe Tag und Nacht Courier durch die ganzen Armeen, zwiſchen Feind und Freund durch; alle Feſtungen thun ſich vor mir auf, und ſo geht's fort bis Berlin, wo einige Geſchäfte abgemacht werden, die mich nichts angehen. Aber dann geht's eilig zurück, und wird nicht eher Halt gemacht bis Weimar. O, Frau Rath, wie wird's denn dort ausſehen! — mir klopft das Herz gewaltig, obſchon ich noch bis zu Ende April reiſen kann, ehe ich dort hinkomme. Wird mein Herz auch Muth genug haben, ſich ihm hinzugeben? — iſt mir's doch, als ſtänd' er eben vor der Thür! — Alle Adern klopfen mir im Kopf; ach, wär' ich doch bei Ihr! — das allein könnt' mich ruhig machen, daß ich ſäh', wie Sie auch vor Freude außer ſich wär'; oder wollt' mir einer einen Schlaftrunk geben, daß ich ſchlief', bis ich bei ihm erwachte. Was werd' ich ihm ſagen? — ach, nicht wahr, er iſt nicht hochmüthig? — von Ihr werd' ich ihm auch Alles erzählen, das wird er doch gewiß gern hören. Adieu, leb' Sie wohl, und wünſch' Sie mir im Herzen eine glückliche Reiſ'. Ich bin ganz ſchwindlig. Bettina.

367. Keiner von uns will mehr, daß ein ehrliches Leben auch geſchaut werde von ſolchen, die es ſelbſt ſind; und genug findet man immer unter Deutſchlands Leſern, wenn man nur drucken läßt. Immer fort erzeugt die Erde auch wieder ſolche. Ich weiß, welche Freude, welches Behagen uns ein Fünkchen Wahrheit, in einer Schrift aufbewahrt, macht. Nicht weil es ein Leben iſt, aber weil es ein wahres iſt; weil ich auch Vieles um mich her oft, mit kleinen unbeabſichtigten Zügen, für Forſcher, wie zum Exempel ich einer bin, wahr und ſogar geſchichtlich ergänzend ausſprach. Und endlich, weil ich ein Kraftſtück der Natur bin, ein Eckmenſch in ihren Gebilden der Menſchheit, weil ſie mich hinwarf, nicht legte, zum grimmigen Kampf mit dem, was das Schickſal nur konnte verabfolgen laſſen. Jeder Kampfgeſell der Natur, der größeren Geſchichte, iſt in einen Geſchichtsmoment geworfen, wo er kämpfen muß, wie bei einem Thiergefecht in der Armee; glückliche Veteranen wirken weiter zu ihrem und der Menſchheit Bewußtſein, unglückliche zerſchellen; mich trugen Gedanken und Unſchuld, als ich zerſchellt ſchon war, zwiſchen Himmel und Erde. Kurz, wie es mit mir iſt, kann ich nicht ſagen; ich will nichts mehr. Kein Plan, kein Bild; es ſchwankt und ſchwindet die Erde mit den Lebensgütern; der Lebensſchatz iſt alles! Sehen, lieben, verſtehen, nichts wollen, unſchuldig ſich fügen. Das große Sein verehren, nicht Hämm-

merer erfinden und beſſern wollen; und luſtig ſein und immer güter. So wie ich war und werde, mögen meine Brüder mich ſehen. Ich aber ſelbſt will aus meinen Briefen Alles ſuchen und verwerfen, und nicht in vierzig, fünfzig Jahren, wie du der Guten ſchreibſt, ſondern viel früher, ich will noch leben, wenn man's liest. Ich mache mir nichts aus der Welt. Ich habe keinen Plan; wer den nicht auszuführen hat, hat keine Rückſicht; und Schande kann ich nicht haben, Schande, die mir das Leben hemmte: Andere achte ich, wie du weißt, nicht. Nur meine Billigung iſt mir nöthig und wichtig. Adieu, Lieber! Rahel.

γ. Alter, Krankheit, Tod. Geſtalt des Todes.

*368. Weiſe Faſſung ziemt dem Alter. Schiller.

*369. In den Ozean ſchifft mit tauſend Maſten der Jüngling; ſtill auf gerettetem Kahn treibt in den Hafen der Greis. Schiller.

*370. Krankheiten, beſonders die langwierigen, ſind Lehrjahre der Lebenskunſt und der Gemüthsbildung. Novalis.

*371. Ein Krankenzimmer iſt an und für ſich ſchon durch die große Ruhe ein anziehender Aufenthalt: ein Kranker, der mit gelaſſenem Muth ſeine Schmerzen bekämpft, macht es zum Heiligthum. Bettina.

*372. Alter Freund, immer getreuer Schlaf, ließeſt du mich auch wie die übrigen Freunde? Wie willig ſenkteſt du dich auf mein freies Haupt herunter, und kühlteſt wie ein ſchöner Myrthenkranz der Liebe meine Schläfe. Mitten unter Waffen auf der Woge des Lebens ruht' ich leicht athmend wie ein aufquellender Knabe in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter ſausten, Aſt und Wipfel ſich knarrend bewegten, blieb innerſt doch der Kern des Herzens ungeregt. Was ſchüttelt dich nun? Was erſchüttert deinen feſten, treuen Sinn? Ich fühl's, es iſt der Klang der Mordart, die an meiner Wurzel naſcht. Noch ſteh' ich aufrecht, und ein innerer Schauer durchfährt mich. Göthe.

*373. Ja, ſie überwindet die verrätheriſche Gewalt; ſie untergräbt den feſten, hohen Stamm, und ehe die Rinde dorrt, ſtürzt, brechend und zerſchmetternd, die Krone. Göthe.

374. Laßt die Zeit kommen, wie den Tod. Daran vorzudenken, iſt ſchreckhaft. Und wenn er kommt — wenn wir müſſen — dann — wollen wir uns geberden, wie wir können. Göthe.

*375. Haſt du wol eher eine Leiche in voller Verweſung geſehen? So lange noch die Geſtalt da iſt, dünkt's einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenſeits des Waſſers, daß wir nicht zu ihm

können; doch wohnet er noch da, und wir können doch seinen Schornstein rauchen sehen. Aber auch das darf nicht so bleiben, eh' es wieder vorwärts gehen kann; das hat Gott so geordnet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß ganz Asche und Staub werden. Claudius.

376. Er pflegte, wie du weißt, die Welt ein Hospital zu nennen, darinnen die Menschen bis zur Genesung verpflegt werden. Er ist jung gewesen und hat seinen Hospitalkittel ausgezogen. Und wir stehen neben dem Kittel und haben ihn nicht mehr, und finden so einen Anselmo nicht wieder. Claudius.

*377. Ich bin so betrübt, Andres, wollte dich gerne trösten; aber ich kann nicht. Lehne dich an die Wand oder in eine Ecke und weine dich satt, ich will mich hierhin setzen und den Kopf wider den Sarg stützen — — —

Es ist doch Alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod! — Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln und in einen Sarg legen. Laß uns thun, lieber Junge, was wir dann gerne möchten gethan haben, und unser Vertrauen auf Gott setzen! Claudius.

Wir werden sein!

*378. Sollt' ich zu sterben scheuen? Ich habe einen gnädigen Gott. Das Grab erweckt mir kein Grauen: ich habe ein ewiges Leben. Göthe.

*379. Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nah am Grabe wird mir's heller. Wir werden sein! Wir werden uns wiedersehen! Göthe.

*380. Ich liebe, darum werde ich sein. Fr. Stolberg.

*381. Ich wandle den seligen Gefilden schon näher und näher: Mir weht der Trost des Friedens aus den Gegenden des Friedens schon herüber. Göthe.

*382. Dort werd' ich das im Licht erkennen, was ich auf Erden dunkel sah. Gellert.

*383. Gäbe es keine Unsterblichkeit; ist alles hiesige Leben nur eine Abenddämmerung vor der Nacht, keine Morgendämmerung, wird der hohe Geist auch dem Körper nachgesenkt mit Sargstricken in die Gruft: o, so weiß ich nicht, warum wir es nicht am Grabe großer Menschen so wie die wilden und alten Völker machen, bloß aus Verzweiflung, wie diese aus Hoffnung, daß wir uns ihnen, wie sie sich ihren Fürsten, geradezu in die Gruft nachwerfen, damit nur das unsinnige, gewaltsame Herz erstickt, das durchaus für etwas Göttliches, Ewiges schlagen will. Jean Paul.

384. „Warum ist es denn aber so tyrannisch still um das große, runde Erdengrab?" O, ich weiß wohl, Er selber (der selige Herder) litte einen solchen Schmerz am wenigsten. Auf die glänzenden Frühlingssterne würde er jetzt

zeigen, über denen er nun ist; auf die Nachtigallen würde er zu hören winken, die jetzt uns schlagen, und nicht Ihm. — Jüngling, lebendiger Geist, warum ist es um den Tod weit und breit herum so still? Jean Paul.

*385. Diese selbst erfahrene fromme Gewißheit des Friedens Gottes in Christo als einer unzerstörbaren, immer wachsenden Kraft ist an sich schon das Bewußtsein der Unsterblichkeit und der persönlichen ewigen Fortdauer. Karsten.

Der Tod, ein Friedensbote.

386. Wir sprachen von einem verlornen Paradiese; in seltnen Augenblicken der Begeisterung schaut der Mensch aus der Ferne hinein, wie Moses in das Land der Verheißung, und stärkt sich im Glauben; aber der Cherub wehrt den Eingang mit dem Flammenschwerte, bis er es senket, und das Schwert eine verlöschende Fackel wird; da hat Stephanus den Himmel offen gesehen, und fromme Menschen sollen je zuweilen süße Klänge gehört haben, wie von jenseits, daß ihnen die Augen brachen, und das Herz vor Sehnsucht und Seligkeit; aber da unten sind Gräber und Thränen. K. Hase.

*387. Ach, den erschütterten Busen stillt nur der Schlaf, entweder der irdische, oder der ewige. Jean Paul.

*388. Eine Hand voll Erde heilt den brennenden Schmerz vom Stich der Biene, und den brennendern des gebrochenen Herzens. Jean Paul.

*389. Streuet nur Blumen auf sie, ihr blühenden Freundinnen! Ihr brachtet ja sonst ihr Blumen bei den Wiegenfesten. Jetzt feiert sie ihr größtes; denn die Bahre ist die Wiege des Himmels. Jean Paul.

*390. Der Arme hebt in diesem Leben seine Zinsen nicht, sondern läßt sie beim lieben Gott stehen, der ihm sicher ist, und der ihm seine Zinsen frei zum Kapital schlägt für die andre Welt. Hippel.

391. Das sichre Ende alles Schmerzes und aller Empfänglichkeit für den Schmerz ist der Tod; und unter Allem, was der natürliche Mensch für ein Uebel zu halten pflegt, ist es dieses am wenigsten. Ich werde überhaupt nicht für mich sterben, sondern nur für Andere, für die Zurückbleibenden, aus deren Verbindung ich gerissen werde: für mich selbst ist die Todesstunde die Stunde der Geburt zu einem neuen herrlichen Leben. Fichte.

Die Zurückgebliebenen.

392. Vor einiger Zeit starb mir meine Mutter. Sie hielt vorher viel aus, still und gelassen, wie sie immer war, und konnte nicht leben und nicht sterben. Einige Tage vor ihrem Ende reisten wir noch alle zu ihr, und standen da um ihr Bette, und sahen sie an, Einer so klug wie der Andere.

Ich wollte mir mein Herz gerne trösten, und wollte ihr noch so gerne was zu Liebe thun; aber essen und trinken mochte sie nicht mehr, mochte auch sonst nichts mehr. Ich dachte an alle die großen und kleinen Erfindungen der Menschen, davon du mir gesagt hast: an die Seelen-Lehre, an Newtons Attractions-System, an die Allgemeine deutsche Bibliothek, an die Genera Plantarum, an den Magister Matheseos, an den Calculum infinitorum, an die grade und schiefe Ascension der Sterne und ihre Parallaxen ꝛc., aber es wollte mir alles nichts verschlagen — und sie lag out of reache? lag am Abhang und sollte herunter! und ich konnte nicht einmal sehen, wo sie hinfiel. — Da befahl ich sie Gott, und ging hinaus . . . und machte ein Sterbegebet, daß sie's ihr vorläsen. Es war meine Mutter, und hatte mich immer so lieb gehabt, und ich konnte doch nichts Anders! Claudius.

393. Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun da liegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiß auf der blassen Stirne abwechselt, und du vor dem Bette stehst, wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß du nichts vermagst mit deinem ganzen Vermögen, und die Angst dich inwendig krampft, daß du Alles hingeben möchtest, dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können — — — Göthe.

*394. Der Mensch feiert seinen Geliebten ein schöneres Todtenfest, wenn er fremde Thränen trocknet, als wenn er seine vergießt; und der schönste Blumen- und Cypressenkranz, den wir an theure Grabmäler hängen können, ist ein Fruchtgewinde aus guten Thaten. Jean Paul.

*395. Der große Mensch vollendet durch sein Andenken, was seine Gegenwart nicht vollbrachte. Lavater.

(An Jens Baggesen.) Eutin, den 9. Mai 1797.

*396. Ihr Brief, mein Inniggeliebter, hat uns mit wehmüthiger Wonne erfüllt, durch die edle Stille, womit Sie Ihren Schmerz tragen. Und Gott, welch einen Schmerz! Einer solchen Genossin in heitern und trüben Stunden beraubt, einsam und trostlos in der Wüste des Lebens dazustehen! Du, fromme Sophie, Du Himmelreine! von Deinem Baggesen geschieden! Zürnte nicht, Engel, daß wir Deine heilige Gruft durch Thränen zu ehren glauben. Wir sind noch Staub und schauen nicht wie Du, was der zum Heil erkor, ohne den kein Haar von unserem Haupte fällt. Laß uns ausweinen unser Herz, und dann mit heißem Händedruck uns geloben, Dein würdig zu sein und durch Freundschaft die Wunden der Liebe zu lindern. Dank dem Fürsorgenden für den sanften Schlummer, der die Duldende auflöste! Dank auch dafür, daß er sie noch aus den Armen lieber Freunde nicht auf der bevorstehenden Reise abforderte! Er hat Alles wohl gemacht, lieber Baggesen;

aber wir begreifen es nicht, und lehnen unser Haupt. Wir werden es nicht begreifen! Was ist denn der vorbeifliegende Schatten, den wir Leben nennen? Die erste Dämmerung des Tages, an dem wir uns Alle wieder zusammenfinden. Sei stark, Edler, wie Du bist. Auch hier ist Gott!

Ich sehne mich, meinen Baggesen an mein Herz zu drücken. Sie soll unter uns leben, so lange wir noch hier bleiben: sie, die Seele und der Schmuck unserer Zusammenkünfte.

Den ersten erträglichen Tag in dieser Woche haben wir zur Reise nach Kiel bestimmt, um mit Hensler vor der großen Reise zu sprechen. Wir bleiben eine Nacht und bringen unsern Baggesen mit uns. Hier soll er still bei uns ausruhen auf der alten bekannten Stube, in dem blühenden Garten, am sonnigen Werder des Sees. Dort und hier war Sie! so heiter noch das letzte Mal, so voll Plane des Wiedersehens. Ja, wir werden uns wiedersehen, Du Theure!

Gottes Segen und Kraft mit Dir, Sophiens Geliebter, und Vater von Sophiens Kindern, den Waisen. Erhalte Dich, Edler! Bald mündlich sprechen wir von ihr und Allem, was ihre Liebe und Theilnahme geheiligt hat. Auch von dem dänischen Homer. Meine Grüße an die treuen Reinholds, und wer sonst Sophie und Baggesen pflegte. J. H. Voß.

Der Friedhof.

*397. Neben denen einst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinaus denkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herzlicher Ausdruck. Göthe.

*398. Wenn wir, die wir jetzt zum Erstenmale hier zu diesem schmerzlichen Geschäft (der Friedhofweihe) versammelt sind, uns mit unsern Gedanken dorthin (auf den früheren) versetzen, uns zurückrufend, wie viel Thränen dort geweint worden sind von solchen, die nun auch schon nicht mehr weinen, sondern selbst ruhen bei den Beweinten; wie viel schmerzliche Klagen dort zu Gott gedrungen sind, kaum zu besänftigen durch die heiligen Worte christlicher Tröstung; welche heiße Gebete der Verlassenen, denen alle menschliche Hülfe geraubt war mit dem Begrabenen, dort Hülfe von oben erfleht haben; welche reuevolle und gewiß oft gesegnete Gelübde dort abgelegt worden sind von solchen, welche sich bewußt waren, daß sie tiefe Schmerzen gebracht hatten über ein nun beendetes Leben; und wenn wir nun um uns schauen in diesem noch öden Raume und denken, wie er sich auch allmälig anfüllen wird vor uns und nach uns, und wie auch hier wie dort Thränen und Seufzer, Gebet und Flehen, leidenschaftlicher, noch ungeheiligter Schmerz, stille Ergebung, fruchtbares Nachdenken, heilsame Zerknirschung, fromme Dankbarkeit, heitere Hoffnung sich

lagern wenden über den Gräbern: welch ein Bild des menschlichen Lebens in seinen Leiden und Seligkeiten, in seiner Herrlichkeit und in seiner Schmach steht dann vor unserer Seele! Schleiermacher.

Die Todesstunde, ein Probirstein.

*399. Voltaire beschwor in seiner letzten Krankheit seinen Arzt, ihm das Leben zu retten, oder doch ihm es nur um sechs Monate zu verlängern; die Hälfte seines Vermögens verhieß er ihm. „Wo nicht," setzte er hinzu, „so fahre ich zum Teufel, und nehme Sie mit." Thieß.

*400. Moritz August von Thümmel hob sich eine Flasche Rheinwein vom Jahr 1768 auf das Fest — seines Todes auf. „Merk' ich einmal," sagte er, „an den Gesichtern meiner Aerzte — und auf die Gesichter verstehe ich mich, — daß es für diese Welt aus mit mir ist, so leere ich dieß Fläschchen auf eine glückliche Reise." Und er starb, — die Flasche in der Hand!

401. Der Philosoph Ernst Platner verschied unter der schrecklichsten Furcht vor dem Teufel, den er von seinem Katheder herab todt geschlagen hatte. Thieß.

*402. Friedrich Schiller. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig, und bat sie, hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er dringender, und zuletzt mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme, und blieb darauf wol einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Aus Schonung für seine Frau hatte er sich Gewalt angethan, und die Ohnmacht verzögert, die nun desto gewaltiger hereinbrach.

Zwei Tage vor seinem Tode ließ er sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand, und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen, und steckte den Kopf ins Kissen, und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte.

*403. Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde zittere ich nicht. Lessing.

404. Sauvez moi, et je vous donnerai toute ma fortune, car j'ai horreur de la mort! A. L. G. de Staël-Holstein.

*405. Als Melanchthon im Sterben lag, und der Arzt Peucer, sein Schwiegersohn, ihn fragte, ob er noch etwas begehre, gab er zur Antwort: „Nichts, als den Himmel!" Dann sagte er noch leise die Worte: „Auf dich, Herr, hab ich gehoffet."

*406. Johann Oekolampadius ward auf seinem letzten Krankenlager von einem Freunde besucht, der sich nach seinem Befinden erkundigte. Der Kranke begegnete ihm mit der Frage: „Was gibt es Neues?" — Nichts, war die Antwort. „Nun, so will ich euch — versetzte der Sterbende — etwas Neues sagen. Ich werde bald bei meinem Herrn Christo sein."

Gefragt, ob ihm auch das Licht beschwerlich falle, legte er die Hand auf die Brust, und sagte: „Hier ist Licht genug."

407. Doch eben diese Griechen sagten: Niemand ist glücklich zu preisen, ehe er stirbt. Ist es d'rum schön, zu sterben, ohne zurückgezogene Gunst des äußern Glücks, o welch eine Euthanasie dann ist es, zu sterben im vollen Besitze, ja im Aufbruche aller Blüthen des innern Glücks, so daß in Wahrheit das Ende krönt das Werk! Und es ist Schleiermacher gestorben, wie er uns allen gewünscht in jener denkwürdigen Predigt: „Einige Empfindungen des sterbenden Jesu," im Schmerze über unvollendete Thaten, in Ruhe bei den ungleichen Urtheilen der Welt über ihn, umgeben von zärtlichen und treuen Freunden. Aber er ist noch schöner gestorben, in den Armen der Religion, da er als die Summe, als das letzte Resultat, als die höchste Weisheit seines Lebens bekannte den festen Glauben an die Versöhnung, die durch Christum geschehen ist durch sein heiliges Leiden und Sterben, und sich den Uebergang bahnte in die bessere Welt, indem er zuletzt noch den Seinen zutheilte und selber genoß seinen heiligen Leib, sein theures Blut, dann sprach: Kinder, liebet euch unter einander; den nahenden Himmel fühlend, mit brechendem Auge ausrief: „Wie ist mir Alles so schön versöhnend, vermittelnd, wie herrlich!" und dann nicht mehr war! Das ist der Tod des Gerechten, den wir gesehen zu einem schönen Ganzen sein Leben entwickeln. Thiel.

Rede an Nathanaels Grabe.

Den 21. November 1829.

*408. Meine theuern Freunde, die ihr hergekommen seid, um mit dem gebeugten Vater am Grabe des geliebten Kindes zu trauern! ich weiß, ihr seid nicht gekommen in der Meinung, ein Rohr zu sehen, das vom Winde bewegt wird. Aber was ihr findet, ist doch nur ein alter Stamm, der so eben nicht bricht von dem Einen Windstoße, der ihn plötzlich aus heiterer Höhe getroffen hat. Ja, so ist es! Für einen zwanzigjährigen, vom Himmel verpflegten und verschonten glücklichen Hausstand habe ich Gott zu danken, für eine weit längere, von unverdientem Segen begleitete Amtsführung, für eine große Fülle von Freuden und Schmerzen, die ich in meinem Berufe und als theilnehmender Freund mit andern durchgelebt habe; manche schwere Wolke ist über das Leben gezogen — aber was von außen kam, hat der Glaube überwunden, was von innen, hat die Liebe gut gemacht: nun aber hat dieser Eine Schlag, der erste in seiner Art, das Leben in seinen Wurzeln erschüttert.

Ach, Kinder sind nicht nur theure, von Gott uns anvertraute Pfänder, für welche wir Rechenschaft zu geben haben, nicht nur unerschöpfliche Gegenstände der Sorge und der Pflicht, der Liebe und des Gebets: sie sind auch ein unmittelbarer Segen für das Haus; sie geben leicht eben so viel, als sie empfangen; sie erfrischen das Leben und erfreuen das Herz. Ein solcher Segen war nun auch dieser Knabe für unser Haus. Ja, wenn der Erlöser sagt, daß die Engel der Kleinen das Angesicht seines Vaters im Himmel sehen, so erschien uns in diesem Kinde, als schaue ein solcher Engel aus ihm heraus, die Freundlichkeit unsers Gottes. Als Gott ihn mir gab, war mein erstes Gebet, daß väterliche Liebe mich nie verleiten möge, mehr von dem Knaben zu halten, als recht sei; und ich glaube, der Herr hat mir dieß gegeben. Ich weiß sehr wohl, es gibt weit ausgezeichnetere Kinder an geistigen Gaben, an regem Eifer, und auf die sich weit größere Erwartungen bauen lassen von dem, was sie in der Welt leisten werden, und ich freue mich, wenn es deren recht viele gibt. Als ich ihm den Namen gab, den er führete, wollte ich ihn durch denselben nicht nur als eine theure, willkommene Gottesgabe begrüßen, sondern ich wollte dadurch zugleich den innigen Wunsch aussprechen, daß er möge werden wie sein biblischer Namensahn, eine Seele, in der kein Falsch ist; und auch das hat mir der Herr gegeben. Redlich und treuherzig, wie der Knabe war, schaute er voll Vertrauen jedem in's Auge, zu allen Menschen sich nur Gutes versehend, und Falsches haben wir nie in ihm gefunden. Und eben deßhalb, meine theuern Kinder, die ich hier um mich sehe, weil er wahrhaft war, blieb er auch frei von manchem Treiben, was sonst auch einem Jahren schon naht, war ihm auch selbstisches Wesen fern, und trug er Liebe und Wohlwollen zu allen Menschen. So lebte er unter uns als die Freude des ganzen Hauses; und als die Zeit gekommen war, da es nöthig schien, ihn in eine größere Gemeinschaft der Jugend und in weitere Kreise des Unterrichts einzupflanzen, fing er auch da an, sich einzuleben und zu gedeihen, und auch der verdiente und wohlgemeinte Tadel seiner Lehrer fiel auf guten Boden. So gedachte ich ihn noch weiter zu begleiten mit väterlichem Auge, und erwartete ruhig, in welchem Maße seine geistigen Kräfte sich weiter entwickeln und nach welcher Seite menschlicher Thätigkeit hin seine Neigung sich wenden würde. Ja, wenn ich mir oft sagte in ganz anderem Sinne, als nun geschehen ist, daß es mir nicht gegeben sein würde, seine Erziehung zu vollenden, so war ich doch guten Muthes. Ich sah auch das als einen schönen Segen meines Berufes an, daß es ihm dereinst nie fehlen würde, treuen väterlichen Rath und kräftigen Beistand zu finden um meinetwillen: aber ich hoffte, er werde ihm auch nicht entstehen um seinetwillen.

Diese mir über Alles wichtige Aufgabe für mein ganzes übriges Leben, an der mein Herz mit voller Liebe hing, ist nun aufgelöst, durchstrichen, das freundlich erquickende Lebensbild ist plötzlich zerstört und alle Hoffnungen,

die auf ihn ruhten, liegen hier und ſollen eingeſenkt werden mit dieſem Sarge! Was ſoll ich ſagen? Es gibt einen Troſt, durch den ſich viele fromme Chriſten beſchwichtigen in ſolchem Falle, den auch mir ſchon mancher liebe, freundliche Mund in dieſen Tagen zugerufen hat, und der um ſo weniger zu überſehen iſt, als er von einer richtigen Schätzung der menſchlichen Schwachheit ausgeht; es iſt nämlich der, daß Kinder, die jung hinweggenommen werden, doch allen Verſuchungen und Gefahren dieſes Lebens entrückt und zeitig in den ſichern Hafen gerettet ſind. Dieſe Gefahren waren auch gewiß dem Knaben nicht ganz erſpart; aber doch will dieſer Troſt nicht recht bei mir haften, wie ich bin. Wie ich dieſe Welt immer anſehe als die, welche durch das Leben des Erlöſers verherrlicht und durch die Wirkſamkeit ſeines Geiſtes zu immer unaufhaltſam weiterer Entwicklung alles Guten und Göttlichen geheiligt iſt; wie ich immer nur habe ſein wollen ein Diener des göttlichen Wortes in freudigem Geiſt und Sinn; warum denn hätte ich nicht glauben ſollen, daß der Segen der chriſtlichen Gemeinſchaft ſich auch an ihm bewähren würde, und daß durch chriſtliche Erziehung ein unvergänglicher Same in ihm wäre niedergelegt worden? Warum ſollte ich nicht auch für ihn ſelbſt, wenn er ſtrauchelte, auf die gnädige Bewahrung Gottes hoffen? warum nicht feſt vertrauen, daß nichts ihn werde aus der Hand des Herrn und Heilandes reißen können, dem er ja geweiht war, und den er auch aus kindlichem Herzen ſchon angefangen hatte zu lieben, wie denn noch eine ſeiner letzten beſonnenen Aeußerungen in den Tagen der Krankheit eine freundliche Bejahung war auf Frage der Mutter, ob er auch ſeinen Heiland recht liebe. — Und dieſe Liebe, wäre ſie auch nicht gleichmäßig fortgeſchritten, hätte ſie auch bei ihm ihre Störungen erfahren: warum ſollte ich doch nicht glauben, daß ſie ihm nie verloſchen ſein, daß ſie ihn doch dereinſt ganz würde beherrſcht haben? Und wie ich Muth gehabt hätte, dieß Alles mit ihm durchzuleben, ihn dabei zu ermahnen, zu tröſten, zu leiten: ſo iſt mir jene Betrachtung nicht ſo tröſtlich, wie vielen Andern. Auf andere Weiſe ſchöpfen viele Trauernde ihren Troſt aus einer Fülle reizender Bilder, in denen ſie ſich die fortbeſtehende Gemeinſchaft der Vorangegangenen und Zurückgebliebenen darſtellen, und, je mehr dieſe die Seele erfüllen, um deſto mehr müſſen alle Schmerzen über den Tod geſtillt werden. Aber dem Manne, der zu ſehr an die Strenge und Schärfe des Gedankens gewöhnt iſt, laſſen dieſe Bilder tauſend unbeantwortete Fragen zurück, und verlieren dadurch gar viel von ihrer tröſtenden Kraft. So ſtehe ich denn hier mit meinem Troſte und meiner Hoffnung allein auf dem beſcheidenen, aber doch ſo reichen Worte der Schrift: Es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſein werden, wenn es aber erſcheinen wird, werden wir ihn ſehen, wie er iſt! und auf dem kräftigen Gebete des Herrn: Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die ſeien, die du mir gegeben haſt. Auf dieſen ſtarken Glauben geſtützt, und von kindlicher Ergebung getragen, ſpreche ich denn von Herzen, der Herr

hat ihn gegeben, der Name des Herrn sei gelobt dafür, daß er ihn mir gegeben, daß er diesem Kinde ein, wenn auch kurzes, doch helles und heiteres und von dem Liebeshauche seiner Gnade erwärmtes Leben verliehen, daß er es so treu bewacht und geleitet hat, daß sich nun dem theuern Andenken nichts Bitteres beimischt, vielmehr wir bekennen müssen, daß wir reichlich gesegnet worden sind durch das liebe Kind. Der Herr hat es genommen; sein Name sei gelobt, daß er es, wiewol genommen, uns doch auch gelassen hat; daß es uns bleibt auch hier in unauslöschlichen Erinnerungen ein theures und unvergängliches Eigenthum.

Doch ich kann mich nicht trennen von diesen der Verwesung geweihten Ueberresten der lieblichen Gestalt, ohne nun auch noch, nachdem ich den Herrn gepriesen, den gerührtesten Dank meines Herzens auszusprechen vor Allen der theuern Hälfte meines Lebens, durch welche Gott mir dieses geschenkt, für alle mütterliche Liebe und Treue, die sie ihm bewiesen von seinem ersten bis zu seinem letzten in ihren treuen Armen ausgehauchten Athemzuge; und meinen lieben ältern Kindern allen für die Liebe, mit der sie diesem jüngsten zugethan waren und es ihm erleichterten, heiter und froh seinen Weg zu gehen in den Schranken der Ordnung und des Gehorsams; und allen lieben Freunden, die mit uns sich an ihm gefreut und mit uns um ihn gesorgt haben, zumal aber euch, liebe Lehrer, die ihr es euch zur Freude machtet, an der Entwicklung seiner Seele thätigen Theil zu nehmen, und euch, ihr lieben Gespielen und Mitschüler, die ihr ihm in kindlicher Freundschaft zugethan waret, denen er so manche von seinen frohern Stunden verdankte, und die ihr auch um ihn trauert, weil ihr gern auf dem gemeinschaftlichen Wege noch weiter mit ihm fortgegangen wäret; und allen denen Dank, die mir diese Stunde des Abschieds schöner und feierlicher gemacht haben.

Aber mit dem Danke verbindet sich ja immer gern eine Gegengabe; und so nehmet denn ihr Alle zum Andenken an diesen mir so schmerzlich bedeutenden Augenblick noch eine wohlgemeinte Gabe christlicher Ermahnung. Meine Gattin und ich, wir haben beide dieses Kind herzlich und zärtlich geliebt, und überdieß sind Freundlichkeit und Milde der herrschende Ton unsers Hauswesens; und doch zieht sich durch unsere Erinnerungen an das Leben mit dem geliebten Kinde hie und da ein leiser Ton des Vorwurfs hindurch; und so glaube ich denn, es geht vielleicht keiner dahin, gegen den diejenigen, die am meisten mit ihm zu leben hatten, sich, wenn sie sich vor Gott prüfen, vollkommen genügten, wäre auch das anvertraute Leben nur eben so kurz gewesen, wie dieses. Darum laßt uns doch uns alle unter einander lieben als solche, die uns bald und ach wie bald! könnten entrissen werden. Ich sage das euch Kindern, und glaubt mir, dieser Rath, wenn ihr ihm folgt, wird euch keine unschuldige Freude trüben, aber euch gewiß vor vielen, wenn auch nur kleinen Verschuldungen bewahren. Ich sage es euch Eltern; denn

welche unſern Winter in den Frühling umſchaffen! Was kann dem Jüngling, dem Manne Schöneres begegnen, als der Frauen holde Sitte? Wie ein Lüftchen kräuſelnd über die Gewäſſer ſtreift, die ſtill den hohen Himmel zurückſtrahlen; wie der Hauch über dem Spiegel ſpielt, wenn heimlich vertraut die Beſcheidenheit um ihre Reize ihn befraget; ſo ſpielt in lichter Unſchuld zartes Gefühl über das Antlitz des Weibes, ſtets mahnend, ob die himmliſche Schweſter, Tugend, erröthet, die uns ſichtbar geleitet. Dieſen reinen Spiegel bewahren, iſt das Palladium der Menſchheit. Göthe.

363. Willſt du genau erfahren, was ſich ziemt, ſo frage nur bei edeln Frauen an; wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie, und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie nichts. Göthe.

364. Anders in Schottland. Hier wirkt das fromme Familien- und das gemeinſame kirchliche Leben Alles; den Schulen bleibt wenig mehr überlaſſen, und ſelbſt wo Schulen auch dieß Wenige, wo gewiſſenloſe Eltern ihre heiligſte Pflicht verſäumen ſollten; da kommt der bei uns ganz unbekannte kirchliche Gemeinſinn zu Hülfe. Bibel-, Miſſions-Geſellſchaften, vorzüglich aber die Sabbatſchulen, ſchreiten hier wirkſam ein. Dergleichen finden ſich allenthalben auf dem Lande und in den Städten; ſie werden von Geiſtlichen und Laien, von Männern und Frauen geleitet. Ergreifend iſt's zu leſen, was namentlich die Frauen für die Ergänzung etwaiger Mängel der religiöſen Bildung unter dem Volke thun. Gemberg berichtet: Ihre aufopfernde, fromme Thätigkeit erſtreckt ſich vielfach über den Kreis ihrer Angehörigen hinaus. Man ſieht ſie in den Hütten der Armen; ſie erkundigen ſich nach den Hülfsmitteln für die Erziehung, ermuntern Eltern und Kinder, verſorgen ſie mit Bibeln, Pſaltern und Schulbüchern, veranlaſſen ſie, einen mäßigen Betrag dafür allmälig abzuzahlen, leſen und erklären den Kleinen aus den geſchenkten Büchelchen, und ſtehen, ſo Vielen ſie können, in Leid und Freud theilnehmend zur Seite. Mehrmals erfuhr ich bei einem Beſuch, die Herrin oder die Tochter vom Hauſe ſei bei einem Kranken, ihn zu tröſten, bei einem Sterbenden, mit ihm zu beten.

365. Es iſt wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir ſtehen auf dem Punkte, das Königreich zu verlaſſen. Bedenken Sie, wie mir dabei iſt; doch bei Gott beſchwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben. Der erſte iſt der Gedanke: Wir ſind kein Spiel des blinden Zufalls, ſondern wir ſtehen in Gottes Hand, und die Vorſehung leitet uns. Der zweite: wir gehen mit Ehren unter. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne ſeinem Chriſtenthum ungetreu und an ſeinem Volk Verräther zu werden. Wie dieß ſtärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchſtrömt.

Louiſe von Preußen.

bewahrt sie die Häuslichkeit vor mißstimmender und ungläubiger Zurückgezogenheit und eigennütziger Verborgenheit. Karsten.

*414. Im Busen eines Freundes wiederhallend, verliert sich nach und nach des Schmerzes Ton. Göthe.

415. Die reinste menschliche Freude, das, was wir lieben, auch beglücken zu können, ist ein Strahl vom Flammenthron der Gottheit, deren unerforschliches Leben sich ja auch nur in Liebe, in Beseligung offenbart. A.

416. Freunde sollen Alles gemein haben, nur nicht die Stube. Jean Paul.

*417. Zürnt der Freund mit dir, so verschaff' ihm eine Gelegenheit, dir einen recht großen Gefallen zu erweisen: darüber muß sein Herz zerfließen, und er wird dich wieder lieben. Jean Paul.

418. Du armer Jonathan (Jacobi) hast sehr übel an den beiden Schwestern und an mir Lazaro gethan, das harte Joch und die schwere Last einer so männlichen Freundschaft, einer so heiligen Leidenschaft, als unter uns obwaltet, ihrem Geschlecht, das die Natur weicher und zähmer gemacht hat, aufzubürden. Hamann.

419. Wer Freundschaft und Liebe nie suchte, ist hundertmal ärmer, als wer beide verlor. Jean Paul.

b. Die weiteren Kreise.

α. Liebe gegen Alle.

*420. In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich sein kann, daß es sein Glück in dem Wohle Anderer suchen muß. Göthe.

β. Große Menschen.

*421. Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es keine Rettungsmittel, als die Liebe. Göthe.

γ. Höherstehende.

*422. Je höher du bist, desto mehr demüthige dich. Luther.

*423. Was unter dem Ausdruck „Augendienerei" zu verstehen sei, wissen wir wol Alle. Es ist die heuchlerische Schmeichelei, die, wo sie bemerkt wird, Alles in Wort und That so einrichtet, wie es dem Gebietenden gefällt, und zu Allem, auch gegen die eigne Ueberzeugung, bereit ist; die auch in dem Gebiet, wofür sie verantwortlich ist, nicht einmal den Versuch wagt, einer bessern Meinung Gehör zu verschaffen, wenn einmal der Wille des Gebieters ausgesprochen ist, wo sie aber unbemerkt ist, desto mehr auf die eigne Bequem-

lichkeit sieht, und hinter'm Rücken tadelt und bespöttelt, was sie ins Angesicht billigt und mit scheinbarem Eifer in Ausführung bringt. Schleiermacher.

δ. Niederer Stand.

424. Es gibt gewiß Weniges, m. g. Fr., was nachtheiliger wäre für den einzelnen Menschen, als wenn er das Unglück hat, in der menschlichen Gesellschaft zu einer solchen Klasse zu gehören, gegen welche ein allgemeines Vorurtheil obwaltet; denn dieses drückt mehr, als alles Andere nieder und lähmt alle Fortentwicklung und alle freien Bewegungen des Geistes. Wenn gleich ein solches Urtheil nicht immer für eine Stimme Gottes gehalten werden kann, vielmehr nicht selten theils Irrthum und Aberglaube, theils Parteiung und selbstische Sinnesart bedeutenden Einfluß haben auf die Bildung solcher Urtheile: so kann sich doch, wenn sie sich einmal festgesetzt haben und auch den ruhigen Verlauf des Lebens beherrschen, nur selten Jemand ihrem nachtheiligen Einfluß entziehen. Wenn daher Geringschätzung und Verachtung eine ganze Abtheilung der Gesellschaft trifft, so ist es schwer, daß die Einzelnen sich zu einem freudigen Bewußtsein und zu einer ungetrübten Thätigkeit ihrer gesammten Kräfte erheben können. Dieses allein ist also schon hinreichend, das Rohr zu knicken und die Flamme des Lebens so niederzuhalten, daß sie nur so eben noch glimmt. Das fühlte Niemand mehr als der ganz von Liebe und Menschenfreundlichkeit durchdrungene Erlöser. Darum sagte er denn auch, er sei gekommen, ganz vorzüglich das zu suchen, was verloren sei, und also am meisten auch das, was schon die allgemeine Stimme als verloren bezeichnete. Schleiermacher.

425. Die Demuth, als das Abbild Christi in seiner Knechtsgestalt, ist das Bild des Christen in seiner Herrlichkeit, und somit Ziel des christlichen Berufslebens. Kurſten.

ε. Feinde.

*426. Der Siege göttlichster ist die Vergebung. Schiller.

*427. Ich mag den, der die tödtliche Kugel auf mich abschoß, nicht kennen; aber wol wünschte ich, daß ich ihn könnte wissen lassen, wie von Herzen ich ihm verzeihe, wie ich ihm danke; denn ich verdanke diesen Wunden und dem jetzigen unsäglichen Leiden sehr viel. Lavater.

*428. Es ist im Leben bei Weitem mehr ein Glück, als ein Unglück, einen Gegner zu haben, der uns in Athem hält, und uns an der Vernachlässigung unsrer selbst verhindert. Buchholz.

ζ. Wohlthäter.

*429. Einer, der viele Wohlthaten empfängt, hört auf, sie zu zählen, und fängt an, sie zu wägen.

*430. Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken. Göthe.

7. Unglückliche.

*431. Vergiß des Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast. Schiller.

*432. Wer bald gibt, gibt doppelt, und wer schnell thut, ahmt Gott nach, der sprach, und es ward. Hippel.

*433. Wenn das schauernde Herz so entblättert ist und nackt da steht, dann ist jedes Lüftchen ein kaltes. Jean Paul.

*434. Sei des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, des Verzagten Arm. Hippel.

*435. Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brod; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser; denn du wirst Kohlen auf sein Haupt häufen, und der Herr wird dir's vergelten. Sprüche Sal. nach Luther.

8. Die geselligen Kreise.

*436. Wie er der Mittelpunkt aller Erkennenden und höhern Gläubigen war, so war sein Haus der Sammelplatz ausgewähltester, feinster Geister und frommer, höheres Heil suchender Naturen; wie er es für sich auf ein volles Freiwerden und eine Herrschaft des Innern über alles Aeußere anlegte, so war auch seine Hauseintichtung eine durchaus feine, höhere und edle, die Unabhängigkeit aller größern geistigen und geselligen Strebungen von dem Drucke der Noth und der kleinen Lebensmühseligkeiten bezweckend, und wie er selbst einfach war, gerade, klar und wahr, so gab es um ihn auch keine Konvenienz, keine angelernte Manier, keine Glätte, keine eingefügte Aeußerlichkeit, aber desto mehr geregelte Freiheit, gebildete Sitte, gediegene Individualität. Thiel.

*437. Man wird nur gegen den Menschen gleichgültig, wenn man ihn oft und nicht recht sieht; wenn man mit Vielen umgeht, ohne mit Einem recht bekannt zu sein. Jean Paul.

*438. Nie zeichnet der Mensch den eignen Charakter schärfer, als in seiner Manier, einen Fremden zu zeichnen. Jean Paul.

*439. Dem Reinen ist Alles rein. Göthe.

*440. Sprich nie etwas Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt, und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: warum erzähle ich es? Lavater.

*441. Sage nicht Alles, was du weißt, aber wisse immer, was du sagst. Claudius.

*442. Die Lüge vergeht; die Wahrheit besteht.

*443. Unsre Worte können Funken werden, die wider unsern Willen zünden, Pfeile, die auf das Gefährlichste verwunden, und Dolche, die Andern das Herz durchbohren. Reinhard.

*444. Wer verräth, er verwahre ein Geheimniß, der hat schon dessen Hälfte verrathen. Jean Paul.

445. Dem scherzhaften Tone ist schwerer etwas abzuschlagen, als dem ernsthaften. Jean Paul.

446. Je mehr Mühe ein Einfall kostet, desto weniger ist er sie werth. Jean Paul.

447. Nichts ist gefährlicher, als ein allzufreies Gespräch, das einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewohnten, gemeinen, ja löblichen behandelt. Göthe.

448. Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menschen noch gewährt sind, an einem artig besetzten Tisch mit aller Offen- und Treuherzigkeit sich herumzuspaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen u. dgl., das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt vermodern, und die ich sorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das ganze Herz so ein! — Und doch mißverstanden zu werden, ist das Schicksal von unser Einem. Göthe.

*449. Ich war in Gesellschaft, um des vollkommensten Alleinseins zu genießen. A.

*450. Bei allen den Besuchen, die ihr gebt und annehmt, bei allen den Zusammenkünften, die ihr haltet, bei euern kostbaren Schmäusen: wird da wol irgend ein geselliges Band fester angezogen, nur ein Funken fester Zuneigung je hervorgeschlagen? ist wol je von da eine Freundschaft ausgegangen?

Wißt ihr irgend ein namhaftes Gutes, von welcher Art es sei, das ihr durch eure Gewissenhaftigkeit in der Befolgung der Regeln des Wohlstandes und der Geheimnisse der Mode bewirkt hättet?

Es ist elende Spiegelfechterei damit! Ihr verschleudert eure Zeit und setzt euch allerhand Verirrungen der Sinne, des Geistes und des Herzens — einer zunehmenden Verblendung aus. Stille des Geistes, Ruhe des Gemüthes können damit nicht bestehen; wie diese abnehmen, verschwinden alle herzlichen Gefühle, verschwindet alle gründliche Theilnehmung. Die Seele ermattet unter kleinen endlosen Bestrebungen, unter endlosen kleinen Widerwärtigkeiten,

wird so lange gezerrt und getrillt, bis Alles mit ihr herumläuft, und sie von sich selbst nichts mehr weiß. F. H. Jacobi.

451. Das Erstemal, als ich die Sache erlebte, war es aber am denkwürdigsten. Jetzt mögen es dreißig Jahre her sein, ich war noch ledig, denn ich habe erst spät geheiratet. Ich war damals in Berlin und ganz mit den Lustbarkeiten des Karnevals, Bällen, Opern und Komödien beschäftigt. So träumt mir, ich komme aus dem Opernhause. Wildes Gedränge, Stoßen, Schreien, wie immer, finstre Nacht, und dazwischen blitzend die rothgelben Fackeln. Die Wagen rasseln vor, da, dort wird eingestiegen. Ich rufe nach meinem Kutscher. Betäubt von dem Dunste der Fackeln, von der eben beendigten Opernmusik, von dem Lärmen der Bedienten und Wachen, hebt mich Jemand, den ich nicht gleich kenne, in eine Kutsche. Der Schlag wird zugeworfen und hinten springen Lakaien auf: es scheinen mir fremde zu sein. So im vollen Jagen über die schmale Brücke, dann über die breitere, nach der großen Façade des Schlosses und dem Lustgarten. Plötzlich, da sie nicht lenken, theilt sich das dunkle Schloß aus einander; im Toben durchgejagt, die Königsstraße, wo ich gar nicht hinwollte, hinab. Nun sind wir im Freien, ich weiß nicht wie. Alles finster, nur das Fackellicht meiner Leute. Die flüstern, die lachen hinter mir, und ein Grauen befällt mich. Die schwarzen Pferde rennen immer rasender, es ist kein Lauf mehr, ein Fliegen, ein Hinschießen, wie der Vogel erst, dann wie der Pfeil, wie die Büchsenkugel. Nun weiß ich, daß ich in der Gewalt höllischer Geister bin. Wir sind auch schon in fürchterlichen Felsengegenden. Schwarze, spitze Klippen hängen schroff und dräuend von allen Seiten herein. So rennen wir durch einen ungeheuren Steinbogen, und wie die Pferde hindurchgesprungen sind, stürzt hinter mir die Granitmauer krachend zusammen. So geschieht mit einem großen stählernen Thor. Alles bricht immer hinter mir ein, durch so viele Pforten ich gerissen werde. Es wird immer einsamer, immer stiller, die Leute hinter meinem Wagen verschwinden. Es ist, als würden weniger Pferde. Jetzt schleppt nur noch eins den Wagen. Wieder ein dunkles, unendlich langes Felsengewölbe; ich bin hindurch, und ebenso fällt es hinter mir krachend in Trümmer. Der Wagen schießt einen Abhang hinunter, ich falle, es ist Alles um mich her verschwunden. Da lieg' ich in einem kleinen, engen Raum, auf Sand und Kies, hinter mir Felsen, vor mir eine wüste, traurige Oede, und ich weiß nun, daß ich verdammt bin. Kein Scheusal, kein Feuer, Hölle und Satansgestalt um mich, wie sie die Phantasie unsrer Wärterinnen uns malt; aber weit entsetzlicher diese ewige, unbeschreiblich trostlose Einsamkeit, das deutliche Gefühl, daß kein Gedanke, keine Erinnerung, kein Gefühl durch alle die versperrenden Felsenmassen zum Vater der Liebe hindurch kann, daß kein Gedanke von ihm mich trifft, daß er mich vergessen hat, und eine Ohnmacht, ein Verschwinden aller Kräfte es mir auf Ewigkeiten unmöglich machen, wieder

mit der kleinsten Faser meines Gefühls, mit den kränksten und albernsten Kindergedanken irgend einen Weg zu meinem Erlöser zu finden. Dieß Gefühl war so entsetzlich, daß ich mich nach Qualen, Verdammten und Teufeln recht herzlich sehnte, um nur im Anseyn andrer Wesen, in Folterschmerzen, in Grauen und Heulen mich von dieser fürchterlichsten Einsamkeit zu erholen und zu zerstreuen. Ich erwachte endlich, aber noch den ganzen Tag verfolgte mich diese Empfindung. Ich glaubte meiner Täuschung Herr zu werden, ich verwies mir die Tollheit und wollte über den Gedanken lächeln, daß Gott der Herr meiner oder irgend eines Wesens vergessen könne. Aber die ungeheure Wahrheit dessen, was ich im Schlaf erlebt hatte, überflügelte alle Trostgründe, die mir die Vernunft geben wollte. Und war denn mein alltägliches, wüstes, gedankenleeres Leben etwas Anderes, als was ich im Schlafe gesehen hatte? Dieß Schwatzen in den nüchternen Gesellschaften, dieß Herumtreiben in langweiligen Häusern, Klatschen und Klatschenhören, dieß Suchen nach Zerstreuung, dieß Entfliehen vor jedem bessern Gefühle, dieß Freigeistern unter schlechten Menschen, wo ich so oft mich selbst belog und männlich und kräftig erscheinen wollte, alle Grundsätze meiner Erziehung, die schönsten Erinnerungen meiner Kindheit mit Füßen trat: was that denn alles dieß Unwesen anders, als daß es ein Thor nach dem andern hinter mir mit stählernen Riegeln verschloß? daß Felsengebirge zwischen mich und den Ewigen sich thürmten? War ich denn dadurch nicht schon so einsam, wie in meinem Traum, wußte ich denn noch viel von ihm, neigte er sich denn noch zu mir? Aber darin war ich unbeschreiblich glücklich, daß ich noch wieder zu ihm konnte: ich lebte noch, ich hatte noch die Kräfte, die ich ihm verdankte, und so war denn auch dieser sonderbare Traum die Veranlassung, daß ich mir ein besseres Leben einrichtete. Was sagen Sie dazu? Tieck.

---

3. Das Berufsleben.

*452. Endlich, meine Freunde, ist auch, abgesehen von diesen besonderen Beziehungen, einem Jeden ein Beruf angewiesen auf Erden. In eine Bahn des Lebens sind wir eingetreten, übereinstimmend mit unsern Kräften und Eigenschaften, einen Wirkungskreis haben wir uns angeeignet, um darin nach einer bestimmten Weise der Thätigkeit das gemeinsame Wohl zu fördern. Oder wäre einer etwa schon zum selbstständigen Leben hinauf erwachsen und im vollen Besitz seiner Kräfte, hätte aber doch einen solchen Beruf noch nicht gefunden, der stünde gewiß mehr auf der Seite des Bösen, als des Guten; denn es gilt gar sehr von dem gemeinen Wohl der Menschen, daß, wer nicht dafür ist, dawider sein muß, und wer nicht so sammelt, daß er bestimmte Rechenschaft darüber geben kann, daß der zerstreuet. Wer aber seinen Beruf ergriffen und sich hineingelebt hat, der ist gewiß auch durchdrungen von der

Ueberzeugung, daß, wenn er diese Bahn verließe, wenn er diese Thätigkeit, zu der er vorzüglich geeignet ist, ganz aufgeben könnte, alsdann der eigentliche Werth seines Lebens verloren ginge, und er mit seinem ganzen Dasein gleichsam im Leeren wäre, und nicht in der Welt. Darum sei uns dieß ein heiliges, unauflösliches Band, eine unverletzliche Liebe, und die ärgste Verblendung die, an irgend einem einzelnen Gute des Lebens so zu hängen, oder irgend ein einzelnes Uebel so zu fürchten, daß wir eben diesen ganzen Werth des Lebens dafür bezahlen. Schleiermacher.

*453. „Der Glaube verklärt Alles," sagte Hold, „all unser Lieben, Wirken, Leiden und Hoffen. Haben Sie bisher dem Kaufmannsstande nur ein Wirken für irdische Genüsse gegeben, so werden Sie ihn jetzt in einem neuen Lichte betrachten. Er ist es, der alle natürlichen und künstlichen Gränzen zwischen den Völkern der Erde niederbricht. Er sendet sein Banner hinüber über die weite Ebene des Oceans, treibt sein Rad die Felsgebirge hinauf und hinab, zieht das Saumthier durch Wüsten und Einöden. Ihn schreckt keine Mühe und keine Gefahr. Er trotzt dem Versengen des Mittagsstrahls und dem Eis des mitternächtlichen Pols."

„Ja," fiel Mander hier in die Rede, „auch wir dienen der geistigen Entwicklung der Menschheit. Ich habe erst, seit ich mir dieß recht vergegenwärtigt, von der Lektüre der Schriften, die den Geist emportrugen über alles Eitle und Weltliche, ohne Murren aufstehen und an die Börse gehen können. Wir fördern die allmälige Verbrüderung und höhere Reife der Völker, indem wir ihre Entfremdung von einander rastlos bekämpfen und dadurch auch die Folgen derselben: Mißtrauen, Feindseligkeit, Verachtung, Einseitigkeit und Unwissenheit. Denn der Handel ist ein über den Erdboden sich hinstreckendes, lebendiges, ewig bewegliches Gewebe, dessen Fäden über alle Scheidungen hinweg die Völker an einander ziehen, sich gegenseitig von einander abhängig machen und dadurch sie sich einander achten und lieben lehren. Er ist der Träger eines nie ruhenden Umtausches, nicht allein irdischer Güter, sondern auch geistiger Fortschritte. Mit seinen Frachtbriefen sendet er Wissenschaft, Kunst, Kultur den entferntesten Nationen zu; macht durch seine Ballen zum Gemeingut Aller nicht allein die Produkte jeder Zone, sondern auch die Geistesflamme, die ohne seine weltumfassende Thätigkeit nur einem kleinen Fleck der Erde gestrahlt hätte. Er mindert die Kriege, weil seine Interessen, die bei jedem Kriege so hart verletzt werden, immer schwerer in die Wagschale fallen. Er schafft, daß die Erde Ein Vaterland und die Menschheit Ein Volk werde, das, so verschieden an Sprachen und Sitten, doch im gegenseitigen Verkehr sich befreundet, das, so oft auch entflammt in Zwietracht, doch nach dem ersten Friedenslaut sogleich wieder verbunden ist durch brüderlichen Austausch.

„Und," fuhr Hold fort, „öffnet nicht das Kauffschiff dem Boten des Evangeliums die sonst feindlich verschlossene Küste? Baut nicht der Handelsverkehr

die Brücke von Land zu Land, von Volk zu Volk dem Worte Gottes? Nähmen Sie den Stand des Kaufmannes hinweg, wie fern würde dann noch die Zeit sein, von der es heißen soll: Eine Heerde unter Einem Hirten, Ein Herr, ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller? Wir können nicht Alle unmittelbar, aber Alle mittelbar wirken für das Reich Gottes. Und wollen wir unser Wirken, das scheinbar allein dem Nächsten, dem irdischen Wohlergehen, dienet, verklären: so müssen wir ihm jene Beziehung auf das Eine, was Noth thut, auf die Erhebung der Kinder des Staubes zu Kindern Gottes zu geben wissen. Es ist dem Arzt eine Freude, wenn er den Kranken von der Nähe des Grabes durch seine Kunst zurückgerufen hat zum Genuß des Lebens. Seine Freude wird aber höher, himmlischer, wenn er dabei bedenket, daß Gott durch ihn einer unsterblichen Seele eine längere Frist bereitet hat, für die Ewigkeit zu reifen, daß Gott durch ihn dem Sünder noch Raum gab zur Buße, dem Glaubensschwachen noch Gelegenheit zum höhern Verständniß, dem Frommen zur weitern Vollendung. So auch der Kaufmann. Er sorget für Bedürfnisse und Genüsse, die vielleicht nur die niedere, sinnliche Natur des Menschen befriedigen, und er ist ein Werkzeug in der Hand Gottes, die Wege zu ebnen und die Bahnen zu brechen den Segnungen und Verheißungen, die Freude und Friede bringen in Zeit und Ewigkeit. In solchem Bewußtsein treibt er freudig sein Geschäft. Es ist ein Werk Gottes für ihn geworden. Er beneidet nicht mehr den Priester um sein den göttlichen Dingen allein geweihtes Amt. Er ist, wie dieser, ein Diener des Herrn, der da will, daß Allen geholfen werde, an allen Enden der Erde. **Piernatzki.**

*454. Redlichkeit gedeiht in jedem Stand.

*455. Ich will nicht an ein Geschäfte gehen, ohne vorher an einsamem Orte Gott um seinen Segen angefleht zu haben. **Lavater.**

*456. Jeder Tag soll wenigstens mit einem besondern Liebeswerk bezeichnet sein. **Lavater.**

*457. Lust und Liebe sind Fittige zu großen Thaten. **Göthe.**

*458. Arbeitsamkeit verriegelt die Thür dem Laster, das dem Müßiggang zur Seite schleicht, und hinter ihm das Unglück. **Herder.**

*459. Der Tropfenfall höhlt endlich auch den härtesten Stein aus; durch Fleiß und Geduld kann die Maus ein Schiffstau zerbeißen, und durch kleine Streiche fällt die große Eiche. **Jean Paul.**

*460. Wessen ist der Erdenraum? des Fleißigen. Wessen ist die Herrschaft? des Verständigen. **Herder.**

*461. Neue Beschäftigung ist wahre Erholung. **Hippel.**

462. Die zeitlichen Güter, als Mittel zu himmlischen Zwecken, enthalten in dieser ihrer Bestimmung die Richtschnur zu ihrer Erwerbung und Verwendung im christlichen Beruf. H. Karsten.

---

2. Das kirchliche Leben.

A. Kirche und Staat.

463. Jede fromme Gemeinschaft, welche einen innerhalb bestimmter Gränzen sich immer erneuernden Umlauf des frommen Selbstbewußtseins, und eine innerhalb derselben geordnete und gegliederte Fortpflanzung der frommen Erregungen bildet, so daß irgendwie zu bestimmter Anerkennung gebracht werden kann, welcher Einzelne dazu gehört, und welcher nicht, bezeichnen wir durch den Ausdruck Kirche. Schleiermacher.

*464. Die Religion, als Produkt der höchsten Freiheit, kann auf keine Weise durch Zwang, sondern allein durch Erziehung und Ueberzeugung gefördert werden. So lange sie aber nicht allgemeines Gesetz ist menschlicher Herrschaft, ist eine Zwangsanstalt nöthig, um jedem dasjenige Recht zu sichern, in welchem sich überhaupt menschliche Bildung entwickeln kann. Die Gemeinschaft jener freien Erziehung hat sich geschichtlich in der Kirche, die Gemeinschaft des rechtlichen Zwanges im Staate ausgebildet. K. Hase.

*465. Das rechte geistliche Regiment soll man soweit vom weltlichen Regiment sondern, als weit Himmel und Erden von einander sind. Luther.

*466. Luther riß die Schranken nieder, welche die Kirche zwischen dem Göttlichen und dem Menschen aufgerichtet hatte; er stellte die unmittelbare Verbindung mit Gott wieder her, indem er den Glauben an die Spitze stellte. Hegel.

467. Der Protestantismus macht das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche abhängig von seinem Verhältniß zu Christus; der Katholik das Verhältniß zu Christus von seinem Verhältniß zur Kirche. Schleiermacher.

B. Geschichtliche Entwicklung dieses Verhältnisses. Papismus. Reformation.

*468. Die Herrschaft der Kirche im Mittelalter ist nicht etwas Zufälliges, nicht hervorgegangen aus kluger Berechnung oder Unterschiebung falscher Dokumente, nein! es war die innere Nothwendigkeit, welche ihr die Welt unterwarf. Sie stand in diesen Zeiten an der Spitze der Bewegung, das geistige Leben hatte sich zu ihr geflüchtet, und sie war eine allgemeine Macht mit

einem plastischen Organismus. Man unterwarf sich ihr, weil sie die Bildnerin und Lehrerin des Menschengeschlechtes war, die Bewahrerin des Höchsten, was die Zeit kannte. — Die Einheit der christlichen Lehre war das, was die zerstreuten Völker der Christenheit zu einem großen Ganzen vereinigte, das allgemeine Band, was die europäische Welt umschlang; selbst die Sprache der Kirche war eine allgemeine, die lateinische. Die geistliche Macht achtete nicht die besondern Berechtigungen und Mächte des Lebens; sie gefiel sich selbst in der Herabsetzung des Hohen, denn vor Gott sind alle Menschen gleich. Hegel.

469. Die Macht der Kirche war eine nach oben sich zuspitzende Säule; an der Spitze steht die Unfehlbarkeit des Papstes; ihre Grundlage bilden die in ganz Europa verzweigten geistlichen Schaaren, die nicht durch freiwilligen Gehorsam, sondern durch strenge Subordination zusammen gehalten werden. Hegel.

*470. Als das Papstthum auf der Höhe seiner Macht stand, als die Kaiser sich vor ihm demüthigten und die Christenheit unter der Fahne des Kreuzes nach dem heiligen Grabe zog, als die Kirche die einzige Pflegerin der geistigen Interessen war, da gebührte ihr die Herrschaft, weil sie an der Spitze der Bewegung stand; aber als dieselbe finster und mürrisch sich in sich zurückzog, als sie den Geist und die Wissenschaft als feindselige Mächte proscribirte, als Galiläi auf den Knieen die Wahrheit abschwören mußte, da war ihr Glanz erblichen, ihre Herrschaft gesunken. Hegel.

*471. Der Boden der Reformation war Deutschland, das alle großen Revolutionen im Reiche der Geister bewerkstelligte, wenn es auch an Thatkraft andern Völkern nachsteht. Hegel.

C. Verfassung der protestantischen Kirche.

1. Presbyterialverfassung in Westphalen, Nordamerika und Schottland.

472. Diese Presbyterialverfassung hat bisher Jahrhunderte lang im Segen bei uns bestanden, wir glauben dieses mit dem vollkommensten Rechte sagen zu können. Ihr haben wir es zu danken, wenn in den Gemeinden unsers Landes bisher noch ein reger kirchlicher Gemeinsinn sich äußert, der dadurch vornämlich nur erhalten und belebt werden kann, daß die Gemeinden durch Wort und That mit Theil nehmen an dem, was zur Erhaltung und Beförderung des kirchlichen Wohls beschlossen und ausgeführt wird, denn nur so können sie es wissen, daß sie einer freien Gemeinschaft angehören, deren Zwecke durch eines Jeden Thätigkeit erreicht werden sollen, und nur so können sie sich zu dieser Thätigkeit ermuntert fühlen. Ihr haben wir es zu danken, wenn bisher die Verbindung der Prediger mit ihren Gemeinden noch eine

innige, alle bedeutenden Verhältnisse des Lebens durchdringende und für beide Theile erfolgreiche und fruchtbringende ist. Ihr verdanken wir es, daß das schöne Verhältniß, in welchem alle Verkündiger des Evangeliums nach dem Ausspruche Jesu als gleiche Brüder mit einander stehen sollen, unter uns aufrecht erhalten wurde, und daß nicht eine in der evangelischen Kirche unstatthafte Stufenfolge äußern Ranges und von weltlicher Macht ausgehender Titel und Würden sie trennte, ihr die höhere Achtung, die sie bei den Gemeinden genießen, welche dieselben in ihren kirchlichen Amtsverhältnissen nicht einer ihrem Blick sich entziehenden Reihe immer weiter und höher stehender Beamten unterworfen sehen. Sie bietet das einzige und sicher wirkende Mittel dar, die durch äußere Verhältnisse oder durch den jedesmaligen Grad der religiösen und geistigen Bildung nöthig werdenden Aenderungen in kirchlichen Gebräuchen und Einrichtungen auf eine, dem Sinne Aller, oder doch der Meisten entsprechende Weise anzuordnen und einzuführen, ohne daß Indifferentismus genährt oder gar Unwillen gegen Neuerungen erzeugt wird; sie gibt endlich jedem Talente freien Spielraum, sich in dem kirchlichen Gemeinwesen geltend zu machen und seine Kraft zur Beförderung kirchlicher Zwecke wirksam werden zu lassen. Gutachten der westphäl. Geistlichkeit.

473. In keinem Land der Erde gibt es eine größere Zahl der verschiedenartigsten, sämmtlich vom Urboden des Evangeliums ausgegangenen Sekten und Religionsgesellschaften: und dennoch findet sich wieder kein Volk, dem die Gottesfurcht tiefere, sichtbarere Spuren ihres beseligenden Einflusses aufgedrückt hätte, keines, bei welchem der Glaube so sehr als das höchste, das einzig wahre Gut des Menschen angesehen würde, und endlich keines, bei dem, trotz der erklärten völligen Religionslosigkeit des Staates, dieselbe in solchem Maße zu einer, durch das ganze irdische Dasein verwebten, oft und allenthalben zu Tage kommenden Ader des edelsten Metalls, und zum pulsirenden Lebensgefäße geworden wäre. A. J. Julius.

474. Ich wohnte mit meinem Reisegefährten dem interessanten Schauspiel einer solchen Versammlung (Generalsynode) bei, aber leider nur an ihrem letzten Sitzungstage. Auf der Fahrt von Hamburg nach Leith durch ungünstige Witterung beinahe zwölf Tage aufgehalten, waren wir erst Tags zuvor auf schottischer Küste gelandet. Wir eilten, uns durch einen jungen Theologen dem letztjährigen Moderator Dr. Brunton vorstellen zu lassen, und erhielten als Fremde die auszeichnende Erlaubniß, mitten unter den Deputirten Platz nehmen zu dürfen. Ein Zufall brachte uns auf die linke Seite, unter die Herren von der Minorität. Uns war Alles so neu, so fremd, und doch so anziehend, daß ich sagen möchte, was ein geistreicher Franzose von einer englischen Parlamentssitzung: Je ne connoîtrai pas de plus grand plaisir, si la jouissance n'en était pas troublée pour moi par un triste retour sur nous-mêmes.

Zu unſrer Rechten der Lord Oberkommiſſär (Graf Morton) im glänzendſten Gepränge auf der Eſtrade; vor uns, im umgitterten Centrum der grüne Tiſch, an deſſen Hauptende der Moderator, jenem den Rücken zukehrend, um ihn beide Sekretäre, und der kirchliche Rechtsanwalt, im Ornat; neben und zwiſchen dieſen Geiſtliche und Aelteſte; letztere beſtanden aus Lords, Baronets und Knights, Pächtern, Kaufleuten, Advokaten, Schiffskapitains, mitten unter Geiſtlichen und Lehrern, alle in ziemlich gleichem Koſtüm. Es erhoben ſich Redner von der Rechten und von der Linken aus allen Ständen; ſie redeten mit Geläufigkeit, mit Feuer und Nachdruck. Wir verſtanden wenig; das ſchottiſche Idiom war nicht allein Schuld; dennoch ſchien uns die Sprache wie für Beredſamkeit gebildet. Unſer freundlicher Begleiter und Dolmetſcher hörte für uns, wir ſahen für ihn. Siebenthalb Stunden — die Sitzung währte von eilf bis gegen ſechs — waren zu raſch vorüber geeilt; die Menge von Zuhörern, welche ganz oben die Gallerie faſt überfüllten, darunter nicht wenig Frauen, die von Anfang bis zu Ende unbeweglich feſt ſaßen, ſchienen uns noch geſpannter, denn wir, und ihre Aufmerkſamkeit anhaltender, als die unſrige. Anders unten um uns her; die Herren ſchienen ſo ganz wie at home, ließen ſich gehen mit einer auffallenden Ungenirtheit, horchten jetzt mit lebhafter Theilnahme, und gaben ſie durch das nachdrucksvolle hear! hear! und durch Pochen beifällig zu erkennen. Was Niemeyer von dem Londoner Haus der Gemeinen berichtet, das gilt faſt buchſtäblich von dieſer Verſammlung. Der Mangel des Feierlichen befremdete uns um ſo auffallender, als uns noch die Erfahrung mangelte, wie dem Britten überall mehr auf die Sache, denn auf die Form ankomme, und konventionelle Regeln da am wenigſten gelten, wo den Repräſentanten einer freien Nation das freie Wort zuſteht. Gegen das Ende war das Haus ſehr leer; kaum eine Hälfte der Mitglieder mochte zugegen ſein. Man entſchuldigte es damit, eine Anzahl derſelben ſei bereits abgereist und andere in der Abreiſe begriffen. Die Verſammlung wurde nach einer Anrede des Moderator an die Aſſembly, und einer zweiten an den Lord Oberkommiſſär, der ſie freundlich beantwortete, unter Geſang und Gebet ſehr ſchön geſchloſſen. **Gemberg.**

2. Episkopal- (Conſiſtorial-) Verfaſſung.

475. Ihr könnt den Fürſten nicht zum religiöſen Oberhaupt des Volkes machen, ohne das Göttliche unter das Menſchliche herabzuziehen, das Heiligſte der Menſchheit, das äußere Gewalt nie berühren ſoll, ihr zu unterwerfen, und alle Perſönlichkeit der Einzelnen in der moraliſchen Perſon der Geſammtheit untergehen zu laſſen. Ihr werdet euch ſehr Glück wünſchen können, wenn der Staatsherrſcher, dem ihr ſolche Macht einräumt, ſich damit begnügt, die Religion zum Mittel für ſeine politiſchen Zwecke und die Kirche

zu einer Polizeianstalt zu machen. Denn wenn es ihm einfallen sollte, euch Vorschriften darüber zu geben, was ihr glauben und nicht glauben sollt, wenn er seine Ueberzeugungen zur Norm der Ueberzeugung aller seiner Unterthanen macht, wenn er so wenig in den Handlungen, wie in den Gesinnungen eure Freiheit weiter anerkennt, wenn er dem geistlichen Stand das Zeichen der Staatsdienstbarkeit aufdrückt; wenn er Tribunale errichtet, um euere religiösen Meinungen zu erkennen; wenn er gegen die, welche vor diesen Tribunalen nicht bestehen, Häscher und Dragoner ausschickt, und wenn bei jeder Regierungsveränderung euch zugemuthet wird, den alten Glauben aufzugeben, und den des neuen Herrschers anzunehmen: so habt ihr euch über dies Alles nicht zu beschweren, nachdem ihr dem Regenten durch euer Zugeständniß, daß ihm nicht nur das Aeußere des Menschen, sondern auch sein Inneres, seinen Glauben und sein Gewissen zu beherrschen gebühre, den Besitz des absoluten Despotismus bewilligt habt. J. G. Pahl.

476. Wie käme der Kaiser dazu, daß er meinen Glauben regieren sollte? Er ist ein sterblicher Mensch, der regieren soll über zeitliches Gut. Wie kömmts denn, daß er höher regieren will, denn dieß zeitliche Leben geht? Nun ist es ja nicht dieses irdische, zeitliche Leben, wenn ich an Christum glaube; sondern es ist ein anderes Leben, über und außer dem Leben, das dem Kaiser unterworfen ist; dennoch will der Kaiser über dasselbe Leben, das ihm nicht unterworfen ist, auch Herr sein und mir da gebieten. So er darüber Herr wäre und stürbe, wer wollte alsdann das ewige, himmlische Leben regieren? Darum, wenn der Kaiser oder die Fürsten mir gebieten wollen und sagen: So und so sollst du glauben, so spreche ich: Viel zu hoch, lieber Kaiser und liebe Fürsten. Sprechen sie: Ja du mußt uns gehorsam sein; denn wir sind deine Obrigkeit, so antworte ich: Ja, ihr seid Herren über das zeitliche Leben, aber nicht über das ewige Leben. Sprechen sie weiter: Ja man muß Friede und Einigkeit erhalten; darum mußt du glauben, wie der Kaiser und die Fürsten glauben. Was höre ich? Also könnte der Türke auch sagen: Höret du, römischer Kaiser, höret ihr Fürsten, ihr sollt glauben, wie die Türken glauben, auf daß Friede und Einigkeit sei. Denn gilt solches Einem, so gilts dem Andern auch. Luther.

477. Es darf nicht übersehen werden, daß folgerechter Weise den Regenten die Macht über den religiösen Glauben nicht eingeräumt werden könne, ohne daß man den in der Ausbreitung des Christenthums und der durch die Reformation gepredigten Lehren erfolgten Abfall von der Staatsreligion für eine strafbare Empörung gegen eine legitime Gewalt und die blutigen Verfolgungen, welche erst die römischen Imperatoren gegen die Christen, und dann fanatische Könige gegen die Protestanten verhängt, für pflichtmäßige Ausübung eines wohl begründeten Rechts erkläre; eine Konsequenz, welche

die Vereinigung des Diadems und der Tiara auf einem Haupte nicht anders als unter den ängstlichsten Besorgnissen denken läßt. Pahl.

478. Nur so viel läßt sich wol vorhersehen, wenn unsere evangelische Kirche nicht bald in eine Lage versetzt wird, daß sich ein frischer Gemeingeist in ihr entwickeln könne; so sind die Hoffnungen, denen wir uns für dieses Gebiet überlassen zu können glaubten, nur taube Blüthen gewesen, und die schöne Morgenröthe der letzten Zeit hat nur Unwetter bedeutet. Es werden dann lebendige Frömmigkeit und freisinniger Muth aus dem geistlichen Stande immermehr verschwinden: Herrschaft des todten Buchstabens von oben, ängstliche, geistlose Sektirerei von unten werden sich einander immer mehr nähern, und aus ihrem Zusammenstoßen ein solcher Wirbelwind entstehen, der viel rathlose Seelen in die Garne des Jesuitismus hineintreibt und den großen Haufen bis zur gänzlichen Gleichgültigkeit abstumpft und ermüdet. Die Zeichen, die dieß verkünden, sind deutlich genug; aber aussprechen sollte doch jeder bei jeder Gelegenheit, daß er sie sieht, zum Zeugniß über die, die ihrer nicht achten.

Schleiermacher.

479. Mögen aber auch diejenigen, die die Kirche als ein Nebengebäude des Staates, als eine Art geistiger Polizeianstalt oder Zuchthaus zur Zähmung der rohen Gemüther betrachten, oder gar an eine völlige Auflösung derselben in den Staat und Vereinigung des Staats- und Kirchenregimentes denken — was man in neuern Zeiten schon hie und da beinahe verwirklicht sieht, — endlich inne werden, daß eben diese Stellung die Kirche zu Grunde gerichtet, fast um allen Einfluß auf die Gemüther gebracht und folglich für den beabsichtigten Zweck unbrauchbar gemacht hat; daß das einzige Element, worin die Kirche, als die Pflegerin des freiesten, zartesten und unzugänglichsten, was es in dem Menschen gibt, gedeihen kann, die Freiheit ist — Freiheit von jedem äußern nicht in ihr selbst liegenden Zweck, wie von jedem derartigen Einfluß; und daß es nur ein Mittel gibt, sie aus ihrem jetzigen Verfall herauszureißen und vor völligem Untergange zu bewahren: Emancipation aus der Staatsgewalt, die sie erdrückt hat, Aufhebung des Konsistorialregiments, Wiederherstellung der ursprünglichen Autonomie der Kirchengemeinden; gerade so und in noch höherem Grade wie im bürgerlichen Gemeinwesen das einzige (auch bereits in der Konstitution anerkannte) Mittel den verfallenen Bürgersinn und Gemeingeist wieder zu erwecken in der Emanzipation der Gemeine besteht. H. Hupfeld.

480. Wie der Kirche die Verbindung mit dem Staate, sein Schutz und seine Leitung zugesagt, ist nun durch beinahe drei Jahrhunderte hinlänglich erprobt: sie hat das Experiment beinahe mit dem Leben bezahlt, und fleht jetzt mit dem letzten Reste ihrer Kraft um die einzige Gunst, daß ihr erlaubt werde auf ihren eigenen Füßen zu stehen und sich lediglich auf den in der

*430. Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken. Göthe.

7. Unglückliche.

*431. Vergiß des Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast. Schiller.

*432. Wer bald gibt, gibt doppelt, und wer schnell thut, ahmt Gott nach, der sprach, und es ward. Hippel.

*433. Wenn das schauernde Herz so entblättert ist und nackt da steht, dann ist jedes Lüftchen ein kaltes. Jean Paul.

*434. Sei des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, des Verzagten Arm. Hippel.

*435. Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brod; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser; denn du wirst Kohlen auf sein Haupt häufen, und der Herr wird dir's vergelten. Sprüche Sal. nach Luther.

8. Die geselligen Kreise.

*436. Wie er der Mittelpunkt aller Erkennenden und höhern Gläubigen war, so war sein Haus der Sammelplatz ausgewähltester, feinster Geister und frommer, höheres Heil suchender Naturen; wie er es für sich auf ein volles Freiwerden und eine Herrschaft des Innern über alles Aeußere anlegte, so war auch seine Hauseintrichtung eine durchaus feine, höhere und edle, die Unabhängigkeit aller größern geistigen und geselligen Strebungen von dem Drucke der Noth und der kleinen Lebensmühseligkeiten bezweckend, und wie er selbst einfach war, gerade, klar und wahr, so gab es um ihn auch keine Konvenienz, keine angelernte Manier, keine Glätte, keine eingefügte Aeußerlichkeit, aber desto mehr geregelte Freiheit, gebildete Sitte, gediegene Individualität. Thiel.

*437. Man wird nur gegen den Menschen gleichgültig, wenn man ihn oft und nicht recht sieht; wenn man mit Vielen umgeht, ohne mit Einem recht bekannt zu sein. Jean Paul.

*438. Nie zeichnet der Mensch den eignen Charakter schärfer, als in seiner Manier, einen Fremden zu zeichnen. Jean Paul.

*439. Dem Reinen ist Alles rein. Göthe.

*440. Sprich nie etwas Böses von einem Menschen, wenn du es nicht gewiß weißt, und wenn du es gewiß weißt, so frage dich: warum erzähle ich es? Lavater.

die Brücke von Land zu Land, von Volk zu Volk dem Worte Gottes? Nähmen Sie den Stand des Kaufmannes hinweg, wie fern würde dann noch die Zeit sein, von der es heißen soll: Eine Heerde unter Einem Hirten, Ein Herr, ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller? Wir können nicht Alle unmittelbar, aber Alle mittelbar wirken für das Reich Gottes. Und wollen wir unser Wirken, das scheinbar allein dem Nächsten, dem irdischen Wohlergehen, dienet, verklären: so müssen wir ihm jene Beziehung auf das Eine, was Noth thut, auf die Erhebung der Kinder des Staubes zu Kindern Gottes zu geben wissen. Es ist dem Arzt eine Freude, wenn er den Kranken von der Nähe des Grabes durch seine Kunst zurückgerufen hat zum Genuß des Lebens. Seine Freude wird aber höher, himmlischer, wenn er dabei bedenket, daß Gott durch ihn einer unsterblichen Seele eine längere Frist bereitet hat, für die Ewigkeit zu reifen, daß Gott durch ihn dem Sünder noch Raum gab zur Buße, dem Glaubensschwachen noch Gelegenheit zum höhern Verständniß, dem Frommen zur weitern Vollendung. So auch der Kaufmann. Er sorget für Bedürfnisse und Genüsse, die vielleicht nur die niedere, sinnliche Natur des Menschen befriedigen, und er ist ein Werkzeug in der Hand Gottes, die Wege zu ebnen und die Bahnen zu brechen den Segnungen und Verheißungen, die Freude und Friede bringen in Zeit und Ewigkeit. In solchem Bewußtsein treibt er freudig sein Geschäft. Es ist ein Werk Gottes für ihn geworden. Er beneidet nicht mehr den Priester um sein den göttlichen Dingen allein geweihtes Amt. Er ist, wie dieser, ein Diener des Herrn, der da will, daß Allen geholfen werde, an allen Enden der Erde. Diernatzki.

*454. Redlichkeit gedeiht in jedem Stand.

*455. Ich will nicht an ein Geschäfte gehen, ohne vorher an einsamem Orte Gott um seinen Segen angefleht zu haben. Lavater.

*456. Jeder Tag soll wenigstens mit einem besondern Liebeswerk bezeichnet sein. Lavater.

*457. Lust und Liebe sind Fittige zu großen Thaten. Göthe.

*458. Arbeitsamkeit verriegelt die Thür dem Laster, das dem Müßiggang zur Seite schleicht, und hinter ihm das Unglück. Herder.

*459. Der Tropfenfall höhlt endlich auch den härtesten Stein aus; durch Fleiß und Geduld kann die Maus ein Schiffstau zerbeißen, und durch kleine Streiche fällt die große Eiche. Jean Paul.

*460. Wessen ist der Erdenraum? des Fleißigen. Wessen ist die Herrschaft? des Verständigen. Herder.

*461. Neue Beschäftigung ist wahre Erholung. Hippel.

462. Die zeitlichen Güter, als Mittel zu himmlischen Zwecken, enthalten in dieser ihrer Bestimmung die Richtschnur zu ihrer Erwerbung und Verwendung im christlichen Beruf. H. Karsten.

---

2. Das kirchliche Leben.

A. Kirche und Staat.

463. Jede fromme Gemeinschaft, welche einen innerhalb bestimmter Gränzen sich immer erneuernden Umlauf des frommen Selbstbewußtseins, und eine innerhalb derselben geordnete und gegliederte Fortpflanzung der frommen Erregungen bildet, so daß irgendwie zu bestimmter Anerkennung gebracht werden kann, welcher Einzelne dazu gehört, und welcher nicht, bezeichnen wir durch den Ausdruck Kirche. Schleiermacher.

*464. Die Religion, als Produkt der höchsten Freiheit, kann auf keine Weise durch Zwang, sondern allein durch Erziehung und Ueberzeugung gefördert werden. So lange sie aber nicht allgemeines Gesetz ist menschlicher Herrschaft, ist eine Zwangsanstalt nöthig, um jedem dasjenige Recht zu sichern, in welchem sich überhaupt menschliche Bildung entwickeln kann. Die Gemeinschaft jener freien Erziehung hat sich geschichtlich in der Kirche, die Gemeinschaft des rechtlichen Zwanges im Staate ausgebildet. K. Hase.

*465. Das rechte geistliche Regiment soll man soweit vom weltlichen Regiment sondern, als weit Himmel und Erden von einander sind. Luther.

*466. Luther riß die Schranken nieder, welche die Kirche zwischen dem Göttlichen und dem Menschen aufgerichtet hatte; er stellte die unmittelbare Verbindung mit Gott wieder her, indem er den Glauben an die Spitze stellte. Hegel.

467. Der Protestantismus macht das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche abhängig von seinem Verhältniß zu Christus; der Katholik das Verhältniß zu Christus von seinem Verhältniß zur Kirche. Schleiermacher.

B. Geschichtliche Entwicklung dieses Verhältnisses. Papismus. Reformation.

*468. Die Herrschaft der Kirche im Mittelalter ist nicht etwas Zufälliges, nicht hervorgegangen aus kluger Berechnung oder Unterschiebung falscher Dokumente, nein! es war die innere Nothwendigkeit, welche ihr die Welt unterwarf. Sie stand in diesen Zeiten an der Spitze der Bewegung, das geistige Leben hatte sich zu ihr geflüchtet, und sie war eine allgemeine Macht mit

einem plastischen Organismus. Man unterwarf sich ihr, weil sie die Bildnerin und Lehrerin des Menschengeschlechtes war, die Bewahrerin des Höchsten, was die Zeit kannte. — Die Einheit der christlichen Lehre war das, was die zerstreuten Völker der Christenheit zu einem großen Ganzen vereinigte, das allgemeine Band, was die europäische Welt umschlang; selbst die Sprache der Kirche war eine allgemeine, die lateinische. Die geistliche Macht achtete nicht die besondern Berechtigungen und Mächte des Lebens; sie gefiel sich selbst in der Herabsetzung des Hohen, denn vor Gott sind alle Menschen gleich. Hegel.

469. Die Macht der Kirche war eine nach oben sich zuspitzende Säule; an der Spitze steht die Unfehlbarkeit des Papstes; ihre Grundlage bilden die in ganz Europa verzweigten geistlichen Schaaren, die nicht durch freiwilligen Gehorsam, sondern durch strenge Subordination zusammen gehalten werden. Hegel.

*470. Als das Papstthum auf der Höhe seiner Macht stand, als die Kaiser sich vor ihm demüthigten und die Christenheit unter der Fahne des Kreuzes nach dem heiligen Grabe zog, als die Kirche die einzige Pflegerin der geistigen Interessen war, da gebührte ihr die Herrschaft, weil sie an der Spitze der Bewegung stand; aber als dieselbe finster und mürrisch sich in sich zurückzog, als sie den Geist und die Wissenschaft als feindselige Mächte proscribirte, als Galiläi auf den Knieen die Wahrheit abschwören mußte, da war ihr Glanz erblichen, ihre Herrschaft gesunken. Hegel.

*471. Der Boden der Reformation war Deutschland, das alle großen Revolutionen im Reiche der Geister bewerkstelligte, wenn es auch an Thatkraft andern Völkern nachsteht. Hegel.

c. Verfassung der protestantischen Kirche.

1. Presbyterialverfassung in Westphalen, Nordamerika und Schottland.

472. Diese Presbyterialverfassung hat bisher Jahrhunderte lang im Segen bei uns bestanden, wir glauben dieses mit dem vollkommensten Rechte sagen zu können. Ihr haben wir es zu danken, wenn in den Gemeinden unsers Landes bisher noch ein reger kirchlicher Gemeinsinn sich äußert, der dadurch vornämlich nur erhalten und belebt werden kann, daß die Gemeinden durch Wort und That mit Theil nehmen an dem, was zur Erhaltung und Beförderung des kirchlichen Wohls beschlossen und ausgeführt wird, denn nur so können sie es wissen, daß sie einer freien Gemeinschaft angehören, deren Zwecke durch eines Jeden Thätigkeit erreicht werden sollen, und nur so können sie sich zu dieser Thätigkeit ermuntert fühlen. Ihr haben wir es zu danken, wenn bisher die Verbindung der Prediger mit ihren Gemeinden noch eine

innige, alle bedeutenden Verhältniſſe des Lebens durchdringende und für beide Theile erfolgreiche und fruchtbringende iſt. Ihr verdanken wir es, daß das ſchöne Verhältniß, in welchem alle Verkündiger des Evangeliums nach dem Ausſpruche Jeſu als gleiche Brüder mit einander ſtehen ſollen, unter uns aufrecht erhalten wurde, und daß nicht eine in der evangeliſchen Kirche unſtatthafte Stufenfolge äußern Ranges und von weltlicher Macht ausgehender Titel und Würden ſie trennte, ihr die höhere Achtung, die ſie bei den Gemeinden genießen, welche dieſelben in ihren kirchlichen Amtsverhältniſſen nicht einer ihrem Blick ſich entziehenden Reihe immer weiter und höher ſtehender Beamten unterworfen ſehen. Sie bietet das einzige und ſicher wirkende Mittel dar, die durch äußere Verhältniſſe oder durch den jedesmaligen Grad der religiöſen und geiſtigen Bildung nöthig werdenden Aenderungen in kirchlichen Gebräuchen und Einrichtungen auf eine, dem Sinne Aller, oder doch der Meiſten entſprechende Weiſe anzuordnen und einzuführen, ohne daß Indifferentismus genährt oder gar Unwillen gegen Neuerungen erzeugt wird; ſie gibt endlich jedem Talente freien Spielraum, ſich in dem kirchlichen Gemeinweſen geltend zu machen und ſeine Kraft zur Beförderung kirchlicher Zwecke wirkſam werden zu laſſen. Gutachten der weſtphäl. Geiſtlichkeit.

473. In keinem Land der Erde gibt es eine größere Zahl der verſchiedenartigſten, ſämmtlich vom Urboden des Evangeliums ausgegangenen Sekten und Religionsgeſellſchaften: und dennoch findet ſich wieder kein Volk, dem die Gottesfurcht tiefere, ſichtbarere Spuren ihres beſeligenden Einfluſſes aufgedrückt hätte, keines, bei welchem der Glaube ſo ſehr als das höchſte, das einzig wahre Gut des Menſchen angeſehen würde, und endlich keines, bei dem, trotz der erklärten völligen Religionsloſigkeit des Staates, dieſelbe in ſolchem Maße zu einer, durch das ganze irdiſche Daſein verwebten, oft und allenthalben zu Tage kommenden Ader des edelſten Metalls, und zum pulſirenden Lebensgefäße geworden wäre. M. J. Julius.

474. Ich wohnte mit meinem Reiſegefährten dem intereſſanten Schauſpiel einer ſolchen Verſammlung (Generalſynode) bei, aber leider nur an ihrem letzten Sitzungstage. Auf der Fahrt von Hamburg nach Leith durch ungünſtige Witterung beinahe zwölf Tage aufgehalten, waren wir erſt Tags zuvor auf ſchottiſcher Küſte gelandet. Wir eilten, uns durch einen jungen Theologen dem letztjährigen Moderator Dr. Brunton vorſtellen zu laſſen, und erhielten als Fremde die auszeichnende Erlaubniß, mitten unter den Deputirten Platz nehmen zu dürfen. Ein Zufall brachte uns auf die linke Seite, unter die Herren von der Minorität. Uns war Alles ſo neu, ſo fremd, und doch ſo anziehend, daß ich ſagen möchte, was ein geiſtreicher Franzoſe von einer engliſchen Parlamentsſitzung: Je ne connoîtrai pas de plus grand plaisir, si la jouissance n'en était pas troublée pour moi par un triste retour sur nous-mêmes.

Zu unſrer Rechten der Lord Oberkommiſſär (Graf Morton) im glänzendſten Gepränge auf der Eſtrade; vor uns, im umgitterten Centrum der grüne Tiſch, an deſſen Hauptende der Moderator, jenem den Rücken zukehrend, um ihn beide Sekretäre, und der kirchliche Rechtsanwalt, im Ornat; neben und zwiſchen dieſen Geiſtliche und Aelteſte; letztere beſtanden aus Lords, Baronets und Knights, Pächtern, Kaufleuten, Advokaten, Schiffskapitains, mitten unter Geiſtlichen und Lehrern, alle in ziemlich gleichem Koſtüm. Es erhoben ſich Redner von der Rechten und von der Linken aus allen Ständen; ſie redeten mit Geläufigkeit, mit Feuer und Nachdruck. Wir verſtanden wenig; das ſchottiſche Idiom war nicht allein Schuld; dennoch ſchien uns die Sprache wie für Beredſamkeit gebildet. Unſer freundlicher Begleiter und Dolmetſcher hörte für uns, wir ſahen für ihn. Siebenthalb Stunden — die Sitzung währte von eilf bis gegen ſechs — waren zu raſch vorüber geeilt; die Menge von Zuhörern, welche ganz oben die Gallerie faſt überfüllten, darunter nicht wenig Frauen, die von Anfang bis zu Ende unbeweglich feſt ſaßen, ſchienen uns noch geſpannter, denn wir, und ihre Aufmerkſamkeit anhaltender, als die unſrige. Anders unten um uns her; die Herren ſchienen ſo ganz wie at home, ließen ſich gehen mit einer auffallenden Ungenirtheit, horchten jetzt mit lebhafter Theilnahme, und gaben ſie durch das nachdrucksvolle hear! hear! und durch Pochen beifällig zu erkennen. Was Niemeyer von dem Londoner Haus der Gemeinen berichtet, das gilt faſt buchſtäblich von dieſer Verſammlung. Der Mangel des Feierlichen befremdete uns um ſo auffallender, als uns noch die Erfahrung mangelte, wie dem Britten überall mehr auf die Sache, denn auf die Form ankomme, und konventionelle Regeln da am wenigſten gelten, wo den Repräſentanten einer freien Nation das freie Wort zuſteht. Gegen das Ende war das Haus ſehr leer; kaum eine Hälfte der Mitglieder mochte zugegen ſein. Man entſchuldigte es damit, eine Anzahl derſelben ſei bereits abgereist und andere in der Abreiſe begriffen. Die Verſammlung wurde nach einer Anrede des Moderator an die Aſſembly, und einer zweiten an den Lord Oberkommiſſär, der ſie freundlich beantwortete, unter Geſang und Gebet ſehr ſchön geſchloſſen. **Gremberg.**

2. Epiſkopal- (Conſiſtorial-) Verfaſſung.

475. Ihr könnt den Fürſten nicht zum religiöſen Oberhaupt des Volkes machen, ohne das Göttliche unter das Menſchliche herabzuziehen, das Heiligſte der Menſchheit, das äußere Gewalt nie berühren ſoll, ihr zu unterwerfen, und alle Perſönlichkeit der Einzelnen in der moraliſchen Perſon der Geſammtheit untergehen zu laſſen. Ihr werdet euch ſehr Glück wünſchen können, wenn der *Staatsherrſcher*, dem ihr ſolche Macht einräumt, ſich damit begnügt, die Religion zum Mittel für ſeine politiſchen Zwecke und die Kirche

zu einer Polizeianstalt zu machen. Denn wenn es ihm einfallen sollte, euch Vorschriften darüber zu geben, was ihr glauben und nicht glauben sollt, wenn er seine Ueberzeugungen zur Norm der Ueberzeugung aller seiner Unterthanen macht, wenn er so wenig in den Handlungen, wie in den Gesinnungen eure Freiheit weiter anerkennt, wenn er dem geistlichen Stand das Zeichen der Staatsdienstbarkeit aufdrückt; wenn er Tribunale errichtet, um euere religiösen Meinungen zu erkennen; wenn er gegen die, welche vor diesen Tribunalen nicht bestehen, Häscher und Dragoner ausschickt, und wenn bei jeder Regierungsveränderung euch zugemuthet wird, den alten Glauben aufzugeben, und den des neuen Herrschers anzunehmen: so habt ihr euch über dies Alles nicht zu beschweren, nachdem ihr dem Regenten durch euer Zugeständniß, daß ihm nicht nur das Aeußere des Menschen, sondern auch sein Inneres, seinen Glauben und sein Gewissen zu beherrschen gebühre, den Besitz des absoluten Despotismus bewilligt habt. J. G. Pahl.

476. Wie käme der Kaiser dazu, daß er meinen Glauben regieren sollte? Er ist ein sterblicher Mensch, der regieren soll über zeitliches Gut. Wie kömmts denn, daß er höher regieren will, denn dieß zeitliche Leben geht? Nun ist es ja nicht dieses irdische, zeitliche Leben, wenn ich an Christum glaube; sondern es ist ein anderes Leben, über und außer dem Leben, das dem Kaiser unterworfen ist; dennoch will der Kaiser über dasselbe Leben, das ihm nicht unterworfen ist, auch Herr sein und mir da gebieten. So er darüber Herr wäre und stürbe, wer wollte alsdann das ewige, himmlische Leben regieren? Darum, wenn der Kaiser oder die Fürsten mir gebieten wollen und sagen: So und so sollst du glauben, so spreche ich: Viel zu hoch, lieber Kaiser und liebe Fürsten. Sprechen sie: Ja du mußt uns gehorsam sein; denn wir sind deine Obrigkeit, so antworte ich: Ja, ihr seid Herren über das zeitliche Leben, aber nicht über das ewige Leben. Sprechen sie weiter: Ja man muß Friede und Einigkeit erhalten; darum mußt du glauben, wie der Kaiser und die Fürsten glauben. Was höre ich? Also könnte der Türke auch sagen: Höret du, römischer Kaiser, höret ihr Fürsten, ihr sollt glauben, wie die Türken glauben, auf daß Friede und Einigkeit sei. Denn gilt solches Einem, so gilts dem Andern auch. Luther.

477. Es darf nicht übersehen werden, daß folgerechter Weise den Regenten die Macht über den religiösen Glauben nicht eingeräumt werden könne, ohne daß man den in der Ausbreitung des Christenthums und der durch die Reformation gepredigten Lehren erfolgten Abfall von der Staatsreligion für eine strafbare Empörung gegen eine legitime Gewalt und die blutigen Verfolgungen, welche erst die römischen Imperatoren gegen die Christen, und dann fanatische Könige gegen die Protestanten verhängt, für pflichtmäßige Ausübung eines wohl begründeten Rechts erkläre; eine Konsequenz, welche

die Vereinigung des Diadems und der Tiara auf einem Haupte nicht anders als unter den ängstlichsten Besorgnissen denken läßt. Pahl.

478. Nur so viel läßt sich wol vorhersehen, wenn unsere evangelische Kirche nicht bald in eine Lage versetzt wird, daß sich ein frischer Gemeingeist in ihr entwickeln könne; so sind die Hoffnungen, denen wir uns für dieses Gebiet überlassen zu können glaubten, nur taube Blüthen gewesen, und die schöne Morgenröthe der letzten Zeit hat nur Unwetter bedeutet. Es werden dann lebendige Frömmigkeit und freisinniger Muth aus dem geistlichen Stande immermehr verschwinden: Herrschaft des todten Buchstabens von oben, ängstliche, geistlose Sektirerei von unten werden sich einander immer mehr nähern, und aus ihrem Zusammenstoßen ein solcher Wirbelwind entstehen, der viel rathlose Seelen in die Garne des Jesuitismus hineintreibt und den großen Haufen bis zur gänzlichen Gleichgültigkeit abstumpft und ermüdet. Die Zeichen, die dieß verkünden, sind deutlich genug; aber aussprechen sollte doch jeder bei jeder Gelegenheit, daß er sie sieht, zum Zeugniß über die, die ihrer nicht achten.

Schleiermacher.

479. Mögen aber auch diejenigen, die die Kirche als ein Nebengebäude des Staates, als eine Art geistiger Polizeianstalt oder Zuchthaus zur Zähmung der rohen Gemüther betrachten, oder gar an eine völlige Auflösung derselben in den Staat und Vereinigung des Staats- und Kirchenregimentes denken — was man in neuern Zeiten schon hie und da beinahe verwirklicht sieht, — endlich inne werden, daß eben diese Stellung die Kirche zu Grunde gerichtet, fast um allen Einfluß auf die Gemüther gebracht und folglich für den beabsichtigten Zweck unbrauchbar gemacht hat; daß das einzige Element, worin die Kirche, als die Pflegerin des freiesten, zartesten und unzugänglichsten, was es in dem Menschen gibt, gedeihen kann, die Freiheit ist — Freiheit von jedem äußern nicht in ihr selbst liegenden Zweck, wie von jedem derartigen Einfluß; und daß es nur ein Mittel gibt, sie aus ihrem jetzigen Verfall herauszureißen und vor völligem Untergange zu bewahren: Emancipation aus der Staatsgewalt, die sie erdrückt hat, Aufhebung des Konsistorialregiments, Wiederherstellung der ursprünglichen Autonomie der Kirchengemeinden; gerade so und in noch höherem Grade wie im bürgerlichen Gemeinwesen das einzige (auch bereits in der Konstitution anerkannte) Mittel den verfallenen Bürgersinn und Gemeingeist wieder zu erwecken in der Emanzipation der Gemeine besteht. H. Hupfeld.

480. Wie der Kirche die Verbindung mit dem Staate, sein Schutz und seine Leitung zugesagt, ist nun durch beinahe drei Jahrhunderte hinlänglich erprobt: sie hat das Experiment beinahe mit dem Leben bezahlt, und fleht jetzt mit dem letzten Reste ihrer Kraft um die einzige Gunst, daß ihr erlaubt werde auf ihren eigenen Füßen zu stehen und sich lediglich auf den in der

menschlichen Brust unvertilgbaren und auch in seiner jetzigen Erstorbenheit noch Vertrauen einflößenden religiösen Trieb zu stützen. H. Hupfeld.

D. Die Feier.

1. Sonntag.

*481. Jede thätige, wahrhafte Gottesverehrung zeigt sich in einer zweifachen Gestalt, in der häuslichen und öffentlichen. Keine für sich allein vermag ein wahrhaft kirchliches Leben zu begründen; die bloß häusliche Gottesverehrung entbehrt alles Anspruchs auf den Namen Kirche; die öffentliche Gottesverehrung für sich allein ist Schein, ohne Wahrheit und Leben.

482. Ich weiß nicht, ob es der heilige Sonntag ist, den ich feiere, oder ein schönerer oder doch ein anderer aus der Jugend; aus jener lieblichen Zeit, wo ich zuweilen vom Kirchgange mich losschälte, um an einem solchen Waldhügel der Kirche gegenüber zu liegen und zu beten. Im Geiste sah ich da meinen Vater streng und freundlich auf der Kanzel stehen; die Harmonie der Lieder tönte aus dem weißen Tempel zu mir herüber; das kindliche Herz legte seinen eigenen Text unter; alles Irdische, was jene Versammlung umgab, war ja hier aus meinen Blicken verschwunden; ein himmlisches Getön schwamm um mich her in den Lüften, und weihte sie und es zog sich ein Band aus Rosenlicht gewebt von meinem Herzen nach der guten betenden Gemeine meines Vaters hin; der Himmel stand mir offen, und wer mißt dann wohl die Seligkeit von einer einzigen jener Thränen, in welchen da das reine Gottgefühl überströmte! E. Wagner.

*483. Beim Glockenklang durchbebt der Andacht heil'ger Schauer mich.
Jakobi.

2. Gottesdienstliche Versammlungen.

a. Zweck.

484. Aber ihr Menschen! und hauptsächlich meine ich damit euch, ihr Lutheraner, und uns, die Reformirten! Gebt doch der Religion und den Heiligthümern der Kirche ihre Würde und Herrlichkeit zurück, die ihr täglich mehr entweiht und verkleinert. Wie leiten diese neuern, bequemen, maulfaulen Prediger noch immer den Gottesdienst. Jährlich ein Lied weniger, die Predigt um ein wenig kürzer! Wo hört der Landmann in den Frühkirchen noch jene herrlichen Priestergesänge, jenes herzerhebende „Gloria", dem der volle Chorus der Gemeinde so majestätisch folgte. — Sie verachten die liebliche Kunst — sie mögen den Gesang nicht erlernen und üben, den Luther und Melanchthon so sehr verehrten. E. Wagner.

485. Fürwahr, wenn die „Aufklärung" so wie bisher seit 20 Jahren, noch länger fortschreitet (1805), so wird in 100 Jahren in der protestantischen Kirche Jedermann recht gemüthlich seine Pfeife Tabak rauchen können! Die Frauen werden mit ihren Spinn- und Strickgeräthen dasitzen, und aufmerksam auf die Walzer horchen, die der Kantor statt des ehemaligen Gesanges vororgelt. Dann werden die „Lehrer" auf die Kanzel treten und eine abgeschriebene Abhandlung „über die Bienenzucht und einige andere für Bürger und Landleute nützliche Gegenstände" ablesen. An hohen Festtagen singt man wohl auch etwa einmal — „freut euch des Lebens", — und die Jugend tanzt ein Bischen dazu. Ha, sagt mir doch einmal Bescheid auf die einzige Frage: Worin soll denn endlich die öffentliche Religionsübung noch bestehen bleiben? E. Wagner.

486. In gottesdienstlichen Versammlungen sollte jeder aufstehen und aus dem Schatze seiner Erfahrungen göttliche Geschichten dem Anderen mittheilen. Eine Predigt ist ein Bruchstück aus der Bibel, sie ist das Höchste, was der Mensch liefern kann. Novalis.

487. Der Unterzeichnete muß gestehen, daß in diesem akademischen Gottesdienste unter Tholuck's Leitung ihm eigentlich erst aufgegangen ist, wie der evangelische Gottesdienst beschaffen sein soll; alles Gerede wider die vortreffliche preußische Agende kann man nicht besser niederschlagen, als wenn man die, welche solches erheben, in einen Gottesdienst führt, in welchem alle einzelnen Theile desselben so in einander greifen, wie es eben in Halle beim akademischen der Fall war. Die Predigt erschien wirklich als das Centrum des evangelischen Gottesdienstes, worin alle vorhergehenden Momente wie Fäden zusammenliefen. Es wurde im akademischen Gottesdienste der Geist auf den immer mehr über das Irdische sich erhebenden Flügeln der Andacht allmälig zum Göttlichen emporgetragen, so daß man, wenn endlich Tholuck, in seiner einfachen, aber ergreifenden Weise auf der Kanzel erschien, sich in jener heiligen Gemüthsverfassung befand, welche nöthig ist, wenn das Wort Gottes einschlagen soll. Alles war in einer andächtigen Spannung. Dann erhob Tholuck seine etwas hohle, aber laute und aus der innersten Tiefe der Brust hervortönende Stimme, um mit derselben auch wieder tief zum Herzen zu reden; seine Gestikulation war einfach, aber aus seinen ernsten, tiefen Zügen las man, wie sehr er von der Wahrheit dessen, was er sprach, durchdrungen war, wie nichts über seine Lippen ging, was er nicht zugleich erlebt hatte, durch diese Gewalt seiner Rede ergriff und erschütterte er, und zog selbst die in seine Predigten, welche sonst seine Gegner waren; die Zahl seiner Zuhörer vermehrte sich fortwährend, und ohne Zweifel hat er besonders auf die akademische Jugend durch seine Predigten auf das mächtigste eingewirkt. Nicht mit Unrecht wurde vorlängst in den theologischen Studien und Kritiken

gesagt, daß Tholuk zu den wenigen Deutschen gehöre, welchen ein bedeutendes Rednertalent gegeben sei. Gewiß kann es sich Halle als einen großen Vorzug vor vielen Universitäten anrechnen, daß hier ein Mann wie Tholuck, mit herzergreifender Gewalt predigt; denn einestheils haben die Theologie Studirenden in demselben ein Muster, nach welchem sie ihren Vortrag bilden können, anderntheils sind, bei den jetzt leider nur zu formell traktirten Wissenschaften, solche Weckstimmen, wie eben Tholuks Predigten, durchaus nothwendig, um den Geist wenigstens nicht ganz aus dem wahren Mittelpunkt alles Lebens herauskommen zu lassen. **Georg Funke.**

488. Der öffentliche Gottesdienst ist nicht Mittel zum Zweck, sondern vielmehr Zweck selbst als sichtbares Abbild der Gemeindeliebe und Vergegenwärtigung des Gemeindeglaubens. **H. Karsten.**

489. Zunächst ist also in Betreff des öffentlichen Gottesdienstes jede Vorstellung fern zu halten, wornach derselbe bloße Lehranstalt sein soll. **H. Karsten.**

490. Ist nun gleich der öffentliche Gottesdienst seinem Wesen nach Zweck an sich, so wird er zugleich, wie alles, was das erlöste und erweckte Leben schon in sich trägt, Mittel zum Zweck, indem er das noch nicht durchgebildete und irrthumsfreie christliche Bewußtsein zu immer höherer Reinheit und Vollendung aufregt, indem er theils die im Leben getrübte Liebe zu neuer Innigkeit heiligt und den Glauben vor Vereinzelung schützt durch die immer neue Lebendigkeit, womit er das Bewußtsein der Erlösung als ein gemeinsames vorführt, von welchem sich der Einzelne nicht ungestraft trennen kann. **H. Karsten.**

b. Prediger und Predigt.

*491. Wie war er erfreut, als er mehrere Sonntage hindurch einen heiligen geistigen Geistlichen zu hören fand, welcher sein Deutsch mit einer solchen Engelszunge sprach, daß er sogar, wenn er einmal auf der Kanzel verstürbe, im Himmel keine bessere brauchte. — Den Prediger konnt' er nicht beschreiben, aber wohl sein Kanzelwesen, wie er ohne Ueberfluß der Worte und der Mienen und der Bewegungen sprach — wie er das Schönste und Stärkste mit milden Tönen sagte — wie der Mann, gleich einem Johannes, der nahe am Himmel ruhend zur Welt spricht, seine Hände ruhig auf das Kanzelpult oder in die Kanzelärmel legte; — wie jeder Ton ein Herz und jeder Blick ein Segen war — wie dieser Christusjünger Kraft und Liebe verhüllte, so wie der feste (macedonische) Diamant in weichem Gold gefunden wird, das ihn auch später am Menschen einfaßt — wie die Kanzel ein Tabor für ihn wurde, worauf er sich und Zuhörer verklärte, und wie er unter allen Geistlichen am Besten das Schwerste vermochte, würdig zu beten. **Jean Paul.**

*492. Ich habe Herdern in Pyrmont (Sommer 1777) predigen gehört und ich wünschte, daß ihn alle guten Christen hörten, die ihn aufs Wort ihrer Stimmführer so orthodox hassen. Unsre vornehme Versammlung war eben nicht zur Andachtsempfänglichkeit der ersten Kirche gestimmt, und doch, Sie hätten es sehen sollen, wie er all' das Aufbrausen von Zerstreuung, Neugierde, Eitelkeit in wenig Augenblicken fesselte bis zur Stille einer Brüdergemeinde. Alle Herzen öffneten sich, jedes Auge hing an ihm und freute sich ungewohnter Thräne; nur Seufzer der Empfindung rauschten durch die bewegte Versammlung. Lieber B.! so prediget Niemand, oder die Religion wäre Allen, was sie eigentlich sein sollte, die vertrauteste, wertheste Freundin der Menschen. Ueber das Evangelium des Tages ergoß er sich ganz ohne Schwärmerei, mit der aufgeklärten, hohen Einfalt, welche, um die Weisheit der Welt zu überfliegen, keiner Wortfiguren, keiner Künste der Schule bedarf. Da wurde nichts erklärt, weil alles faßlich war, nirgends an die theologische Metaphysik gerührt, die weder leben noch sterben, desto kundiger aber zanken lehrt. Es war keine Andachtsübung, kein in drei Treffen abgetheilter Angriff an die verstockten Sünder, oder wie die Kurrentartikel aus der Kanzelmanufaktur alle heißen; auch war es keine kalte heidnische Sittenlehre, die nur den Sokrates in der Bibel aufsucht, sondern er predigte den von dem Gott der Liebe verkündigten Glauben der Liebe, der vertragen, dulden, ausharren und hoffen lehrt, und, unabhängig von allen Freuden und Leiden der Welt, durch eigenthümliche Ruhe und Zufriedenheit belohnt. So, dünkt mich, haben die Schüler der Apostel gepredigt, welche nicht über ihre Dogmatik verhört wurden, und also auch nicht mit Systems- und Kompendiumswörtern, wie Kinder mit Rechenpfennigen, spielten, wofür man am Ende nichts einkaufen kann. Sie wissen, wie ungleich ich mit dem Schriftsteller Herder denke; wir gehen nur eine kleine Ecke Weges mit einander, so enthraust er mir glänzend und schnell wie eine Rakete, aber als Prediger und Mensch ist er mein Mann, und auf der kleinen Ecke Weges, die wir mit einander wandeln können, einer meiner liebsten Gefährten.

Sturz.

*493. Wie er (Schleiermacher) hier eine bewundernswerthe Bekanntschaft mit dem Buche des Lebens und die gewandteste Meisterschaft in der Handhabung und Exegese der heiligen Schriften beurkundete: so war es hinreißend, zu gewahren, wie die höchsten Seelenaufschwingungen und letzten Gedanken des Menschen so unmittelbar, einfach und von selbst aus dem Orakelworte der Bibel hervorgingen, und der Redner selbst, in höchster Ruhe beginnend, dann Faden für Faden des reichen Orakelgespinnstes auseinanderlegend, auf seinen in feinster Gedankenverflechtung auf- und abwogenden Perioden hinrollend, die immer leisern Anklänge des Wunderwortes vernahm und aussprach, und zuletzt in dem seligsten Entzücken eines heiligen Denkers auf dem Gipfel des Christen-

thums endete, der Hörende aber bei dem Amen! aus dem Zauber tiefversenkter Erbauung nur ungern erwachte. Das war fürwahr eine herrliche und seltene Gabe unsers Entschlafenen, daß Niemand von ihm ging, ohne zu begreifen, was es heißt: „forschet in der Schrift, denn sie ist der Weg zum ewigen Leben", daß man gerne an Spalding, den Vater, dachte, der den Segen einer Predigt hierin setzte, wenn der Hörer zuerst sich gestand: wie ist das so wahr! dann, wie ist das so überredend, lebenvoll, schön! daß man im tiefsten Herzen gemahnt wurde: „o, welch eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes, ruht im Schatze der Bibel", und die Armut der Welt ohne dieses Buch nie mehr inne ward, als von diesem Inhaber der besten menschlichen Weisheit entlassen. Thiel.

*494. Dagegen ist selbst die Schwierigkeit seiner Vorträge kein Einwand. Habe ich doch selbst ein ganzes Halbjahr mit einem gewöhnlichen Handschuhmacher mir angelegen sein lassen, sonntäglich seine Vorträge zu besprechen, und weiß nicht, ob ich des Hörenden gesunden Sinn, oder Schleiermachers Kunst, oder die Kraft der Wahrheit und Lauterkeit mehr bewundern soll, und weiß von einem Andern, der im unangenehmsten Winterwetter sich nicht abhalten ließ, aus der Nähe des Schönhauserthores nach der Dreifaltigkeitskirche um sieben Uhr zu gehen, „um so einen rechten und tiefen Grund von der Sache zu bekommen." Thiel.

495. Ein Prediger ist nicht un des quarantes de l'académie ecclésiastique; ist keiner von den sieben Weisen Griechenlands; kein gemeiner Krämer und Lehrer der Weisheit und Tugend; kein Professor moralium, der allenfalls im Staat zu tolerirren ist, weil er durch seine Diskurse seine Unterthanen Gehorsam lehren und die Zollregister und die Kasse der fermiers généraux verbessern kann: sondern er ist ein Säemann, der nicht für diese, sondern für eine bessere Welt säet; ein Lehrer der großen seligmachenden Lehre Gottes; ein Vater und Tröster seiner Gemeine; ein schwacher, unwürdiger, gebrechlicher Mensch, aber mit dem Blitz Gottes in der Hand, den er nicht von Menschen, sondern von Gott erhalten hat, und den er nicht zu kleiner Eitelkeit noch zu etwas Geringerem braucht, als Mark und Bein von Unterthanen und Fürsten zur Besserung und zur Empfängniß einer über Alles herrlichen Seligkeit zu treffen und zu durchdringen u. s. w. Claudius.

*496. Der Lehrer ist nur der Mund der Gemeinde, ihr Organ, welches ihrem eignen Leben Worte gibt. H. Karsten.

c. Wort Gottes. Altes und neues Testament. Der Garten Eden. Evangelien. Johannes. Paulus.

*497. Die Bibel fängt herrlich mit dem Paradiese, dem Symbol der Jugend, an, und schließt mit dem ewigen Reiche, mit der heiligen Stadt. Novalis.

498. Herder schrieb den Kommentar dieser Sagen der Urwelt, ein Dichter ihres Dichters werth. Ihm, der damals selbst noch in seinem mythischen Zeitalter lebte, und eine Sprache redete, die nicht schön, aber groß war, wie das Rollen des Donners und die Sagen der Urwelt, ihm schwebte der Gedanke vor, daß die Welt sich in denselben Uebergängen entfalte, wie ein Frühlingsmorgen allgemach die noch in Duft verhüllte Welt aufthue: daher war ihm die heilige Sage, deren unter allen Völkern zerstreute Worte die ersten Keime der Humanität pflegten, die Kinderlehre unter der Morgenröthe, nämlich des Menschenkindes über seinen Herrn und Schöpfer. K. Hase.

499. Die innere Wahrheit und einfache Schönheit der uralten Sage hat mich immer wundersam gerühret, wie der Blick in ein stilles Thal, das einst glückliche Stunden sah, und die Lerche, die wir damals hörten, schwebt noch, die Brust ins Abendroth getaucht, über den Wiesen, die auch noch blühen in erster Jugend, wie damals; aber unsre Jugend und ihre Hoffnungen sind vorüber. Was je der Mensch, alles Vergangene verschönernd, damit doch etwas Schönes im Leben sei, in die eigne Kindheit dichtet, damit hat er das Jugendland seines Geschlechtes ausgeschmückt. Um den Jüngling, den Vater, um die aus seinem Traum' entsproßne Jungfrau, die Mutter der Menschheit, hat die blühende Erde ihre Gaben alle ausgebreitet, sie freut sich der schönen wandelnden Blumen, in denen sie sich selbst anschaut und des göttlichen Hauches voll wird. Die Thiere sind ihnen unterthan und kommen zu ihnen, wie zur Taufe, um sich Namen zu holen, und was hatte sie dazu bewogen, wenn nicht angestammte Neigung, mit der noch jetzt ein jedes Thier, das unsre Freundlichkeit kennen lernt, am Menschen hängt; weßhalb jedes Bild dieser ursprünglichen Neigung in Sage oder Gedicht uns rührend ergreift, wie das zauberische Walten Linas unter den schmeichelnden Ungethümen ihres Parks, das uns der alte Meister heraufzaubert, oder die Spielgefährten des guten Schmerzenreich in Genofevas Wildniß, wie die verklärte Stimme des gewesenen deutschen Volkes unser Tieck sie malt.

Wenn der Tag kühle wurde, kam Gott der Vater in den Garten, und man sieht's den Kindern fast an, daß sie am Morgen schon sich freuten auf den Abend.

Der Mensch unter den Schrecken einer feindseligen Natur, einer Entfernung von Gott, fühlte, daß es nicht so sein müßte, noch sollte, die Erinnerung an schönere Träume seiner Jugend ward ihm zur Erinnerung der Menschheit, ein Weiser dichtete den heiligen Mythus, eine Stimme rein menschlichen Gefühles, oder der Sohn hörte ihn aus Vaters Munde, der ihn gleichermaßen überkommen hatte aus der Urzeit her, die Sage von der Unschuld und Gotteinheit seines Geschlechts. Die bewußtlose Unschuld war nicht Ziel der Menschheit, welche nicht Glückseligkeit kennt, außer durch sittliche Würde, frei erworben. Darum stört der Vater selbst das Glück, weil

außerdem die Vernunft nie oder später erwacht wäre mit einer ähnlichen Forderung. Sie konnte vielleicht nicht einmal Vernunftgebot sein, denn welches ließe sich denken in jenen einfachen Verhältnissen? Die Thiere nicht zu drücken? Daran dachten sie ohnedem nicht; einander nicht weh zu thun? sie liebten ja einander! Nicht leicht ist ein Gesetz zu denken, außer ein positives, dessen volle Verpflichtung aber in ihrem Vertrauen auf Vaterweisheit lag, verstärkt durch die Drohung von irgend etwas Furchtbarem, das sie zwar nicht kannten, denn welches Lebendige kennt den Tod, es habe denn seine Zerstörung gesehn! aber in geheimnißvoller Scheu fürchteten.

Mit diesem Verbote war die Unschuld getrübt, nicht durch That noch Gedanken, aber durch die Möglichkeit, sie zu trüben; wer den verbotenen Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen sieht, hat auch schon dunkles Bewußtsein dieser Begriffe. Und darum heißt er der Baum des Wissens, weil seine Frucht als Gegenstand des Gesetzes die Erkenntniß war, ein Sodomsapfel: aber wenn die Versuchung siegreich bestanden worden wäre, durch die selbstbewußte Tugend nicht minder die goldne Frucht der Erkenntniß gewesen sein würde, ein Paradiesapfel aus den Gärten der Hesperiden. Und was sollten sie dem Vater zu Liebe nicht sein Gebot erfüllen? Da wächst die Sinnlichkeit, lieblich ist die verbotene Frucht anzuschaun, die Begierde sinnt nach des wunderlichen Verbots Grunde, die Selbstsucht erhebt sich über die Liebe: „Gott gönnt dir's nicht, er ist neidisch, du würdest klug werden, sein wie Gott," sagt sie oder irgend ein Gehülfe von außen; denn die Schlange, kein dämonischer Versucher, dessen Bild dem Geiste dieser Sagen fremd ist, stellt die Sinnlichkeit vor, aber als wirkliche, äußere Veranlassung, in derselben Unbefangenheit, mit welcher der kindliche Mensch sein Inneres in die Natur hinausstellt und die Thiere nach ihrem Charakter reden und handeln läßt in der Fabel.

Die Liebe, welche nur Vertrauen ist, läßt gegen bessere Ueberzeugung sich vom Gelüste verführen. Die That ist geschehen, die Augen sind aufgethan!

Man hat gestritten, ob die Frucht übernatürlich gewirkt habe, oder giftig gewesen sei: ein unglücklicher Einfall, um einen vermeinten Eigensinn Gottes zur väterlichen Warnung vor einer Giftpflanze zu machen, und im argen Mißverständnisse der Kirchenlehre von der Erbsünde. Der Baum thut's nicht, aber der Wille Gottes, mit dessen Uebertretung erkannte die Selbstsucht sich selbst, die Liebe auch, aber nur, daß sie verloren sei, und gedankenschnell die Folge: Mißtrauen, Furcht. „Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesichte Gottes und er fürchtete sich." Der Richter, ein innerer oder äußerer, spricht: Die Zeit der Mühe und des Kampfes beginnt, die Sinnlichkeit hat gesiegt über die Liebe, die Gotteskinder sind der Erde anheimgefallen; im innern Widerspruche, damit ihr's merkt, ob ihr wahr-

hafte Kinder derselben seid, wird sie euch hassen und verschlingen, ein Kronion. Ein Fluch ergeht über die ganze Erde, sie trauert mit ihm, welche gesegnet worden war, um ihres Erstgebornen willen. Aber sind diese Mühen und Aengsten der Sünde Strafe, so sind sie auch die Mittel, daran die Freiheit sich übt, die Kraft erstarkt. Im Schweiße des Angesichtes soll der Mann seinen Acker bauen, damit er sich nicht hänge an's endliche Leben, sondern von der dornentragenden Erde, zur Dornenkrone für den Menschensohn, aufblicke zum sternetragenden Himmel, zur Sternenkrone für den Gottessohn. Ein Fluch liegt auf dem häuslichen Kreise, in merkwürdiger Verknüpfung hier die Folgen des Hasses durchgeführt: die vordem durch ihre Neigung seine freie Gefährtin war, das Weib soll dem Manne nun dienen, damit sie Gott allein wieder lieben lerne über Alles; das Liebste auf Erden, die schöne Frucht sinnlicher Liebe soll sie mit Schmerzen gebären, daß sie dem Schmerze vertraut werde, in welchem die himmlische Liebe wieder geboren wird. Denn aus weiter Ferne grüßet und tröstet die Hoffnung des Siegs. „Der Sohn des Weibes wird der Schlange den Kopf zertreten, und ihn wird die Schlange in die Ferse stechen." Ein solches wahrhaftes Urevangelium entspricht dem Gefühle, das neben der in dem Mythus dargestellten Trauer als heitre Weissagung in jeder Brust lebt. K. Hase.

*500. Denn ein Menschlich hertz ist wie ein Schiff auf einem wilden Meer, welches die Sturmwinde von den vier örtern der Welt treiben. Hier stösset her furcht und sorge für zukünfftigem unfall, Dort feret gremen her und trawrigkeit vom gegenwertigen übel. Hie webd hoffnung und vermessenheit, von zukünftigem Glück, Dort bleset her sicherheit und freude in gegenwertigen Gütern.

SOlche Sturmwinde aber, leren mit ernst reden, vnd das hertz öffnen, vnd den grund herausschütten. Denn wer in furcht und not steckt, redet viel anders von vnfall, denn der in freuden schwebd. Vnd wer in freuden schwebt, redet und singet viel anders von freuden, denn der in furcht stecket. Es gehet nicht von hertzen, spricht man, wenn ein Trawriger lachen, oder ein Frölicher weinen sol, das ist, seines hertzen grund stehet noch nicht offen, vnd ist nicht eraus.

WAs ist aber das meiste im Psalter, denn solch ernstlich reden, in allerley solchen sturmwinden? Wo findet man seiner wort von freuden, denn die Lobpsalmen oder Dankpsalmen haben? Da sihestu allen Heiligen ins hertz, wie in schöne lustige Garten, ja wie in den Himmel, wie feine, hertzliche, lustige Blumen darinnen auffgehen, von allerley schönen, frölichen Gedancken gegen Gott, umb seine wolthat.

WIderumb, wo findestu tieffer, kleglicher, jemerlicher wort, von trawrigkeit, denn die Klagepsalmen haben? Da sihestu abermal allen Heiligen ins hertze, wie in den Tod, ja wie in die Helle. Wie finster und dunkel ists da,

von allerley betrübtem anblick des zorns Gottes. Also auch, wo sie von furcht oder hoffnung reden, brauchen sie solcher wort, das dir kein Maler also kündte die furcht oder hoffnung abmalen, vnd kein Cicero oder Redkündiger also fürbilden.

VND, wie gesagt, ist das das aller beste, das sie solche wort gegen Gott, vnd mit Gott reden, welches macht, das zwiefeltiger ernst vnd leben in den worten sind. Denn wo man sonst gegen Menschen in solchen sachen redet, gehet es nicht so starck von hertzen, brennet, lebt vnd dringet nicht so fast.

DAher kompts auch, das der Psalter aller Heiligen büchlin ist. Vnd ein jeglicher, in waserley sachen er ist, Psalmen vnd wort drinnen findet, die sich auff seine sachen reimen, vnd jm so eben sind, als weren sie allein vmb seinen willen also gesetzt, das er sie auch selbs nicht besser setzen noch finden kan, noch wündschen mag. Luther.

*501. Wir sehnen uns nach Offenbarung, die nirgends würdiger und schöner brennt, als in dem neuen Testament. Göthe.

*502. Hast du wol eher die Evangelisten mit Bedacht gelesen, Andres? — Wie Alles, was er (Christus) sagt und thut, so wohlthätig und sinnreich ist! Klein und stille, daß man's kaum glaubt, und zugleich so über Alles groß und herrlich, daß einem's Kniebeugen ankommt, und man's nicht begreifen kann. Und was meinst du von dem Lande, wo so herrliche Lehre in eines jedweden Mannes Herz wäre? Möchtest du wohl in dem Lande wohnen? Claudius.

503. Ich hab' von Jugend auf gern in der Bibel gelesen, für mein Leben gern. 's stehen solche schöne Räthsel und Gleichnisse d'rin. Und's Herz wird einem darnach so recht frisch und muthig. Am liebsten lese ich im St. Johannes. In ihm ist etwas so ganz Wunderbares — Dämmerung und Nacht, und durch sie hin der schnelle, zuckende Blitz; 'n sanftes Abendgewölk, und hinter dem Gewölk der große volle Mond leibhaftig; so etwas Schwermüthiges, Großes, Ahnungsvolles, daß man nicht satt werden kann. 's ist mir immer beim Lesen im Johannes, als ob ich ihn an der Brust seines Meisters vor mir liegen sähe, als ob sein Engel mir's Licht hielt', und mir bei gewissen Stellen um den Hals fallen und mir etwas in's Ohr sagen wolle: ich verstehe lange nicht Alles, was ich lese, aber oft ist's doch, als schwebte es fern vor mir, was Johannes meinte, und auch da, wo ich in einen ganz dunkeln Ort hineinsehe, habe ich doch eine Vorempfindung von einem großen herrlichen Sinn, den ich 'nmal verstehen werde, und darum greif' ich so nach jeder Erklärung des Johannes. Zwar die meisten kräuseln nur am Abendgewölke, und der Mond hinter ihm hat gute Ruhe. Claudius.

*504. Wären wir über den Verfasser des vierten Evangeliums, welcher in der Schrift selbst nicht genannt wird, ohne alle geschichtliche Angaben geblie-

ben; so würden wir aus innern, in dem Evangelium selbst liegenden Gründen, aus der Beschaffenheit der Sprache, aus der Frische und Anschaulichkeit der Erzählung, aus der Genauigkeit und Bestimmtheit der Angaben, aus der eigenthümlichen Erwähnung des Täufers, und der Söhne des Zebedäus, aus der zur Begeisterung gesteigerten Liebe und Innigkeit, welche der Schreibende gegen Jesus an den Tag legt; aus dem unwiderstehlichen Zauber, welcher über die ganze, ideal aufgefaßte, evangelische Geschichte ausgegossen ist; aus den philosophischen Betrachtungen, mit welchen das Evangelium beginnt — zu dem Ergebniß hingeleitet werden: Der Verfasser eines solchen Evangeliums kann nur ein Palästinenser, kann nur ein unmittelbarer Augenzeuge, kann nur ein Apostel, kann nur ein Liebling Jesu, kann nur jener Johannes sein, welchen Jesus mit dem ganzen Zauber seiner Lehre an sich gefesselt hielt; jener Johannes, der an Jesu Brust ruhte, unter Jesu Kreuz stand, und dessen späterer Aufenthalt in einer Stadt wie Ephesus beweist, daß ihn philosophische Spekulation nicht bloß anzog, sondern daß er sich auch unter philosophisch gebildeten Griechen zu behaupten verstand. Credner.

*505. Die Sprache unseres Evangelisten hat einen ganz besondern Reiz, und ist ganz dem behandelten Gegenstande angemessen. Ein Morgenländer will griechische Leser in die Tiefe der christlichen Lehre einführen; und die einfache, gemüthliche Erzählung ist in die philosophisch gebildete griechische Sprache mit unvergleichlicher Wirkung eingekleidet. Je einfacher und natürlicher der Ausdruck erscheint, desto tiefer ist sein Sinn. Die Macht des scheinbar einfachen Wortes wächst bei längerem Verweilen vor dem Auge des geistigen Beschauers ins Unendliche; die schlichten Worte sind nur die Pforten zur himmlischen Weisheit. Credner.

*506. Noch im späten Alter, als der Jünger, welchen der Herr lieb hatte, sein Evangelium schrieb, war ihm die Stunde unvergeßlich, in welcher er zuerst seinem Herrn und Meister entgegentrat, und in welcher die Herrlichkeit Christi mit tiefer, unendlicher Ahnung sein Herz ergriff. Er war der Morgenstern am Himmel seines geistigen Lebens, der noch jetzt im Strahl der Erinnerung sein innerstes Leben verklärte, und ihn friedlich und freundlich an den heilig bedeutenden Augenblick mahnte, in welchem er neu geboren wurde für das Reich Gottes, seines himmlischen Vaters. Seit jener Stunde trug er mit ganzer Klarheit und mit der Fülle der gläubigsten Liebe den Herrn in seinem Herzen; und tief bedeutungsvoll und einfach rührend steht am Eingange seiner Friedensbotschaft von Christo jener Eindruck, der zum ersten Male sein Herz überwältigte, wie noch kein menschliches Herz es vermocht hatte, und der noch am Abend seines Lebens in ganzer kräftiger Jugendfrische die Schwingen seiner Seele hob. Karsten.

*507. Unmittelbar dem reichen Innern des Apostels (Paulus) entquillt Alles, was er sagt; er spricht vom Herzen zum Herzen, und das Zuströmen der Gedanken ist so rasch und gewaltig, daß die begeisterte Rede bald die zarten, geglätteten Formen durchbricht, und uneben, rauh und hart wird; bald, vom Gefühl überwältigt, den gewöhnlichen Ausdruck nicht voll und kräftig genug findet, und Wörter aufsucht, welche das Unaussprechliche wenigstens andeuten; bald durch gedrängte Kürze an Zeit und Nachdruck zu gewinnen sucht; bald endlich durch witziges Spiel mit Worten und Gedanken anzieht und fesselt. Credner.

508. Der heilige Geist ist mehr als die Bibel; er soll unser Lehrer im Christenthum sein, nicht todter, irdischer, zweideutiger Buchstabe. (?)
Novalis.

c. Das Sakrament.

509. Die Stunde der Feier war gekommen. Die ganze Gemeinde, die, nach der am Sonntage vorher geschehenen Bekanntschaft, sich zur Kommunion gemeldet hatte, da auf den Halligen es nicht immer zu erwarten ist, daß die sonst bestimmten Tage zu solcher Feier wegen des oft durch Sturm und Wellen verhinderten Kirchenganges regelmäßig gehalten werden können, sammelte sich in der an Holds Wohnung anstoßenden, mit ihr durch ein Dach verbundenen Kirche. Nach Beendigung des Gesanges trat Hold vor den Altar, und hielt eine kurze, eindringliche Rede, die in ihren schlichten Worten nur auf das Verständniß seiner gewöhnlichen Zuhörer berechnet schien, während sie gerade in ihrer Einfachheit, in ihrer festen Hinstellung dessen, was den Beiden, die heute zum Erstenmal mit rechter Sehnsucht nach der Verheißung, die er verkündete, zum Tische des Herrn traten, noch nicht als gewisse Zuversicht aufgegangen war, auf diese einen wahrhaft erbauenden, begründenden Eindruck machte. Darauf trat der Bejahrteste in der Gemeinde, ein Mann mit schneeweißem Haar, vor Hold hin, und sprach mit gebeugtem Haupte und mit einer Stimme, deren Zittern von Altersschwäche und zugleich von tiefer Rührung zeugte, folgende Worte, bei denen sich Alle von ihren Sitzen erhoben:

„Würdiger, lieber Herr! Also rede ich für mich und für Alle: Ich bitte Euch, wollet meine Beichte hören und mir Vergebung sprechen. Ich armer, sündiger Mensch bekenne und beklage mich, daß ich die heiligen Gebote Gottes unseres Vaters mannigfaltig übertreten, und mich gegen Gott und meinen Nächsten oft versündigt habe, damit ich Gottes Strafe, zeitlichen und ewigen Tod wohl verdienet. Aber alle meine Sünden gereuen mich ernstlich und sind mir von Herzen leid, und ich habe keinen andern Trost, denn die Gnade Gottes, die größer ist, als meine Schuld, und das theure Verdienst meines Herrn Jesu Christi. Komme daher in der Zeit der Gna-

den, daß ich möge Vergebung empfahen und damit neue Freudigkeit zu Gott, und Kraft zur Heiligung durch seinen Geist. Amen!"

Dieser den Fremden ganz unerwartete Auftritt verfehlte nicht seine Wirkung auf ihr Herz. Mander fühlte tief den Werth einer solchen Theilnahme der Gemeinde am Gottesdienst bei dieser Feier. Er fühlte sich in diesem Augenblicke gleichsam Eins geworden mit dem Greis, der für Alle sprach. Er fühlte in dessen Bekenntniß sein Bekenntniß, in dessen Bitte seine Bitte, und darum sich klarer und deutlicher als Einer, der da nahet mit demüthigem Flehen und der Verheißung entgegensieht, als wenn der Geistliche allein geredet. Oswald zitterte heftig. Jedes Wort, das der Greis sprach, klang in allen Tiefen seiner Brust wieder. Es war ihm, als tönte die Bitte von seinen eigenen Lippen, aber als würde sie inniger, dringender, flehender, indem sie der Ausdruck seiner Sehnsucht wurde, als gestaltete sie sich zu einem Ruf aus der Tiefe, zu einem Schrei des Erbarmens, zu einem Seufzer, an dessen Erhörung sein Leben hing.

Als der Greis geendet, faltete Hold seine Hände, hob die Augen empor in stillem Gebete, und sprach dann nach einer kurzen, erwartungsvollen Pause, indem er seine Rechte segnend auf das Haupt des alten Mannes legte, der unterdessen seine Knie gebeugt hatte an den Stufen des Altars:

„Der in die Welt kam, nicht daß Er die Welt richte, sondern daß die Welt durch Ihn selig werde, der da die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, daß Er sie erquicke, der spricht durch das Amt, das Er mir vertraut, zu Dir und zu der Gemeinde, die durch Dich bekannt hat ein gutes Bekenntniß: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben."

Und als nun Hold seine Hände weiter ausbreitete übre die ganze Gemeinde hin, und noch einmal die Worte wiederholte: „Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben!" da sank eine Decke von Manders und Oswalds Seele. Das Evangelium war nun völlig Licht, Kraft und Leben in ihnen geworden, und alle Dämmerung, Schwachheit und Lauheit schwand wie der letzte winterliche Nebeltag vor dem siegenden Frühlingsodem. Sie fühlten sich so offen und empfänglich für jeden Gruß aus der Höhe, so klar und entschieden im Glauben, so leicht und frei in der Erfüllung der Verheißung, daß das Reich der Wunder, durch die das Göttliche sich dem Staub offenbart, ihnen als eine natürliche Welt erschien, in welcher sie schon längst heimisch, und sie traten zum Tische des Herrn als in Allem Bekenner der Lehre ihrer Kirche.

J. C. Biernatzki.

510. Das Abendmahl ist als Gedächtnißmahl des Glaubens die unter äußern Zeichen innerlich wirkliche Vereinigung der heilsbegierigen Seele mit dem Erlöser. Karsten.

511. Die im öffentlichen Gottesdienste in einem Bekenntniß des Glaubens und einem Gebet versammelte und ergriffene Gemeinde will ihrer

Gemeinschaft in Christo auch durch äußere Zeichen innerlich gewiß werden, und dieß geschieht durch das heilige Abendmahl. Dasselbe ist der Gipfel der öffentlichen Gottesverehrung; es ist die geheimnißvolle, aber doch wirkliche, innerlich erfahrene und erlebte Vereinigung der Seele mit dem Leben und dem Geiste des Erlösers. Es ist also nicht das äußerliche Andenken an Christum, was durch das Nachtmahl erreicht werden soll, — dieß wäre weniger, als was das ganze Leben des Erlösten an sich schon enthalten muß: — es ist das Gedächtnißmahl des Glaubens; einerseits das demüthige Bekenntniß, ohne ihn nicht sein und leben zu können, und anderseits die Gewißheit eigener Erfahrung, daß in, mit und unter dem Weine und Brote wir ihn selbst empfangen und in uns aufnehmen. Karsten.

d. Orgel und Gesang.

*512. Denn über kräftige Kirchenlieder geht nichts; es ist 'n Segen darin, und sie sind in Wahrheit Flügel, darauf man sich in die Höhe heben, und eine Zeitlang über dem Jammerthal schweben kann. Claudius.

*513. Der Frühling war sehr zeitig gekommen. An einem schönen heitern Ostermorgen, ehe ich nach der Kirche ging, hatte ich, mich einsam wegschleichend, voll Freude einen Blick in die heitere Gegend geworfen, und die ersten Blüten als bekannte Freunde jubelnd begrüßt. Von diesem frischen Frühlingsgefühl bewegt, heiter und glücklich, von dem Sonnenlichte schuldloser Freuden durchwärmt, selbst in diesem reinen Augenblicke einer Frühlingsblüte ähnlich, trat ich in den Chor, als mächtig von der Orgel her das Lied tönte: „Er ist erstanden, frohe Mähr, versöhnt ist unser Gott und Herr, der Himmel ist uns offen!" nach der bekannten Melodie: „Wie hell glänzt uns der Morgenstern." Als ich diese mächtige Melodie, die wol ein Jahrtausend hindurch so viele wechselnde Geschlechter durchbebt, erschüttert und erwärmt hat, vernahm, da war es, als würde die Macht der Musik mir nun plötzlich kund gethan, als hätte das heitere Frühlingsgefühl seine tiefe, ernste Bedeutung erhalten. Er ist erstanden, tönte es mir aus Himmel, Erde und Meer, aus Wald und Flur, und aus den verborgensten Tiefen der bewegten Seele entgegen. Ich habe keine Worte für die Fülle der Seligkeit, die in dieser Gewißheit lag, wie sie mich durch unsichtbare Flügel in eine höhere Welt erhob, wie Alles sich in Freude und inneres Jauchzen verwandelte, und wie auf den Wellen der Töne mein ganzes Wesen, melodisch durchzittert, in den Himmel hineinschwamm, der mir als geöffnet verkündigt wurde. Steffens.

e. Die heilige Baukunst.

*514. Zu einer zeit, wo erst rohe anfänge der baukunst statt fanden, muß das menschliche gemüt durch den anblick hoher bäume, unter freiem himmel, zu größerer andacht erhoben worden sein, als es innerhalb der kleinlichen,

von unmächtiger hand hervorgebrachten räume empfunden hätte. Die lang nachher eingetretene vollendung eigenthümlich deutſcher architektur, hat ſie in ihren kühnſten ſchöpfungen nicht eben geſucht, die aufſtrebenden bäume des waldes nachzuahmen? Jk. Grimm.

515. Bei den Griechen und Römern war ein Tempel meiſtens nur für Einen ihrer vielen Götter; eine Wohnung, für denſelben abgepaßt gewiſſermaßen, wenn er vom Olymp hernieder in die Gegend kam, wie ein König aus ſeiner Reſidenz in ein Schloß einer ſeiner Provinzen. Die Form desſelben war alſo nicht groß, und die Säulen richteten ſich nach der Proportion. Jeder Bürger opferte entweder einzeln, oder war allgemeines Feſt, ſo ging der Prieſter oder die Prieſterin hinein, und das Volk ſtand innen und außen herum. Gleiche Bewandniß hat es mit ihren Orakelſprüchen.

Unſere Kirchen hingegen ſind große Verſammlungsplätze, wo oft die Einwohner einer ganzen Stadt Stunden lang ſich aufhalten ſollen. Ein feierlicher gothiſcher Dom mit ſeinem freien, ungeheuern Raume, von vernünftigen Barbaren entworfen, wo die Stimme des Prieſters Donner wird, und der Choral des Volks ein Meerſturm, der den Vater des Weltalls preist, und den kühnſten Ungläubigen erſchüttert, indeß der Tyrann der Muſik, die Orgel, wie ein Orkan darein rast und tiefe Fluthen wälzt, wird immer das kleinliche Gemächt im Großen, ſei's nach dem niedlichſten Venustempel von dem geſchmackvollſten Athenienſer, bei einem Mann von unverfälſchtem Sinn zu Schanden machen. W. Heinſe.

---

5. Das Leben im bürgerlichen Vereine.

A. Vaterland.

*516. Ein Menſch auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig, beide verwachſen mit einander und zugleich knüpfen ſich die ſchönſten Bande. Wer möchte die Grundfeſte alles Daſeins widerwärtig berühren, Werth und Würde ſo ſchöner, einziger Himmelsgabe verkennen? Göthe.

B. Volk, Volksthum, Nation.

517. Dieß nun iſt in höherer, vom Standpunkt der Anſicht einer geiſtigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Worts ein Volk: das Ganze der in Geſellſchaft miteinander lebenden und ſich aus ſich ſelbſt immerfort natürlich und geiſtig erzeugenden Menſchen, das insgeſammt unter einem gewiſſen beſondern Geſetz der Entwicklung des Göttlichen aus ihm ſteht; die Gemeinſamkeit dieſes Geſetzes iſt es, was in der ewigen Welt und eben

darum auch in der zeitlichen diese Menge zu einem natürlichen und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet. Fichte.

*518. Die Nationaleigenthümlichkeit wird eigentlich repräsentirt durch die Sprache und die Physionomie. Schleiermacher.

*519. Gleiche Volksart von Haus aus, das will sagen, ein körperlich und geistig gleichartiger Menschenschlag, gleiche Sprache als Zeugniß seit Jahrhunderten gleich verstandener Lebenserfahrungen, geben eine glückliche Naturausstattung auf dem Wege zur Staatsausbildung. Aber die Geschichte hat von jeher häufig die stille Urbildung der Natur unterbrochen, verschiedenartige Stämme und Volksthümlichkeiten über einander geschichtet, und aus der Vermischung manchmal eine zweite gelungenere Natur und gediegene Staatsbildung gewonnen. Dahlmann.

520. Es soll die Sitte der innern Eigenthümlichkeit Gewand und Hülle sein. Schleiermacher.

521. Wogen wallen um Felsen, Orkane stürmen gegen Alphörner, die Erde erbebt und besteht. Den Charakter beugt die Noth nicht zum Brechen nieder, neukräftig ersteht er aus Leichen, wie die hinschmachtende Blume von Himmelsthau gebadet. Was im gewöhnlichen Lebensgewühl der edle Charakter vollendeter Menschen, das im Völkergebiete das Volksthum. Volksthum ist eines Schutzgeistes Weihungsgabe, ein unerschütterliches Bollwerk, die einzige natürliche Gränze. Jahn.

*522. Nur ein Tamerlan, dessen Tagewerk Vertilgung war — der drei Weltkugeln in Wappen und Fahne führte, wollte auf der ganzen Erde nur Ein Volk, nur Eine Sprache, nur Eine Religion dulden. Jahn.

c. Staat. Begriff, Zweck, Gränzen seiner Befugniß und seines Gedeihens.

*523. Das Bedürfniß eines Staates ist das dringendste Bedürfniß für den Menschen; um Mensch zu werden und Mensch zu bleiben bedarf er eines Staates. Ein Mensch ohne Staat ist ein Wilder. Novalis.

*524. Der Staat ist keine Erfindung weder der Noth noch der Kunst; er ist eine ursprüngliche Ordnung, ein nothwendiger Zustand; er ist etwas Zusammengewachsenes, eine leiblich und geistig geeinigte Persönlichkeit. Dahlmann.

525. Der Staat besteht in dem gleichviel wie heraustretenden Gegensatz von Obrigkeit und Unterthanen; und er verhält sich zur Horde gleichsam wie Bewußtsein zu Unbewußtsein. Schleiermacher.

526. Der Staat ist eine Vereinigung von freien Menschen auf einem be-

ſtimmten Landsbezirk unter gemeinſchaftlicher Obergewalt zu allſeitigem Genuß eines freien Rechtszuſtandes. v. Rotteck.

527. Der Rechtszuſtand, zu deſſen Erhaltung man ſich vereinigt, umfaßt die Sicherung aller Urrechte des Menſchen, alſo die Rechte des Eigenthums und der Perſon mit vollſtändiger Bildungs- und Entwicklungsfreiheit. v. Rotteck.

528. Der chriſtliche Staat, als das organiſche Ganze des chriſtlichen Haus- und Berufslebens, iſt als ſolcher auch das in That ſich verwirklichende kirchliche Leben. Karſten.

*529. Das Chriſtenthum hat die Fähigkeit und die Aufgabe, jeden Volkes und jeder Bildung höchſte Blüte nicht zu zerſtören, ſondern in ſich aufzunehmen, und zu einer immer reichern Entfaltung fortzuführen. Hall. Jahrb.

530. Der ſeiner höhern Beſtimmung getreue Menſch bringt dem Staate jedes Opfer des Eigenthums und der Perſon, nur nicht das Opfer ſeiner höhern Beſtimmung ſelber; alles ſein Recht mag er hingeben, nur nicht das, worüber er kein Recht hat. Das iſt der Ruhm und die Gefahr der menſchlichen Dinge, daß der Einzelne am Ende unberechenbar gegen den Staat ſteht. Dahlmann.

*531. Afrika's glühende Sonne hat nie einen geordneten Staat beſchienen; Aſiens Blüte verliert ſich größtentheils in weit entfernte Zeiten, während Europa ſich das Leben der Gegenwart angeeignet hat. Hegel.

*532. Die Politik iſt Geſundheitslehre, nicht weil ſie Geſundheit geben, ſondern weil ſie die Urſachen der Krankheit entdecken und oft vermeiden kann. Dahlmann.

D. Verfaſſung, die beſte, verſchiedene Formen, Veränderlichkeit und Stätigkeit. Werth ſtändiſcher Verfaſſungen. Politiſche Parteien.

*533. Die Art und Weiſe des Gegenſatzes zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen iſt die Verfaſſung des Staates. Schleiermacher.

*534. Weil nichts Beſtehendes vollkommen iſt, ſo iſt das höchſte Darſtellbare der Fortſchritt. Dahlmann.

*535. Die vollendete Staatsform iſt das Ziel, nicht der Anfang der Geſchichte. Hegel.

*536. Je nachdem das politiſche Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit einer Maſſe überwiegend in allen, oder in einigen, oder in einem Einzigen entſteht, bildet ſich die demokratiſche, oder ariſtokratiſche, oder monarchiſche Form. Schleiermacher.

*537. Was ist bleibend auf dieser Welt? Sollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich ändern? und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes nicht umfaßt? Göthe.

*538. Veränderungen in der Verfassung müssen ein gemeinschaftlicher Akt der Obrigkeit und der Unterthanen sein. Gehen sie von der Obrigkeit aus, und diese hat sich geirrt, so entsteht ein Schein von Tyrannei. Gehen sie von den Unterthanen aus, so entsteht der Schein der Rebellion. Schleiermacher.

539. Könnte jeder Nachfolger den Vertrag lösen, der mit dem Lande eingegangen war, so würde niemals Sicherheit, auch nicht während langer Regierungen, entspringen, weil hinter jedem Thronerben ein Umwurf drohen würde. Jk. Grimm.

540. Allen ständischen Verfassungen in Deutschland kann der negative Nutzen schwerlich abgesprochen werden, den sie seit ihrer Dauer stifteten. Sie fördern nicht so offenbar, als sie gewaltthätige Mißbräuche hemmen; sie sind ein Damm, der eine Gegend noch nicht fruchtbar macht, aber den einbrechenden und versandenden Wellen wehrt. Der eigentliche Segen geht allerdings erst von der reinen Liebe des Fürsten zu seinem Lande aus. Jk. Grimm.

541. Ich darf hier ein Wort mitsprechen, der ich gerade mein Leben an die Untersuchungen unseres Mittelalters setzte. Ich habe mit innerer Freude getrunken an seinen stillen Brunnen, die mir kein Sumpf schienen; in die rauhen Wälder unsrer Vorfahren suchte ich einzudringen, ihrer edlen Sprache und reinen Sage lauschend. Weder die alte Freiheit des Volks blieb mir verborgen, noch daß es schon, bevor des Christenthums Segen ihm nahte, sinnigen, herzlichen Glauben hegte. Ihr habt oft wenig gewußt von diesen Dingen, ihr konntet Waffen holen aus meinen Büchern, wenn ihr, nach euerm Zweck, die Gegenwart durch die Vergangenheit herabwürdigen, oder bestätigen, wenn ihr dem König, dem Volk, der Kirche bald geben, bald nehmen wolltet. Schriftsteller, die sich einem verlassenen Felde widmen, pflegen ihm Vorliebe zuzuwenden; ich hoffe, wer meine Arbeiten näher kennt, daß er mir keine Art Geringhaltung des großen Rechts, welches der waltenden Gegenwart über unsere Sprache, Poesie, Rechte und Einrichtungen gebührt, nachweisen könne. Denn selbst, wo wir sonst besser waren, müssen wir heute so sein, wie wir sind. Ich fühle mich eingenommen für alles Bestehende, für Fürsten und Verfassungen. Jk. Grimm.

542. Ein Paar Gleichnisse sollen versuchen, den Eindruck darzustellen, den jene Gegensätze wol bei mir hinterlassen. An Constitutionnellen mißbehagt mir ihr pedantisches Streben nach Ausgleichung und Gleichförmigkeit: Berggipfel möchten sie ebnen, stolze Wälder ausrotten, ihren Pflug in

blumenreiche Wiesengründe die Furche des Ackers reißen lassen. Sie mühen sich, das Obere hinab, das Niedere hinauf zu rücken, ihr eigentliches Gefallen ist das Gewöhnliche, Nützliche. Wenn von ihnen alles mit Hast getrieben wird, gehen die Absolutisten aus auf eine unnatürliche Stätigkeit aller Dinge; sie schauen und suchen jede Erhebung des Geringen zu hintertreiben; ihre Mittel sind langsamer und geschmeidiger. Sie unternehmen es wol, wenn ihrer Ansicht der Vordergrund unsrer Zeit zu eintönig und abgeblichen erscheint, ihn mit grellen Farben auszumalen, und vor unsern Augen Fratzen hinzustellen, welche die Zukunft hohnlachend niederreißen wird. Alle Gegenwart in der Zeit hat mit der Nähe im Raum gemein, daß sie den Zuständen und Gebräuchen sanftes und verschmelzendes Kolorit verleiht.

Jk. Grimm.

E. Freiheit, politische und bürgerliche; ihre Grundlage und Ausdehnung; ihr Mißbrauch; Preßfreiheit.

543. In Hinsicht auf die Form nennen wir den Staat frei, dessen Grundeinrichtungen nur nach einer bestimmten allgemeinen Regel, und nur unter Zuthun aller Stände oder Gliedmassen des Volks verändert werden können.

Dahlmann.

*544. O wer läugnet es wohl, daß hoch ihm das Herz sich erhoben, als er hörte vom Rechte des Menschen, das allen gemein sei, von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit! Damals hoffte jeder sich selbst zu leben; es schien sich aufzulösen das Band, das alle Länder umstrickte, das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt. — Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind? Wuchs nicht jedem Menschen der Geist und der Muth und die Sprache?

Göthe.

545. Gesetz ist das zum Bewußtsein gekommene identische Verfahren.

Schleiermacher.

*546. Die politische Freiheit verhält sich zur bürgerlichen, wie Mittel zum Zweck. Die erste hat nur Wichtigkeit und Werth, insofern sie die zweite versichert und beschützt.

Ancillon.

*547. Freiheit ist der Tugend Wurzel, Freiheit ist der Tugend Frucht.

Jakobi.

*548. Durch das Verlieren der Gesinnung in die bloß bürgerliche Freiheit wird eben so sehr die geistige als die äußere vernichtet; die wirksamste Theilnahme an der Verbesserung staatlicher Verhältnisse ist die Heranbildung Aller zu geistiger Freiheit. Durch diese Innigkeit und Einheit des Verhältnisses christlicher Obrigkeiten und Unterthanen wird aber auch jede Störung desselben eine gemeinsame Schuld, selbst für den Fall, daß die Obrigkeit ihren Beruf

zu menſchlicher Willkür und Herrſchſucht verkehrte. Denn dieß iſt zugleich ein Mangel an chriſtlichem Gemeinbewußtſein, wodurch dieſe Störung keinen geiſtigen Widerſtand findet, im Gegentheil ſich an der herrſchenden Selbſtſucht und geiſtigen Leerheit nährt und fortpflanzt. Eine ſolche Zeit iſt dann das durch die göttliche Gerechtigkeit vollzogene Bußgericht, in welcher der Trotz und das Pochen auf äußere Freiheit das innere Verderben noch gründlicher vollendet. Vielmehr ſoll dann die Sehnſucht und der Trieb nach frommem Glauben wiederum erwachen und durch das die Geſammtheit neu durchdringende göttliche Leben aus der Erhebung zu innerer Freiheit die äußere wahrhaft geſichert werden.

Der Chriſt aber, wenn er in ſolchen Zeiten, kraft des in ihm zeugenden Geiſtes der Wahrheit, menſchliche Gebote, die wider Gott ſtreiten, zu übertreten ſich genöthigt ſieht, muß ſeine äußere Exiſtenz der göttlichen Ordnung zum Opfer bringen, und ſich der Obrigkeit zur Verfügung ſtellen.

Karſten.

*549. Pflichten und Rechte gehören zuſammen, wie die obere und untere, die rechte und linke Seite.

*550. Je mehr Freiheiten, deſto weniger Freiheit.

551. Die Privilegien aller Art ſind das Grab der Freiheit und Gerechtigkeit; eine Ausnahme vom Geſetze iſt Ungerechtigkeit, oder das Geſetz iſt ſchlecht. Zeume.

552. Alte Rechte ſind darum ſo angenehm, weil ſie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge und Mächtige zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen ſich verbergen oder durchſchleichen kann. Göthe.

553. Die Freiheit wächst im Werthe, je mehr ſie fehlt.

*554. Von allem, was Feſſeln ſcheut, kann nichts weniger ſie vertragen, als der Gedanke des Menſchen. Gentz.

555. Die Preßfreiheit gehört in einen wohlumhegten Garten von blühenden Freiheiten; iſolirt gedeiht ſie nicht. Pahlmann.

556. Es iſt die Macht der Sprache, welche durch Unterricht ausgebildet jetzt ſo ſtark im Staatsbürger in die Außenwelt heraustritt, daß ſie ganz allein einen Mann, der nichts bedeutet, übermächtig machen kann. Ich kann durch mein Wort meinen Gedanken faſſen, und ihn dem Mitmenſchen überliefern, nicht die rohe Willensäußerung bloß, die auch wohl aus den Händen ſpräche, den feinſten Nerv des Beweiſes enthülle ich ihm, das leiſeſte Gefühl. Bloß durch mein Wort verwandle ich ſeine Geſtalt, Freude, Zorn, Beifall, Verzweiflung ruf' ich hervor, ein Wort vermag zu tödten. Ich kann mein ungeſprochenes Wort in Schrift verkörpern, und es übt tonlos auf tauſend Meilen dieſelbe Gewalt, unendlich viel weiter, als Schießpulver wirkt. Es

übt seine Macht ohne alle Beziehung auf den Vortheil, die Verbesserung der Lage des Angeredeten; „Was ist ihm Hekuba? was ist er ihr, daß er um sie soll weinen?" Aber welch ein Hebel auch zu Thaten, wenn Ort und Zeit und Interesse mit dem entflammenden Worte zusammentreffen? Haben Worte so große Macht zum Guten und zum Bösen, so folgt daraus, daß man durch ihren Mißbrauch freveln könne. Die Sittenlehre weiß davon viel zu sagen und das Strafgesetz. Dahlmann.

F. Der Fürstenspiegel.

*557. Was wol ein Solcher für Gedanken hat, der jeden Gedanken realisiren könnte? — Ein Fürst, dessen Geist das ganze Land erhalten soll? Er müßte verharren im Gebet sein Leben lang, der angewiesen ist, in tausend andern zu leben, zu handeln. Bettina.

*558. Ein Fürst begehre nichts gegen das Gesetz, und wolle nicht, was er kann, sondern nur, was er darf. Maximilian I an seinen Sohn Ludwig.

*559. Seinen Fürsten soll Niemand anders, als mit heiterer Stirne verlassen. Titus.

*560. Viele herrschen, weil sie nicht regieren können. Seume.

561. Frauen sollen nie regieren wollen; wer nicht schützen kann, soll auch nicht herrschen, und zum Herrschen gehört zunächst Charakterfestigkeit, die schon die Natur dem Geschlechte versagte, da sie es zum zarten Weinstock bestimmte, der sich um die stärkere Ulme schlingt. Königin Christina.

*562. Als Napoleon auftrat, jauchzten ihm die Völker entgegen, wie einem Gottgesandten; als er die Zeit verstand, wurde er von ihr getragen und die Loose der Welt waren in seine Hand gegeben; als aber der ungerathene Sohn der Revolution seine Mutter verläugnete; als er glaubte, die Geschichte habe ihn so hoch erhoben, damit er seine persönlichen Familieninteressen befriedige: da verläugnete ihn auch die Zeit, da verläugneten ihn die Völker, die er schonungslos zu Boden getreten, da verläugnete ihn die von Gott eingesetzte Gewalt, nach deren Gunst der Sohn der Revolution vergeblich gerungen hatte. Hegel.

*563. Menschenblut schreit zu Gott, und ein Eroberer hat keinen Ruhm. Claudius.

G. Der Absolutismus; seine Berechtigung und sein Unrecht.

*564. Auch der Absolutismus war etwas Wohlthätiges und Nothwendiges; er brachte den Völkern die Freiheit, indem er die besondern Gewalten und Berechtigungen niederschmetterte. Die Staaten, die diese Entwicklung nicht

durchgemacht haben, sind deßhalb in der Geschichte zurückgeblieben oder untergegangen. Der Staat mußte sich als organisirtes Ganzes ausbilden, und um dieß zu können, mußte er zuerst als Individuum auftreten, mußten alle besondern Gewalten sich in einer Person konzentriren. Hegel.

*565. Der Absolutismus war eine nothwendige Bildungsperiode im Staatsleben; denn durch ihn sind die Partikularitäten des Mittelalters bezwungen. Hegel.

*566. Wo Gewalt Recht hat, da hat Recht keine Gewalt.

*567. Das Laster prunkt, die Tugend wird verbannt.

568. Willkürliche Veränderungen, unbeschränkte Eingriffe der höchsten Gewalt sind sie nicht Vorboten, was Einer thun will, was Tausende nicht thun sollen? Er will sich allein frei machen, um jede seiner Begierden befriedigen, jeden seiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten, weisen Könige, ganz vertrauten, sagt er uns für seine Nachkommen gut, daß keiner ohne Rücksicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkür, wenn er uns seine Diener, seine Nächsten, sendet, die ohne Kenntnisse des Landes und seiner Bedürfnisse nach Belieben schalten und walten, keinen Widerstand finden, und sich von jeder Verantwortung frei wissen? Göthe.

*569. Es gibt noch Männer, die der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben. Jk. Grimm.

570. Auch die politische Taubheit und Lähmung muß wie die körperliche durch elektrische Schläge, oft durch wiederholte Schläge, von außen geheilt werden. G. Zimmermann.

H. Die Revolution.

571. Man darf die Ursache der großen geschichtlichen Umwälzungen nicht in etwas Zufälligem und Aeußerlichem suchen. Der Gang der Geschichte ist ein nothwendiger, der sich weder aufhalten noch lenken läßt, wenn auch die Art und Weise, wie die Gedanken sich durchsetzen, als etwas Zufälliges erscheint. Hegel.

572. Die Revolution war eigentlich nur eine Verwirklichung des Christenthums, die Hervorbildung des Menschen zum Bürger. Das Christenthum hob den Menschen als solchen hervor und gab ihm eine Bedeutung; aber die menschliche und bürgerliche Seite war noch getrennt und der Mensch noch nicht berechtigter Bürger. Hegel.

573. Die Revolution war eine weiter geführte Konsequenz der Reformation, die aber nicht wie diese eine Autorität anerkannte. Hegel.

574. Der revolutionäre Sinn, der auf Revolutionen wie auf öffentliche Lustbarkeiten Rechnung macht, die nicht allzu lange ausbleiben dürfen, ist von der Vaterlandsliebe viel weiter entfernt, als die träge Verehrung alles ländlich sittlich Hergebrachten es ist, über die er so vornehm sich zu erheben pflegt. Die Vaterlandsliebe schlägt ihre Wurzel in den Oertlichkeiten, welche sich um die Wiege des Menschen versammelten; sie bleibt vielleicht daran hangen, verschließt sich provinzialistisch gegen die Entwicklung von Volk und Staat in ihren großen Dimensionen, allein der beschränktere Sinn bewahrt den menschlichsten Neigungen, welche die vierundzwanzig Stunden jedes Tages zusammenhalten, seine Treue, bis vielleicht die Stunden der Noth ihn weiter hinauszublicken zwingen. Der revolutionäre Sinn hat seine flache Wurzel im Verstande, ist familienlos, heimatlos. Für ihn gelten nur die großen Ereignisse. Er möchte das Jahrhundert umgestalten, unbekümmert, ob die nächste Heimat mit ihrem Glücke und ihrer Sitte ein Opfer des Umschwungs wird. Zwar wird die Nachwelt dem angebildeten politischen Quietismus die Ehre nicht zollen, die er sich selbst verschwenderisch zumißt. Aber wer das Reich, dessen geborner König jeder ist, die Beherrschung seiner eigenen Seele, wohl verwaltet, und ein Bild des guten Staats in seiner Familie zeigt, der verbessert die öffentliche Sitte, welche die Trägerin aller freiheitlichen Einrichtungen ist, und bewahrt auch unter einer Despotie ein unverletzliches Gebiet der Freiheit. **Dahlmann.**

I. Die Republik.

*575. Eine Republik bedarf, daß jeder im Leben mäßig, arbeitsam, entschlossen, zu Allem aufgelegt und bereit sei, für das gemeine Wesen zu leben, oder zu sterben. **Joh. v. Müller.**

576. Die christliche Religion ist der Keim alles Demokratismus, die höchste Thatsache der Popularität. **Novalis.**

*577. Die Stiftung des Ordens vom eisernen Kreuze wird mit Jubel begrüßt; der alte Unterschied, wo man dem tapferen Grenadier eine bleierne Münze, und dem feigen Hofjunker einen goldenen Stern gab, hat aufgehört. Bei dem eisernen Kreuze wird nicht gefragt: wie viel Ahnen zählst du? sondern: hast du dich brav gehalten? Das ist ein Prinzip, aus welchem eine neue Gestaltung der ganzen bürgerlichen Ordnung hervorgehen kann. **Th. Körner.**

K. Die konstitutionelle Monarchie.

578. Dergestalt ergibt sich, daß Demokratie, Monarchie und Aristokratie, jede für sich genommen, keine gute Verfassung versprechen, vielmehr eine um

ſo ſchlechtere, je mehr jede ganz ungemiſcht ſie ſelber ſein will. Daneben zeigt indeß jede dieſer Verfaſſungen ihre eigenthümlichen Vorzüge. Die erſte ſucht das Wohl des Ganzen in der Theilnahme Aller an der Regierung; die zweite ſetzt die Einheit des Willens Allem voran, ohne die kein Staat ſtark und ſicher ſein kann, und keine Verfaſſungsform hat als Zwiſchenzuſtand öfter den Staat gefördert, als die geſteigerte monarchiſche Gewalt, vorausgeſetzt, daß ſie, wie im größten Theile von Europa, über Unterthanen, nicht über Knechte geführt wird; die dritte tritt in die Mitte zwiſchen beiden, indem ſie eine herrſchende Körperſchaft im Volke aufſtellt, welche mehr Einheit verſpricht, als die Herrſchaft des Volks, und minder Willkür, als die unumſchränkte Hand eines dazu zweifelhaft für die Herrſchaft ausgeſtatteten Einzelnen. Es ſcheint daher eine Verbindung einer und der andern Form, auch etwa von allen dreien, zur guten Verfaſſung führen zu können. Dieſe iſt nun auf mancherlei Weiſe möglich; nur ſteht gleich von Anfang her feſt, daß, ſobald die monarchiſche Gewalt mit aufgenommen iſt, dieſe auch in der erſten Linie der Macht zu ſtehen kommt, denn ſie kann nach keiner Seite hin ſich dienend verhalten. Dahlmann.

579. Der Entwicklungsgang der alten Verfaſſungen war: Untergang des National-Königthums durch den Adel, dann Untergang des Adels durch das Volk. Die Volksfreiheit bildete ſich durch Verwandlung der Vielartigkeit in eine Gleichartigkeit, welche den Staat auflöste. Wo das nicht ſo kam, da trat, wie in Sparta, ſtatt der Entwicklung, Erſtarrung ein. Der germaniſche Staat nimmt einen andern Weg. Aus dem ruhenden germaniſchen Volksgrunde treten Königthum und Adel, nicht bloß in endlich entſchiedener Geſtalt hervor, ſeit die Deutſchen Eroberer werden, ſondern die Ariſtokratie erkennt auch die Unentbehrlichkeit des Königthums. Die Lehnsverfaſſung iſt aus einem den Staat urſprünglich nicht angehenden Kriegsdienſt-Verhältniſſe der Gefolgſchaften, und, wenn es gelungen war, aus einem Acker-Sold auf Rückfall, zur Grundlage der Staatsverfaſſung des Mittelalters geworden. Sie machte Königthum und Ariſtokratie ſo nothwendig für einander, wie Feldherr und Kriegsheer es ſind: in ihr fanden Sieger und Beſiegte zuerſt ihren Frieden; die Verſammlung der Lehns-Großen, durch den Zutritt der hohen Geiſtlichkeit doppelt gewaltig, ſetzte ſich an die Stelle der wegen der Größe des Staats ohnehin nicht mehr möglichen Volksverſammlung, und als die Gemeinfreiheit endlich wieder zur Staatsgewalt durchbrach durch die ihr vom Lehne gezogenen Schranken, da begehrte ſie ſelber eine Volksverſammlung nicht mehr, ſondern trat aus Städten, deren Stolz das vom Alterthum geſchmähte Handwerk war, durch Abgeordnete heran: ja auch, als dem Bauer der Tag der Freiheit wieder leuchtete, ihm, der die ſchwerſte Laſt der Staatsbildung getragen, war er es wohl zufrieden, ſich dem Staate durch ein erwähltes Mitglied ſeiner Gemeinde darzuſtellen. Dahlmann.

*580. Ohne ein demokratiſches Element in der Verfaſſung, ohne Volksvertretung, ohne Freiheit der Rede und Preſſe iſt nirgends rechte Bildung möglich. Hofmeiſter.

L. Die Staatswirthſchaft. Handel. Reichthum. Abgaben.

*581. Der Handel ſoll, wenn auch nicht aus den edelſten Trieben, die Menſchen vereinigen, nicht trennen; dazu iſt das Weltmeer da, dazu gehen die Winde, dazu fließen die Ströme. Herder.

*582. Reichthum beſteht im Beſitz vieler Werthe, d. h. von mehr Werthen, als wir zur Befriedigung unſrer Lebensbedürfniſſe nöthig haben. Werthe ſind alle die Gegenſtände, deren Beſitz um irgend einer Brauchbarkeit willen geſucht wird, d. h. die mit Dingen, denen man einen gleichen Werth zuſchreibt, eingetauſcht werden können. Das bequemſte Tauſchmittel iſt das Geld. Der in Geld ausgeſprochene Werth eines Produktes iſt ſein Preis; Produziren heißt Werth erſchaffen, indem man Brauchbarkeit gibt oder erhöht. Morſtadt.

583. Je mehr Abgaben, je mehr Staatsbedürfniſſe, deſto vollkommner der Staat. Keine Abgabe ſoll ſein, die nicht ein Gewinn für den Einzelnen iſt. Wie viel mehr müßte ein Menſch außer dem Staate verwenden, um ſich Sicherheit, Recht, gute Wege u. ſ. w. zu verſchaffen! Nur wer nicht im Staate lebt, in dem Sinne, wie man in ſeiner Geliebten lebt, wird ſich über Abgaben beſchweren, denn ſie ſind der höchſte Vortheil. Novalis.

M. Die Lebensſchule der Völker. Krieg. Der deutſche Freiheitskrieg.

*584. Ich hatte das Glück, unglücklich zu ſein, darf zuweilen ein Volk ſo gut ſagen, als ein Menſch. Verunreinigte Völker gleichen Strömen, welche ihren Schlamm nur fallen laſſen, wenn ſie ſich zwiſchen aufhaltenden, eckigen Ufern durchkrümmen. Jean Paul.

*585. Staaten erziehen ſich entweder ſelbſt, oder werden von andern erzogen. Novalis.

*586. In der Lebensgeſchichte eines Volks iſt der heiligſte Augenblick der, wo es aus ſeiner Ohnmacht erwacht, aus dem Scheintode auflebt, ſich ſeiner zum erſten Male bewußt wird, an ſeine heiligen Urrechte denkt, und an die ewige Pflicht, ſie zu behaupten; endlich erkennt, daß es nur durch Selbſtmord ſeiner Volksthümlichkeit ſich unter andern Völkern verlieren kann. Jahn.

*587. Für die Unabhängigkeit ſeines Daſeins lebt und ſtirbt ein freies Volk. Joh. v. Müller.

*587. Zeigt den Krieg und ihr werdet Frieden haben, ſagte ſchon ein alter Römer; ob nicht der wehrhafte Mann am wenigſten des Wehrens bedarf?

K. v. Raumer.

*588. Es ſchont der Krieg auch nicht des Kindleins in der Wiege. Schiller.

589. Die Geſchichte weiß ſchon von vielen Kämpfen und Kriegen zu erzählen, aber von einem Kriege, wo Idealität und Realität, Philoſophie und Schwert in ſo inniger Verbindung und mit ſo klarem Selbſtbewußtſein ſich unter den Heerſchild der Freiheit geſtellt, geſchah noch nirgend Meldung. Fichte.

*590. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Bruſt die Todesweihe flammend zuckte. Der feierlich vorgeſagte, von Allen nachgeſprochene Königseid, auf die Schwerter der Offiziere geſchworen, und „Eine feſte Burg iſt unſer Gott", machten den Beſchluß der herrlichen Feierlichkeit, die zuletzt noch mit einem donnernden Lebehoch, welches die Krieger der deutſchen Freiheit riefen, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen, und helle Funken das Gotteshaus durchſprühten. — Es gleicht wohl nichts dem klaren, beſtimmten Gefühl der Freiheit, das dem Beſonnenen im Augenblick der Gefahr lächelnd entgegentritt. Kein Tod iſt ſo mild wie der unter den Kugeln der Feinde: denn was den Tod ſonſt verbittern mag, der Gedanke des Abſchiedes von dem, was einem das Liebſte, das Theuerſte, auf Erden war, das verliert ſeinen Wermuth in der ſchönen Ueberzeugung, daß die Heiligkeit des Unterganges jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde. Th. Körner.

*591. Die Truppen wußten ſchon lange, daß die Franzoſen nichts geben wollten, wenn ſie auch konnten. Lange hatten ſie geduldig gelitten: aber wenn die Ruſſen plünderten, ſo kamen die verſteckten Vorräthe zum Vorſchein, die bei den ewigen Hin- und Hermärſchen der franzöſiſchen Armee dienten, wenn man ſich mit Worten hinhalten ließ und hungerte. Es kam alſo zum Nehmen und aus Nehmen wird leicht Plündern, wovon bis dahin während des ganzen Krieges bei uns kein Beiſpiel geweſen war. Er ſchreibt, er habe ſchlafloſe Nächte vor Kummer gehabt. Auch ſo war freilich noch ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen den Preußen und den alliirten Truppen: denn allerdings hat Frankreich gräßliche Vergeltungen erlitten. Nach dem Siege bei Laon nahmen die Feldprediger den Text: Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele? redeten den Leuten zu, wieder ſo fromm und geduldig zu werden, wie ſie es bis vor Kurzem geweſen wären: wobei die braven Burſche bitterlich weinten und laut es gelobten. Darauf trat General York vor, vermahnte ſie für die Heiligkeit ihrer Zuſage, ſagte, er wiſſe wohl, was ſie litten und entbehrten, aber er liege auch nicht auf Roſen; wache und ſorge, wenn ſie ſchliefen; er habe ſie immer als Kinder geliebt: ſie wären ſo gute Kinder geweſen, ſie

*580. Ohne ein demokratisches Element in der Verfassung, ohne Volksvertretung, ohne Freiheit der Rede und Presse ist nirgends rechte Bildung möglich. Hofmeister.

L. Die Staatswirthschaft. Handel. Reichthum. Abgaben.

*581. Der Handel soll, wenn auch nicht aus den edelsten Trieben, die Menschen vereinigen, nicht trennen; dazu ist das Weltmeer da, dazu gehen die Winde, dazu fließen die Ströme. Herder.

*582. Reichthum besteht im Besitz vieler Werthe, d. h. von mehr Werthen, als wir zur Befriedigung unsrer Lebensbedürfnisse nöthig haben. Werthe sind alle die Gegenstände, deren Besitz um irgend einer Brauchbarkeit willen gesucht wird, d. h. die mit Dingen, denen man einen gleichen Werth zuschreibt, eingetauscht werden können. Das bequemste Tauschmittel ist das Geld. Der in Geld ausgesprochene Werth eines Produktes ist sein Preis; Produziren heißt Werth erschaffen, indem man Brauchbarkeit gibt oder erhöht. Morstadt.

583. Je mehr Abgaben, je mehr Staatsbedürfnisse, desto vollkommner der Staat. Keine Abgabe soll sein, die nicht ein Gewinn für den Einzelnen ist. Wie viel mehr müßte ein Mensch außer dem Staate verwenden, um sich Sicherheit, Recht, gute Wege u. s. w. zu verschaffen! Nur wer nicht im Staate lebt, in dem Sinne, wie man in seiner Geliebten lebt, wird sich über Abgaben beschweren, denn sie sind der höchste Vortheil. Novalis.

M. Die Lebensschule der Völker. Krieg. Der deutsche Freiheitskrieg.

*584. Ich hatte das Glück, unglücklich zu sein, darf zuweilen ein Volk so gut sagen, als ein Mensch. Verunreinigte Völker gleichen Strömen, welche ihren Schlamm nur fallen lassen, wenn sie sich zwischen aufhaltenden, eckigen Ufern durchkrümmen. Jean Paul.

*585. Staaten erziehen sich entweder selbst, oder werden von andern erzogen. Novalis.

*586. In der Lebensgeschichte eines Volks ist der heiligste Augenblick der, wo es aus seiner Ohnmacht erwacht, aus dem Scheintode auflebt, sich seiner zum ersten Male bewußt wird, an seine heiligen Urrechte denkt, und an die ewige Pflicht, sie zu behaupten; endlich erkennt, daß es nur durch Selbstmord seiner Volksthümlichkeit sich unter andern Völkern verlieren kann. Jahn.

*587. Für die Unabhängigkeit seines Daseins lebt und stirbt ein freies Volk. Joh. v. Müller.

*587. Zeigt den Krieg und ihr werdet Frieden haben, sagte schon ein alter Römer; ob nicht der wehrhafte Mann am wenigsten des Wehrens bedarf?

K. v. Raumer.

*588. Es schont der Krieg auch nicht des Kindleins in der Wiege. Schiller.

589. Die Geschichte weiß schon von vielen Kämpfen und Kriegen zu erzählen, aber von einem Kriege, wo Idealität und Realität, Philosophie und Schwert in so inniger Verbindung und mit so klarem Selbstbewußtsein sich unter den Heerschild der Freiheit gestellt, geschah noch nirgend Meldung. Fichte.

*590. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte. Der feierlich vorgesagte, von Allen nachgesprochene Königseid, auf die Schwerter der Offiziere geschworen, und „Eine feste Burg ist unser Gott", machten den Beschluß der herrlichen Feierlichkeit, die zuletzt noch mit einem donnernden Lebehoch, welches die Krieger der deutschen Freiheit riefen, gekrönt wurde, wobei alle Klingen aus der Scheide flogen, und helle Funken das Gotteshaus durchsprühten. — Es gleicht wohl nichts dem klaren, bestimmten Gefühl der Freiheit, das dem Besonnenen im Augenblick der Gefahr lächelnd entgegentritt. Kein Tod ist so mild wie der unter den Kugeln der Feinde: denn was den Tod sonst verbittern mag, der Gedanke des Abschiedes von dem, was einem das Liebste, das Theuerste, auf Erden war, das verliert seinen Wermuth in der schönen Ueberzeugung, daß die Heiligkeit des Unterganges jedes verwundete, befreundete Herz bald heilen werde. Th. Körner.

*591. Die Truppen wußten schon lange, daß die Franzosen nichts geben wollten, wenn sie auch konnten. Lange hatten sie geduldig gelitten: aber wenn die Russen plünderten, so kamen die versteckten Vorräthe zum Vorschein, die bei den ewigen Hin- und Hermärschen der französischen Armee dienten, wenn man sich mit Worten hinhalten ließ und hungerte. Es kam also zum Nehmen und aus Nehmen wird leicht Plündern, wovon bis dahin während des ganzen Krieges bei uns kein Beispiel gewesen war. Er schreibt, er habe schlaflose Nächte vor Kummer gehabt. Auch so war freilich noch ein himmelweiter Unterschied zwischen den Preußen und den alliirten Truppen: denn allerdings hat Frankreich gräßliche Vergeltungen erlitten. Nach dem Siege bei Laon nahmen die Feldprediger den Text: Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele? redeten den Leuten zu, wieder so fromm und geduldig zu werden, wie sie es bis vor Kurzem gewesen wären: wobei die braven Burschе bitterlich weinten und laut es gelobten. Darauf trat General York vor, vermahnte sie für die Heiligkeit ihrer Zusage, sagte, er wisse wohl, was sie litten und entbehrten, aber er liege auch nicht auf Rosen; wache und sorge, wenn sie schliefen; er habe sie immer als Kinder geliebt: sie wären so gute Kinder gewesen, sie

dem verborgenen und gleichsam geheimnißvollen Entwicklungsgange der Menschheit, von dem ich oben, im Gegensatz mit dem offenbaren, sichtbar durch Ursache und Wirkung verketteten, gesprochen habe. Es ist die ausgezeichnete, den Begriff menschlicher Intellektualität erweiternde Geisteseigenthümlichkeit, welche unerwartet und in dem Tiefsten ihrer Erscheinung unerklärbar hervortritt. Sie unterscheidet sich besonders dadurch, daß ihre Werke nicht bloß Grundlagen werden, auf die man fortbauen kann, sondern zugleich den wieder entzückenden Hauch in sich tragen, der sie erzeugt. Sie pflanzen Leben fort, weil sie aus vollem Leben hervorgehen. Wilh. v. Humboldt.

*602. Nicht für den Genius, sondern für die Mittelmäßigkeit ist die Kritik da. Der Genius ist eben eine unvorhergesehene Offenbarung. —x.

603. Warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten herein braust, und die staunende Seele erschüttert? — Da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen. Göthe.

*604. Große Eigenschaften haben auch große Laster, oder wenigstens große Fehler zu ihren Waffenträgern. Hippel.

*605. Humor ist gleichsam der Witz der Empfindung. Fr. v. Schlegel.

606. Wenn der Witz das spielende Anagramm der Natur ist; so ist die Phantasie das Hieroglyphen-Alphabet derselben, wovon sie mit wenigen Bildern ausgesprochen wird. Jean Paul.

3. Studium und Bildung.

*607. Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen, sich durch Natur und durch Instinkt allein zum Ungemeinen aufzuschwingen. Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht, der darf sich keinen Künstler nennen; hier hilft das Tappen nichts, eh' man was Gutes macht, muß man was erst recht sicher kennen. Göthe.

*608. Jeder Geist ist korinthisches Erz, aus Ruinen unbekannter Metalle unkenntlich geschmolzen. Jean Paul.

609. Gibt es nicht Geistermischlinge in Betreff der Zeiten, wie der Länder? Pope ist ein Quergäßchen zwischen London und Paris. Schiller ist, wenn nicht der Akkord, doch der Leitton zwischen brittischen und deutschen Poesien, und im Ganzen ein potentiirter, verklärter Young mit philosophischem und dramatischem Uebergewicht. Tieck ist ein schöner, barocker Blumenmischling der altdeutschen und neudeutschen Zeit, wiewohl mehr den genialen

Empfängern als Gebern verwandt. Wieland ist ein Orangenbaum französischer Blüthen und deutscher Früchte zugleich. Göthe's hoher Baum treibt die Wurzel in Deutschland, und senkt den Blüthenüberhang hinüber in's griechische Klima. Herder ist ein reicher, blumiger Isthmus zwischen Morgenland und Griechenland. Jean Paul.

III. Poesie.

A. Begriff; ihr Einfluß auf's Leben; Wahrheit und Affektation.

610. Wodurch bewegt der Dichter alle Herzen? Wodurch besiegt er jedes Element? Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt, und in sein Herz die Welt zurücke schlingt? Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt; wenn aller Wesen unbarmherz'ge Menge verdrießlich durcheinander klingt: wer theilt die fließend immer gleiche Reihe belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt? Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, wo es in herrlichen Akkorden schlägt? Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen? das Abendroth im ernsten Sinnen glühn? Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen auf der Geliebten Pfade hin? Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art? Wer sichert den Olymp, vereinet Götter? Des Menschen Kraft im Dichter offenbart! Göthe.

*611. „Was versteht Er eigentlich unter Poeten?" — Helle, reine Kieselsteine, an die der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen. Claudius.

*612. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt aufgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer sein, als daß es der reine, vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Schiller.

*613. Wie Singen zum Reden, so verhält sich Poesie zur Prosa. Jean Paul.

*614. Der Künstler ahmet nach.

615. Es macht viel aus, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen

gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweisen. Wer nur dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät. Göthe.

*616. Es ist des Dichters Ruhm, daß er den Helden die Unsterblichkeit sichere. Bettina.

*617. Die Poesie hat die Menschen auf einem freundlichen Weg zur Gesittung geführt, die wilden Leidenschaften gebändigt, hohe Ahnungen geweckt, edle Gefühle genährt und die ernsten Lehren der Weisheit und Tugend mit holder Stimme verkündet. Rotteck.

618. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. (?) Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine gold'ne Zeit, die nicht rastet, ein Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend! Der Dichter ist der Tröster der Menschheit. Börne.

*619. Die Schaubühne ist es, welche der großen Klasse von Thoren den Spiegel vorhält und die tausendfachen Formen derselben mit heilsamem Spotte beschämt. Schiller.

620. Es wird in diesen Jahren mit Empfindung und Rührung ein Unfug getrieben, daß sich ein ehrlicher Kerl fast schämen muß, gerührt zu sein. Ponamus, der da auf der Anhöhe im Morgendämmer bist du, und siehst hinaus ins Meer, und nun steigt die Sonne aus der Wüste hervor! Und das rührte dein Herz, und du könntest nicht umhin, auf das Angesicht niederzufallen: .... so falle hin mit oder ohne Thränen, und kehre dich an Niemand und schäme dich nicht; denn sie ist ein Wunderwerk des Höchsten, und ein Bild des Ewigen, vor dem du nicht tief genug niederfallen kannst. Bist du aber nicht gerührt, und mußt drücken, daß einige Thränen kommen, so spare die Kunstwasser, und lasse die Sonne ohne Thränen aufgehen. Claudius.

B. Die Poesie des Orients. Indien; Persien; Judäa.

621. Die alten Heldengedichte Indiens führen uns in wilde, unabsehliche Waldungen, Bergwälder, bewohnt von frommen Eremiten, Büßenden, und dabei durchwebt von Halbgöttern, Riesen, Vampyren, Menschenfressern und sinnbezaubernden Nymphen. Wir sind hier in eine warme, treibhausartige Atmosphäre versetzt, wo der Geist eine magische Gewalt über die Körperwelt ausübt, und wo die scharfen Umrisse aller Dinge in einem reizenden Nebel verschwimmen. Hier büßen sich Menschen zu göttlicher Würde hinauf, Götter steigen in Menschen- und Thiergestalten auf die Erde herab, das Leblose erscheint bald als lebendig, bald das Lebende als leblos; wir sind im

Lande der Wunder, wo aus dem Kleinſten das Größte wird und aus dem Größten das Kleinſte; wo der Geiſt mit ſeiner magiſchen Geſtalt Alles kann, und wo der Eremit durch Geiſtesſtärke und tapfere Kraft ſeiner Bußübungen ſelbſt neue Firmamente, neue Geſtirne, neue Himmel voll Götter hervorbringt. Hier erſcheinen daher alle Gegenſtände von der Weichheit des Wachſes oder des Holzes, ſie ſind unformbar in einander, wie die Organe der Pflanzen. Alles iſt feucht, warm, von einem gewiſſen dumpfen Schwaden durchdrungen, mild wie Honig, groß und ungeheuer. Alles, was hier geſchieht, ſieht aus, wie antediluvianiſches Ereigniß, indem in den Geſchichten der Urzeit auch tauſend Jahre für eine kleine Zeitperiode gelten, und ſich die Begebenheiten mit unendlicher Langſamkeit entwickeln, ſo daß wir oft, ehe etwas Großes zu Stande kommt (wie z. B. die Umſchmelzung des büßenden Kriegers Wiswamitra in einen Brahmanen, oder die Herabkunft der Göttin Ganga vom Himmel zur Sühnung der Aſche von 60,000 gefallenen Helden) — wir ſchon lange, an dem Ganzen verzweifelnd, die Hoffnung aufgegeben haben. In dieſer Welt erſcheint dann aber auch, mit Zuhülfnahme ſo ungeheurer Zeiten und ungeheurer, in den Bußübungen liegender Kräfte kein Ding unmöglich. Die Begebenheiten ſcheinen über Zeit und Raum hinauszugehen. Die Götterleiber (z. B. Wiſchnu, in deſſen Haaren ſich der Gangesſtrom bei ſeiner Herabkunft vom Himmel auf die Erde anfangs wie ein Tropfen verliert) ſind ſo groß, daß ſie die Phantaſie in ihrer Vorſtellung von des Raumes Unendlichkeit zu überflügeln ſuchen, und die Jahrtauſende ermüden gegen die Dauer des Lebens, welche Wiſchnu führt. Der Himmel ſelbſt aber mit ſeinen hunderterlei paradieſiſchen Geſtalten erſcheint uns, wie ein nebliger, leicht alle Formen aus ſich entwickelnder Stoff, worin Lebendiges und Lebloſes, Bewegliches und Unbewegliches in einander eingewickelt iſt, und ſich Götter und Eremiten, Schlangen und Affen, Berge und Bäume aufwachſend durcheinanderwinden, Kleines und Großes, Elemente, Leiber und Geiſter, Alles noch in Eins und ungetrennt. Und ſo wie der Indrahimmel uns ſchon eine magiſche, präformirte Erde darſtellt, ſo ſtellen umgekehrt auch wieder die zauberiſchen Wälder des Ramajan eine Art von irdiſchem Himmel dar, indem ſie durchwaltet ſind von tauſend geiſtigen Kräften, im Stande, alles Geſchaffene zu zerſtören und nie Erhörtes zu erſchaffen. Es ſind die Wälder der Wunder. Die Rakſcha's oder Rieſen, welche in ihnen hauſen, ſind Weſen von einer doppelſinnigen Exiſtenz; denn ſie exiſtiren als menſchenartige, betaſtbare Körper, und dennoch ſind ſie, wenn ſie wollen, unſichtbar und nicht mehr vorhanden. Dieſes haben ſie mit den Göttern gemein. Nur die Menſchen haben unverſchwindbare, an die Erde gefeſſelte Exiſtenz. Die Welt ſchließt ſie ein. Dennoch vermögen ſie es durch Bußübungen dahin zu bringen, daß ſie nicht mehr in der Welt ſind, ſondern die Welt in ihnen und an ihnen hängt. Die geiſtige Kraft hat in dieſer alten Urwelt das Eigene, daß ſie nicht in ihrem eigenen

Kreise abgeschlossen wirkt, sondern selbst die körperlichen Kräfte in's Ungeheure steigert. Die strenge Bußübung schlägt, sprühend mit tausend Blitzen und verderbend mit Millionen Geschossen, alle kriegerischen Waffen als unmächtige zu Boden. Aber die Tapferkeit des Büßers gilt auch für stärker, als kriegerische Tapferkeit, und fordert noch mehr Anstrengung und Standhalten. Die Heldenkraft gilt nach der religiösen für die zweite, für die dritte aber die Klugheit und List des Lebens. Fortlage.

622. Und so ist Persien, obschon es zuerst zwei Jahrtausende geschwiegen, am Ende doch seinen poetischen Tribut an die Menschheit nicht schuldig geblieben, sondern ist nach so langer tauber Stummheit zu einer lieblich tönenden Orgel geworden. Dieß Land gleicht einem schlanken Palmbaum, welcher seine Blätter, Blüten und Früchte über einen zweig- und blätterlosen Stamm erst in schwindelnder Höhe trägt. Fortlage.

*623. Der Sternenhimmel in seiner Sabbatstille spannt sich urklar über die ganze Ausdehnung des alten Testamentes. Fortlage.

*624. Die hebräische Poesie ist die stärkste in ihrer Wirkung: wo ihre Töne erschallen, erbleichen die Töne der andern Poesien gleich den Tönen der Flöte und Cither vor der Posaune. Dieses Laute, Uebertönende ist charakteristisch in den meisten poetischen Stücken des alten Testaments, und es wurde später in das eherne Organ der römischen Sprache übersetzt, zu dem schmetternden und majestätischen Posaunenlaut, womit das Christenthum Europa übertönte. Fortlage.

*625. Das hebräische Gemüth ist der stille, noch unentwickelte Abgrund des Göttlichen im Menschen; es ist nicht der Ozean, über den die Winde hinstreichen, und in den alle Flüsse zusammenrauschen, sondern jene unterste lebendige Tiefe und Quelle, die nur in einem leisen, keinem sterblichen Ohr vernehmbaren Strömen begriffen ist. Daher der einfache, stets wiederkehrende Parallelismus, gleichsam das unüberkleidete und ungeschminkte Herz der Dichtung mit seinen gleichmäßigen Pulsschlägen. Gügler.

626. Am tiefsten und seelenvollsten tönt die Klage und das Seufzen der gedrückten Seele da, wo sie, von äußerm Kampf und innerm Ringen ermattet, in eine weiche und elegische Stimmung zurücksinkt, und sich gleichsam mit Thränen und Küssen wie ein getreues Kind dem starken und milden Jehovah in die Arme wirft, zu ihm flüchtet, wie ein Schäflein zu seinem Hirten, wie ein eingeschüchtertes Reh zu seinem Beschützer (Psalm 23). Obgleich es seinen Dränger auf der Ferse fühlt, obgleich schon Todesschauer durch seine Glieder gehen, obgleich seine Knie es nicht weiter tragen, spricht es doch: ich fürchte mich nicht, Jehovah ist mein Hirt, und wird mich nicht verlassen, er wird mich auf grüner Aue weiden, und zu frischem Wasser führen, er wird

Lande der Wunder, wo aus dem Kleinſten das Größte wird und aus dem Größten das Kleinſte; wo der Geiſt mit ſeiner magiſchen Geſtalt Alles kann, und wo der Eremit durch Geiſtesſtärke und tapfere Kraft ſeiner Bußübungen ſelbſt neue Firmamente, neue Geſtirne, neue Himmel voll Götter hervorbringt. Hier erſcheinen daher alle Gegenſtände von der Weichheit des Wachſes oder des Holzes, ſie ſind unformbar in einander, wie die Organe der Pflanzen. Alles iſt feucht, warm, von einem gewiſſen dumpfen Schwaden durchdrungen, mild wie Honig, groß und ungeheuer. Alles, was hier geſchieht, ſieht aus, wie antediluvianiſches Ereigniß, indem in den Geſchichten der Urzeit auch tauſend Jahre für eine kleine Zeitperiode gelten, und ſich die Begebenheiten mit unendlicher Langſamkeit entwickeln, ſo daß wir oft, ehe etwas Großes zu Stande kommt (wie z. B. die Umſchmelzung des büßenden Kriegers Wiswamitra in einen Brahmanen, oder die Herabkunft der Göttin Ganga vom Himmel zur Sühnung der Aſche von 60,000 gefallenen Helden) — wir ſchon lange, an dem Ganzen verzweifelnd, die Hoffnung aufgegeben haben. In dieſer Welt erſcheint dann aber auch, mit Zuhülfnahme ſo ungeheurer Zeiten und ungeheurer, in den Bußübungen liegender Kräfte kein Ding unmöglich. Die Begebenheiten ſcheinen über Zeit und Raum hinauszugehen. Die Götterleiber (z. B. Wiſchnu, in deſſen Haaren ſich der Gangesſtrom bei ſeiner Herabkunft vom Himmel auf die Erde anfangs wie ein Tropfen verliert) ſind ſo groß, daß ſie die Phantaſie in ihrer Vorſtellung von des Raumes Unendlichkeit zu überflügeln ſuchen, und die Jahrtauſende ermüden gegen die Dauer des Lebens, welche Wiſchnu führt. Der Himmel ſelbſt aber mit ſeinen hunderterlei paradieſiſchen Geſtalten erſcheint uns, wie ein nebliger, leicht alle Formen aus ſich entwickelnder Stoff, worin Lebendiges und Lebloſes, Bewegliches und Unbewegliches in einander eingewickelt iſt, und ſich Götter und Eremiten, Schlangen und Affen, Berge und Bäume aufwachſend durcheinanderwinden, Kleines und Großes, Elemente, Leiber und Geiſter, Alles noch in Eins und ungetrennt. Und ſo wie der Indrahimmel uns ſchon eine magiſche, präformirte Erde darſtellt, ſo ſtellen umgekehrt auch wieder die zauberiſchen Wälder des Ramajan eine Art von irdiſchem Himmel dar, indem ſie durchwaltet ſind von tauſend geiſtigen Kräften, im Stande, alles Geſchaffene zu zerſtören und nie Erhörtes zu erſchaffen. Es ſind die Wälder der Wunder. Die Rakſcha's oder Rieſen, welche in ihnen hauſen, ſind Weſen von einer doppelſinnigen Exiſtenz; denn ſie exiſtiren als menſchenartige, betaſtbare Körper, und dennoch ſind ſie, wenn ſie wollen, unſichtbar und nicht mehr vorhanden. Dieſes haben ſie mit den Göttern gemein. Nur die Menſchen haben unverſchwindbare, an die Erde gefeſſelte Exiſtenz. Die Welt ſchließt ſie ein. Dennoch vermögen ſie es durch Bußübungen dahin zu bringen, daß ſie nicht mehr in der Welt ſind, ſondern die Welt in ihnen und an ihnen hängt. Die geiſtige Kraft hat in dieſer alten Urwelt das Eigene, daß ſie nicht in ihrem eigenen

C. Klaſſiſche Poeſie. Homer, Aeſchylos, Sophokles, Pindar, Anakreon, Horaz.

629. Wir treten dann aus dem alten mehr oder minder phantaſtiſchen Orient über nach Griechenland, in ein ganz anderes Element. Der wunderbar wohlthätige und gegen den Orient abſtechende Eindruck, den wir hier empfangen, iſt der einer friſchen und angenehmen Kühle. Die Bilder des Meeres ſpielen beim älteſten griechiſchen Dichter Homer eine Hauptrolle, die Poeſie umſpielt uns wie ein erquickender Seewind. Hier iſt zuerſt Poeſie des maßvollen, ſelbſtbewußten, ſich ſeinen Gegenſtand in objektiver Ferne haltenden Gedankens. Hier herrſcht hervorragender Sinn für plaſtiſche Schönheit, durch gymnaſtiſche Spiele und ein großes heroiſches Leben. Hier iſt die Schönheit ein Aether, welcher nicht entflammt, ſondern wilde Gluthen abkühlt, und keine Geſtalt duldet, welche nicht im Quell dieſer Erfriſchung gebadet iſt, gleich ihren von naſſen Gewändern umfloſſenen Statuen. Lieblingsthemata dieſer Poeſie ſind die hiſtoriſchen, das Walten des Fatums und der Nemeſis in der Geſchichte, das Heldenthum der Freundſchaft und Treue, die Charaktergröße und Selbſtbeherrſchung, welche das Unvermeidliche groß und edel trägt. Auch hier gab das Land als ein Tempe der Grazie, und das Leben als eine ſtets eröffnete Rennbahn harmoniſcher Schönheit die Bilder her, welche ſolchem hohen Ideal als Organe dienen konnten. Ringsumfloſſen von der ätheriſchen Meeresflut, welche in vielen Buchten und Buſen ſich ſchmeichleriſch in das Land ſtiehlt, bietet es auch im Innern angenehme Thäler, durchſchlängelt von kühlenden Gewäſſern. Dorten ragen heitere Bergkuppen empor, die Gipfel des Olymps und Parnaß ſchimmern im ſteten Lichtglanz. Es iſt das roßprangende Land, geſchmückt mit der Eiche des Zeus und dem Oelbaum der Athene, geſchmückt mit ſchwellenden, unbetretenen Götterhainen voll Lorbeern, Epheu, Safran und Narciſſen.

Fortlage.

*630. Homer iſt nirgends größer als auf dem Meere. Da dehnen ſich ſeine herkuliſchen Hexameter in's Unendliche hin, und wir fühlen uns mitgeſchaukelt auf den Wellen des kühlen, lachenden Elements. Dieß iſt der Reiz ſeiner Odyſſee, des Märchens von den Irrfahrten des Odyſſeus nach der Zerſtörung Troja's im mittelländiſchen Meere. Fortlage.

*631. Die Hexameter der Ilias gehen einen geharniſchten Gang und bewegen uns dabei doch mit der Süße einer milden Menſchlichkeit, einer tiefen Herzensklage, ſo wie oft in einer kriegeriſch geſpannten Seele ſtatt der Wildheit eine elegiſche und humane Stimmung des Herzens, eine Sanftheit von höherer und edlerer Natur wohnt. Homer iſt von alten Philoſophen darüber getadelt worden, daß er in ſo elegiſchen Tönen vom Kriege ſingt, als ob er dadurch verweichliche und die Gemüther vom Grundelement des griechiſchen

Lebens, vom Kriege, abziehe. Die Schönheit des Homerischen Epos besteht eben aber darin, daß seine Helden keine Gladiatoren sind, welche fallen ohne eine Miene zu verziehen, sondern herzvolle Menschen. Sie sind auch nicht tapfer aus Entschluß, aus Vorsatz, sondern aus dem Instinkt ihres Lebens, welches sich nur seiner eigenen Schönheit und Grazie zu überlassen braucht, um eine herrliche Ilias, ein Olymp himmlischer Gestalten auf Erden zu sein.

Fortlage.

632. Ueber das Ganze aber wölbt sich ein reiner Himmel; es schimmert über allen Gegenständen ein durchsichtiges und verklärendes Licht, und ein reiner Aether, wie Frühlingshauch und Hyazinthenduft, zieht unvermerkt in unsere Seele ein. Alles ordnet sich in unübersehbare Gruppen, und es ist ein instinktartiger Verstand ohne künstliche Berechnung, welcher diese Poesie durchherrscht. So wie Apoll vom Gipfel des Olymps herunter schreitet, stolz, und an seiner Schulter erklingt der Köcher mit glänzenden Pfeilen, so schreitet diese Poesie in gemessenem, stolzem Gange ihrer Worte einher. Wir befinden uns in steter Götterversammlung unter göttlichen Menschen und menschlichen Göttern. Und so wie die Griechen ihre Musen die Veilchenlockigen nannten, so werden wir auch vom Gange derselben, wie von Veilchen und Narzissen angeathmet und ein erquickender Morgenhauch badet unsere Seele in ätherischer Reinheit. Strenggemessene Verse im rauschenden Rhythmus umtanzen uns wie das Spiel munterer Harfen, und nach ihrem Takt schweben die silbernen Gestalten vor unsern Augen dahin in vollendeter Schönheit. Eine Scene nach der andern entwickelt sich mit langsamer Behendigkeit, und die gordischen Knoten des Weltschicksals scheinen sich hier unter spielender Hand zu lösen.

Fortlage.

633. Aeschylus, welcher in zu großer Bescheidenheit seine Tragödien Ueberbleibsel von den göttlichen Mahlzeiten Homers nannte, ragt hervor durch Kühnheit und schroffe Größe, durch Schreckenseindrücke, die wie schmetternde Blitze vom Himmel fahren, durch eine Höhe des Affekts, welcher kaum überstiegen werden kann, und welche gewöhnlich von Anfang bis zu Ende der Handlung ohne Abwechslung fortdauert. Hier tritt die Gemüthsspannung, die kriegerische Haltung, welche dem plastischen Kunstideal eigen ist, in herber, schneidender Form auf.

Fortlage.

634. König Oedipus des Sophokles. Also, wenn man das Ganze in Eins zusammenfassen will, welch ein Kunstwerk: die Verschlungenheit ähnelt der des Schicksals selbst, und der Dichter hat es mit nie nachahmlicher Kunst verstanden, den Zuschauer selbst auf den Standpunkt des Schicksals, wo ihm von Anfang herein alles klar ist, zu stellen. Und mit welch tiefen Schmerz, mit welchem innigen Mitgefühl ist dieß geschehen: ein Abgrund des Elends,

des Scheußlichen und Unsäglichen in der Sache, aber im Zuschauer eine Verklärung des Gefühls und der lautere Genuß einer Seligkeit der Kunst.

Gruppe.

*635. Im reinsten Lichtschimmer glänzt die tragische Poesie bei Sophokles. Geht der Vorhang zu seinem König Oedipus auf, so treten wir wie in ein Reich marmorner Architektur im hellen Sonnenstral. Aber eine dumpfe Sommerschwüle ist darüber hingelagert. Die Lüfte sind durchwoben von dem beklemmenden Hauche der in Theben wüthenden Pest, und vor den breiten Stufen des Palastes lagert sich eine auserwählte Schaar Greise aus dem Volk, in den Händen Zweige, wie die Hülfeflehenden tragend, damit der König Mittel der Abwehr ergreife gegen das Uebel, ob vielleicht ein unheiliger Gegenstand, dessen Gegenwart den Zorn der Götter herabrufe, aus der Stadt zu entfernen sei. Denn auf allen Altären flammen Opfer vergebens, und nichts fruchten die Hymnen und Päane, von denen die Stadt eben so voll ist, als von Wehklagen und Sterbeseufzern. Da tritt mitleidig und besorgt der König Oedipus selbst aus dem Palast, und beruhigt das Volk. Er hat alle Mittel zur Abwehr der Krankheit, die ihm zu Gebote stehen, angewandt. Er hat nach Delphi zum Orakel des Apollo geschickt, um die Ursache des Verderbens zu erfahren. Er weiß es nicht, und Niemand ahnet es, daß er selbst das Miasma ist, das die Pfeile der Krankheit erregt. Er selbst ist die Pest, sich selbst muß er vertilgen, wenn er die Stadt retten will. Denn die Ehe mit seiner Mutter Jokaste, die Gräuelvermählung, ist die schwüle Pestwolke, welche über Theben lastet. Von dem Orte aus, zu welchem man sich als zur letzten Zuflucht wendet, fließt das Verderben aus auf die Stadt. Der Bote kömmt an aus Delphi mit der Botschaft, daß die Pest nicht eher weichen würde, bis man den Mörder des Lajos aus der Stadt entferne. Oedipus gebietet nun, daß derselbe nach allen nur möglichen Spuren aufgesucht werde, daß denselben, sei er aufgefunden, als das vom Orakel bezeichnete Scheusal Niemand unter seinem Dache beherbergen solle, damit er, nirgends Schutz und Obdach findend, schnell als ein vogelfreies Wild über die Gränze weiche. Dieß ist die Haltung der Personen in der ersten Scene. Wir zittern bei dieser Haltung, bei dieser Spannung. Jedes da hineingeworfene Wort ist wie eine angeschlagene Saite, die uns bis ins Innerste vibrirt. Die Haltung, der Augenschein, das Auftreten der Figuren, so ruhig, so feierlich, so harmonisch, das Innere, das Verdeckte, das nicht mit Augen Gesehene, das Verschwiegene, so gespannt, so verwundend, so peinlich, so herzschneidend, unendliche Klagen weckend. Eine Spiegelfläche des Wassers, aber innerlich in kaum merkbaren Bewegungen aufschauernd. Eine gespannte scheinbar ruhe[illegible] Saite, aber innerlich in durchgehender Erzitterung tönend. Die Statue d[illegible]temnon, ein ruhender Stein, aber aus seinem Innern hervor ringt sich ein wunderbarer Klageton. Und wenn Aeschylus ist wie ein Todesbote,

wie ein furchtbarer Herold des Schickſals, ſo iſt Sophokles wie die leiſe abpflückende Hand dieſes Schickſals ſelbſt, welches mit ſtiller und ſchonender Auswahl aus dem Lebensbaume die Blätter ausbricht, die ihm verfallen ſind. Die tiefverſchloſſenen Schmerzen dieſer Tragödie fangen dann an ſich allmählich loszuwickeln. Der Wahrſager Tireſias, welcher in die Tiefen der Begebenheiten ſchaut, wird von Oedipus gerufen, und nachdem er lange wehklagend über das Geheimniß, welches er weiß, geſchwiegen, entdeckt er es ihm endlich, da er zum Zorn gereizt wird. Nun kommt Oedipus auf den Gedanken, Tireſias rede aus Zorn und im Zorn alſo, oder ſei wohl gar von ſeinem Schwager Kreon beſtochen, um Oedipus durch eine abgekartete Prieſtergaukelei vom Thron zu ſtürzen. Zwar macht ihn der in ſeiner Jugend erhaltene Orakelſpruch, er werde ſeinen Vater tödten und ſeine Mutter zum Weibe nehmen, unruhig. Aber er hat ja längſt die ſicherſten Vorſichtsmaßregeln dagegen genommen, indem er aus dem Hauſe deſſen entwichen, der ſich für ſeinen Vater bekannte, des Königs Polybos von Korinth. Nun kommt noch dazu ein Bote aus Korinth, um zu melden, daß König Polybos geſtorben ſei, und folglich dem Oedipus Korinths Herrſchaft zufalle. Die Hälfte des Orakelſpruchs iſt alſo unmöglich geworden. Er kann den aus Altersſchwäche geſtorbenen Vater nun nicht mehr tödten, und fängt an, unterſtützt durch das Zureden der Jokaſte, über das Schickſal zu triumphiren, ſich ſpottend über die heimlichen Mächte der Unterwelt hinwegzuſetzen. Dieß iſt der jähe Fels des Uebermuths, welchen er erklimmt, um von da in einen troſtloſen Abgrund hinabzuſtürzen. Denn durch eben dieſen korinthiſchen Boten, welcher der Hirt war, der den ausgeſetzten Oedipus vom Hirten des Lajos empfing auf dem Berge Kithäron, und ihn zum Polybos brachte, der ihn dann an Kindes Statt annahm, wird aller Zuſammenhang in ſeiner Wahrheit klar, gleich einer von Blitzen taghell aufgelichteten Nacht. Jokaſte wählt den Tod durch einen Strick. Oedipus raubt ſich das Licht der Augen, und wird durch Kreon, welchen er eben im Begriff ſtand aus dem Lande zu treiben, aus dem Lande getrieben. Sich enthaltend alles Urtheils, und nur ſchauernd im Angeſichte des Spiels unterirdiſcher Mächte, ſchließt der Chor. Fortlage.

636. Pindar erregt den Eindruck eines Fluges durch die Luft. Wie ein Adler überſchwebt er die Länder der Erde und überſchaut Städte und Meere und die Thaten der Menſchen mit vornehmem Blick. Seine Lyrik fußt nicht auf der Kraft der Empfindung, ſondern des Gedankens. Aber die jähe Höhe eines ſchwindelnden Bewußtſeins, welche zuweilen die betäubende Wirkung ſtarker Gedanken iſt und auch bei Plato als ſolche oft ähnlich hervortritt, dieſe herrſcht bei Pindar. Gleich Platon beſeelt auch ihn eine ſchroffe Würde und daraus hervorgehende Kälte. Fortlage.

637. Der entgegengeſetzte Pol der griechiſchen Lyrik iſt bei Anakreon,

welcher uns in grüne Lauben führt, unter Weinlaub und Ranken, und in den Lauben ſitzen wir mit dem ſchneeharigen Greis, deſſen Liebe und Lebensluſt nie altert, als ſorgenvergeſſene Zecher. Hier iſt alles voll zarten, anlockenden Reizes, zwar nicht das Lachen einer chineſiſchen Heitre, und eben ſo wenig die durchſchauernde Sanftheit, womit uns Indiens Erotiker berühren, aber eine deſto friſcher athmende Natur und ein deſto keckerer Schwung lieblicher Neckerei. Fortlage.

638. Der Römer Streben war, es den Griechen in jeder Hinſicht gleich zu thun. So erwarben ſie ſich denn ſtatt des Plato und Demoſthenes einen Cicero, ſtatt des Homer einen Virgil und Lukan, ſtatt des Pindar und Alcäus einen Horaz, ſtatt des Heſiod und Empedokles einen Lukrez, ſtatt des Sophokles einen Seneca, ſtatt des Menander einen Plautus und Terenz und ſtatt des Ariſtophanes mit ſeiner gratiöſen Tollheit und ungezogenen Moral einen ſcharf einhauenden Juvenal und Perſius. So iſt die römiſche Poeſie eben ſo ſehr ein nachgeblüheter Zweig der griechiſchen zu nennen, als die alexandriniſche. Fortlage.

639. (Horaz.) Man ſiehet einen edeln Menſchen, der aber aus Neigung und Reflexion ſich eine unglückliche Zeit behaglich zu machen ſucht und ſich einer ſchlechten Philoſophie ergeben hat, die ihn nicht hinderte, edel zu bleiben, aber zu einer niedrigen Anſicht herabſtimmt. — Schlechtigkeit erweckt in ihm Mißbehagen, und reizt ihn, nicht zum Zorn, ſondern zur leichten Züchtigung: der Sinn für Tugend, welcher zur Verfolgung des Laſters hinreißt, erſcheint gar nicht in ihm, den wir nicht nur in Tacitus, auch in Juvenal ſehen. B. Niebuhr.

640. Aus allen Weltgegenden ſammelt er (Horaz) ſich ſeine Anſchauungen als koſtbare Steine und ſetzt ſie zuſammen zu Moſaikgemälden von wunderbarem Glanz, in dem die klarſten Tinten der Nacht und des Elfenbeins neben Silbergrund und durchſichtiger Rubinröthe ſchimmern. Horaz hat dabei nicht Ovids Frivolität, ſondern er ehrt und preiſet die Tugenden des alten Römerſinns, jedoch mit dem ſceptiſchen Anflug einer Seele, welche der alten Zeit ſelbſt auch nicht mehr angehört. Sie ſcheint nach einer neuen probehaltigen Idee zu forſchen, ohne derſelben recht habhaft werden zu können. Sie ſchließt Verträge mit der ſtrengen Moral des Zeno, mit der laxen des Ariſtipp, mit Epikurs frohſinniger Genügſamkeit. Sie ſchwebt zwiſchen einer Größe, die feſt und gewiß in der Erfahrung beſteht, aber ſich ausgelebt hat, und zwiſchen einer Größe, welche werden könnte, aber noch nicht iſt. Einer Seele, welche ſceptiſch und ahnungsvoll ſo in der Mitte zwiſchen zwei Epochen ſch[illegible], fliegen aus Vergangenheit und Zukunft oft ſeltne wunderbare [illegible], über die eine im Licht des neuen Prinzips großgewach-

sene Nachwelt staunt, weil sie hier ihr eigenes Gefühl, ihre eigene nun ausgebildete Empfindungsweise oft auf unverhoffte Art prophezeit findet. In der Hervorbringung solcher Eindrücke hat Horaz einige Aehnlichkeit mit Plato. In seinen Episteln und Satyren aber dient die griechische Form bloß als ein beliebiges Gefäß für den Inhalt seiner Neckereien, und dieser Inhalt zerstört fast den Vers, welcher ohne Klang und Fülle, ohne Tanz und Schwebe, auf nichts seine Existenz gründet, als auf seine kunstgemäße Korrektheit. *Fortlage.*

*641. Wie der Reim mehr gleich dem Farbenspiel der modernen Malerei einen geheimen Zauber über das Gemüth ausübt, so liegt hingegen eine ganz eigenthümliche heitere Anmuth und plastische Vollendung in dem nach den klaren Zeitverhältnissen der Länge und Kürze sich bewegenden Rhythmus der antiken Poesie.

D. Die christliche Zeit.

1. Die romantische Poesie.

642. Bei den Griechen war die menschliche Natur selbstgenügsam, sie ahnete keinen Mangel und strebte nach keiner andern Vollkommenheit, als die sie wirklich durch ihre eignen Kräfte erreichen konnte. Eine höhere Weisheit lehrt uns, die Menschheit habe durch eine große Verirrung die ihr ursprünglich bestimmte Stelle eingebüßt, und die ganze Bestimmung ihres irdischen Daseins sei, dahin zurückzustreben, welches sie jedoch, sich selbst überlassen, nicht vermöge. Jene sinnliche Religion wollte nur äußere vergängliche Segnungen erwerben; die Unsterblichkeit, insofern sie geglaubt wurde, stand in dunkler Ferne, wie ein Schatten, wie ein abgeschwächter Traum dieses schwachen hellen Lebenstages. In der christlichen Ansicht hat sich alles umgekehrt; die Anschauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet; das Leben ist zur Schattenwelt und zur Nacht geworden, und erst jenseits geht der ewige Tag des wesentlichen Daseins auf. Eine solche Religion muß die Ahnung, die in allen gefühlvollen Herzen schlummert, zum deutlichen Bewußtsein wecken, daß wir nach einer hier unerreichbaren Glückseligkeit trachten, daß kein äußerer Gegenstand jemals unsre Seele ganz wird erfüllen können, und daß aller Genuß eine flüchtige Täuschung ist. Und wenn nun die Seele gleichsam unter den Trauerweiden der Verbannung ruht, ihr Verlangen nach der fremd gewordenen Heimat ausathmet, was anders kann der Grundton ihrer Leiden sein als Schwermuth? So ist es denn auch: die Poesie der Alten war die des Besitzes, die unsrige ist die der Sehnsucht; jene steht fest auf dem Boden der Gegenwart, diese wiegt sich zwischen Erinnerung und Ahndung. *A. W. v. Schlegel.*

643. Der erweiterte Raum und die gedehnte Zeit sind die Quelle der unbestimmteren Vorstellungen des Menschen von den Dingen; jede Ferne hat

für uns Wunder; Wunderbares zu vergrößern iſt aber unſere Phantaſie immer am geſchäftigſten; rechnen wir gar die dunkeln Regionen des menſchlichen Gemüthes, das mit der neuen Zeit durch das Chriſtenthum und den beſchaulichen Hang der Deutſchen anfing eröffnet zu werden, hinzu, und ziehen wir die jenſeitige Welt herein, in deren Geſtaltung die Chriſten freien Spielraum hatten, ſo haben wir alle Elemente des Romantiſchen beiſammen, das alſo wie Jedes und Alles, was der neuern Zeit ihre Eigenthümlichkeit gab, ſeinen allgemeinſten Urſprung in der Erweiterung des Geſichtskreiſes hat, und in unſerm Bemühen uns deſſelben mit der Phantaſie zu bemächtigen, da wir es mit den Sinnen noch nicht können, ſo daß alſo ſogleich das Subjektive ungetrennt mit dem Romantiſchen hereintritt.

Gervinus.

2. Deutſche Poeſie.

a. Das Kirchenlied, das katholiſche, das proteſtantiſche. Deutſchlands Liederſchatz.

*644. Das chriſtliche Kirchenlied in ſeiner ächten Geſtalt iſt der dichteriſche Lapidarſtyl des heiligen Geiſtes, durch welchen die Gemeinde mit Gott redet, und er mit ihr. Das ſchönſte Vorbild hiezu gibt die Bibel, dieſer Schatz heiliger Körner, aus deren jeglichem lauter Leben und Ernten himmliſcher Freude ſproſſen. Knapp.

*645. Jene heiligen Hymnen und Pſalmen, die Jahrtauſende alt, und bei jeder Wirkung noch neu und jung ſind, welche Wohlthäter der leidenden Menſchheit ſind ſie geweſen! Sie gingen mit dem Einſamen in ſeine Zelle, mit dem Gedrückten in ſeine Kammer, in ſeine Noth, in ſein Grab: da er ſie ſang, vergaß er ſeiner Mühen und ſeines Kummers: der erdermattete traurige Geiſt bekam Schwingen in eine andere Welt, zur Himmelsfreude. Er kehrte ſtärker zurück auf die Erde, fuhr fort, litt, duldete, wirkte im Stillen und überwand. Herder.

646. In der Lyrik der chriſtlichen Kirche hat ſich dieſer bebende und überſchwengliche Pſalmenton in griechiſche und römiſche gemeſſene Formen geſpannt, durch welche man zwar den ungeheuren Grundton der Pſalmenharfe noch durchhört, wobei ſich aber, durch die feierliche Majeſtät der plaſtiſchen Ruhe gebändigt, das erzitternde Gefühl oft in einen ſcharfſinnigen und erſchütternden Gedanken verwandelt. Denn die Form des alten griechiſchen Geſanges, in den Intonationen der griechiſchen Kirche, in den Gregorianiſchen Singweiſen, iſt ein ſanftes, langes Hinziehen der Töne, die Form einer unendlichen Beruhigung des Geiſtes. Aber im Abgrunde dieſer Ruhe zucken die Flammen einer tiefen Zerknirſchung, eines zermalmten Herzens, eines

mit sich selbst im heißen Kampfe liegenden Gefühls: denn was werd' ich Sünder sagen, und wen anzurufen wagen, dort wo selbst Gerechte zagen!

Fortlage.

647. Ein ganz anderer Geist bricht an im römischen Kirchengesange nach dem zehnten Jahrhundert, da die Kirche schon ihres Sieges gewiß ist, die größten Triumphe gefeiert hat, und mit unendlichem göttlichem Stolz auf ihre Thaten herabblickt. Die wunderbare Passionsblume des Kreuzes entfaltet nun ungescheut alle ihre Blätter dem Sonnenlicht und schaut uns an mit ihrem unheimlichen bezaubernden Blick. Aus dem schreckensvollen Requiem grollen uns die Donner der Apokalypse entgegen. Man weiß den Verfasser davon nicht, die Tradition irrt zwischen vielen Namen. Fortlage.

*648. Das deutsch-protestantische Kirchenlied aber hat den Triumphton des Katholizismus wieder fahren lassen, und sich dafür nach zwei neuen Richtungen hin ausgebildet, deren eine in Gellert, die andere in Novalis ihren vollkommensten Repräsentanten hat. Fortlage.

649. Deutschland ist das christliche Griechenland. Wie dieses früherhin der Mittelpunkt klassischer Kultur war, so ist jenes der Mittelpunkt christlicher Bildung unter den Völkern. Das rege, und bei manchen Mißgriffen der gelehrten Welt doch frisch fortgehende innere Leben der Gläubigen zeigt uns, im Verein mit jenen äußerlichen Verhältnissen, ganz die schöne, kräftige Wurzel, aus welcher der süß duftende Rosenstrauch des deutschen Kirchengesangs entsprossen ist. Knapp.

b. Die Poesie des Mittelalters. Volksdichtung: Märchen, Sagen, Lieder, Nibelungenlied. Kunstdichtung: Minnesänger, Gottfr. v. Straßburg.

*650. Der epische Grund der Volksdichtung gleicht dem durch die ganze Natur in mannigfachen Abstufungen verbreiteten Grün, das sättigt und sänftigt, ohne je zu ermüden. Grimm.

*651. Es wird dem Menschen von heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Gränze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüthe und Vollendung; die Sage, von einer geringern Mannigfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an

etwas Bekanntem und Bewußtem haſte, an einem Ort, oder einem durch die Geſchichte geſicherten Namen. Brüder Grimm.

*652. Wir finden es wol, wenn Sturm oder anderes Unglück, das der Himmel ſchickt, eine ganze Saat zu Boden geſchlagen, daß noch bei niedrigen Hecken oder Sträuchen, die am Wege ſtehen, ein kleiner Platz ſich geſichert, und einzelne Aehren aufrecht geblieben ſind. Scheint dann die Sonne wieder günſtig, ſo wachſen ſie einſam und unbeachtet fort, keine frühe Sichel ſchneidet ſie für die großen Vorrathskammern, aber im Spätſommer, wenn ſie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die ſie ſuchen; und Aehre an Aehre gelegt, ſorgfältig gebunden, und höher geachtet, als ſonſt ganze Garben, werden ſie heimgetragen, und Winterlang ſind ſie Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft.

So iſt es uns vorgekommen, wenn wir geſehen, wie von ſo vielem, was in früherer Zeit geblüht hatte, nichts mehr übrig geblieben, ſelbſt die Erinnerung daran faſt ganz verloren war, als bei dem Volk Lieder, ein paar Bücher, Sagen und dieſe unſchuldigen Hausmärchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantaſie, ſind die Hecken geweſen, die ſie geſichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben.

Brüder Grimm.

653. Um alles menſchlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landſtrichs beſitzt, oder weſſen ihn die Geſchichte gemahnt, ſammelt ſich ein Duft von Sage und Lied, wie ſich die Ferne des Himmels blau anläßt und zarter, feiner Staub um Obſt und Blumen ſetzt. Aus dem Zuſammenleben und Zuſammenwohnen mit Felſen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen, entſpringt bald eine Art von Verbindung, die ſich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieſer Gegenſtände gründet, und zu gewiſſen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt iſt. Wie mächtig das dadurch entſtehende Band ſei, zeigt am natürlichen Menſchen jenes herzzerreißende Heimweh. Ohne dieſe ſie begleitende Poeſie müßten edle Völker vertrauern und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeckt dünken, ja hinter allem, was ſie beſäßen, eine gewiſſe Einfriedigung fehlen. Auf ſolche Weiſe verſtehen wir das Weſen und die Tugend der deutſchen Volksſage, welche Angſt und Warnung vor dem Böſen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austheilt. Noch geht ſie an Oerter und Stellen, die unſere Geſchichte längſt nicht mehr erreichen kann, vielleicht aber fließen ſie beide zuſammen und unter einander; nur daß man zuweilen die an ſich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene, grünere Waſſer eines anderen Fluſſes noch lange zu erkennen vermag. Brüder Grimm.

654. Jede wahre Poeſie iſt der mannigfaltigſten Auslegung fähig, denn da ſie aus dem Leben aufgeſtiegen iſt, kehrt ſie auch immer wieder zu ihm

zurück; sie trifft uns wie das Sonnenlicht, wo wir auch stehen; darin ist es gegründet; wenn sich so leicht aus diesen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergiebt; es war weder ihr Zweck, noch sind sie, wenige ausgenommen, deshalb entstanden, aber es erwächst daraus wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe, ohne Zuthun der Menschen.

Jk. Grimm.

655. Was den Inhalt selbst betrifft, so zeigt er bei näherer Betrachtung nicht ein bloßes Gewebe phantastischer Willkür, welche nach der Lust oder dem Bedürfniß des Augenblicks die Fäden bunt in einander schlägt, sondern es läßt sich darin ein Grund, eine Bedeutung, ein Kern gar wol erkennen. Es sind hier Gedanken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt: alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element, das sich mit der Geschichte eines Volkes entwickelt, getaucht und leiblich gestaltet.

Jk. Grimm.

*656. Die Größe des Nibelungenliedes besteht darin, daß es uns das Waffengetöse der Völkerwanderung erklingen läßt, und die kolossalen Gestalten nahe vor Augen rückt, auf denen oder auf deren Ebenbildern das Staatensystem Europas als auf seinen untersten Fundamenten ruht.

Fortlage.

*657. In der Zeichnung der Charaktere steht es dem Homer nicht nach; in der planmäßigen Anlage des Ganzen übertrifft es ihn. Denn Homers ganze Erzählung vom Zwist der Könige an bis zum Begräbniß Hektors ist nur ein aus dem Zusammenhange des Trojanischen Krieges herausgerissenes Fragment, dagegen die Nibelungenhandlung in sich vollendet und abgeschlossen als gegliedertes Ganze daliegt, und uns das Wachsthum eines mächtigen Eichbaums aus zollgroßem Kern oder das Entstehen eines mächtigen Stromes aus einer kleinen Quelle vor die Augen bringt. Denn auf ähnliche Art entspinnt sich hier aus einem kleinen Wortgezänke zweier Weiber der Untergang eines Volkes. Auf dem Hervorgehen einer so großen Wirkung aus einer so kleinen Ursache ruht hier die poetische Wirkung, welche also ganz im Inhalt und gar nicht in der Form des Gedichtes verborgen liegt. Denn auffallend ist seine schmucklose, fast alles poetischen Glanzes entbehrende Darstellung. Es gleicht einem heftig fließenden Strom, der uns gewaltsam nur immer vorwärts und vorwärts reißt, und uns keine Zeit läßt, uns an irgend einer Stelle behaglich zu verweilen. Es ist daher durchaus nur im Ganzen, fast nirgends im Einzelnen schön. Das Kolorit seiner Gemälde ist grau und bleiern, wie ein regnichter Himmel. Schauriger Frost und starrer Tod ist sein Ausgang. Man könnte es daher wol eine schöne Seele in einem häßlichen Körper nennen.

Fortlage.

658. Beide Gedichte (Nibelungen und Gudrun) dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Sie reichen gleichsam in jene alten Zeiten mit

ihren Thaten, Sitten und Gesinnungen hinüber, aus denen die Stimme der mißgestimmten, römischen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verläßigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmten. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer, wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte, betrachten neben dem schamlosen, eklen und windigen Inhalt der brittischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigotten, fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andere Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unsers Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Reime werden wir bei unsern Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen, wie das die fremden Poesien jener Zeit besser können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die seitdem ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst. Gervinus.

*659. Dieses Buch (des Knaben Wunderhorn) kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. Heine.

660. Ist es erlaubt des Menschen Natur und Leben in Völkern so gut wie im Einzelnen in ihren allgemeinen Zügen gleichmäßig zu suchen, so würde ich wiederholen, was bereits angedeutet ward, die Zeit der Minnesänger und ihr geistiges Treiben ist ein solches, das den Regungen entspricht, welche sich in dem Individuum bei der ersten Entfaltung des Jünglingsalters einstellen. In das wilde Spiel der Frühjugend mischt sich plötzlich eine Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, neue fremde Empfindungen drängen sich in die ungestüme Lust, in die rohe Uebung der physischen Kraft spielt geistiges Bedürfniß über, und sinnige Versenkung lähmt und spannt abwechselnd die frühere Thatkraft. Wer auf der einen Seite das äußere thatenreiche Leben unserer ritterlichen Welt in jener Zeit und auf der andern ihr Gemüthsleben zusammenhält, wer sich erst in ihren Sagen und in der wirklichen Geschichte umsieht und diese Männer bald egoistisch rauben, plündern und unterdrücken, bald in Selbstverläugnung für das allgemeinste Wohl der Christenheit Gut und Blut opfern sieht, wer sich dann vertieft in ihr geistiges Leben und Weben, wo sie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unschuld reiner Liebe bald freudig, bald traurend dahinträumen, der wird nicht verken-

nen, daß hier alle Kennzeichen und Symptome einer solchen Periode erscheinen. Gervinus.

661. Im Tristan reißt die Lektüre von Vers zu Vers, zieht immer neu an, lockt uns von Scene zu Scene; aber wenn wir geendigt haben, erstaunen wir über die Kleinheit und Niedrigkeit der Materie, an die so viel Kunst verschwendet ist; in den Nibelungen ermüden wir über dem Lesen, über den armen Reimen und der trocknen ton- und klanglosen Sprache: aber wenn wir das Ganze überschauen und überdenken, so erkennen wir befriedigt die Gewalt und Größe des Stoffes, und tragen einen reinen Eindruck davon. Wir vermissen in der Sprache, vermöge jenes Mangels an Reife des Seelen- und geistigen Lebens, jenen vollen und schwellenden Strom, auf dem sich reiche Empfindungen und große Leidenschaften offene Bahn zu brechen vermöchten. Wir vermissen in ihm die Bildung der damaligen ritterlichen Dichter, und dieß giebt diesen ein Recht, sich dagegen zu erklären. Gervinus.

662. Soll ich zum Schlusse ein Urtheil über Gottfrieds Tristan beifügen, so weiß ich kein anderes über dieses Gedicht, als Dante über solche Gefühle: man muß verdammen, aber bewundern und bedauern. Ob dieses Gedicht bei den damaligen Ansichten von Moral und Gesellschaft wol verwerflicher erschien, als Werther in unsern Zeiten? ob nicht die Stimme eines so strengen Sittenrichters wie Thomasins, der den Tristan als ein Muster gerade von Seite seiner weltmännischen Gewandtheit aufstellt, für die damalige Ansicht von außerordentlichem Gewicht ist? ob nicht die Aufnahme den Dichter rechtfertigte, die sprichwörtlich Tristan und Isolde als Beispiel einer zarten Liebe nannte, wie der Orient Wamick und Asra oder Jusuf und Suleika und wie die neuere Zeit den Werther, der so viele Anfechtungen zu leiden hatte? und ob nicht der Dichter mit gleichem Rechte wie Göthe verlangt hätte, an ein Kunstwerk keine Forderungen der Moral zu stellen? Dies sind Fragen, die wol immer von verschiednen Menschen verschieden werden beantwortet werden. Gervinus.

c. Das Morgenroth unsrer neuhochdeutschen Literatur. Gellert, Hölty, Bürger, Hamann, Lessing, Klopstock, Wieland.

*663. „Wissen Sie," rief der alte Husar mit der größten Lebhaftigkeit aus, „wem ich alles zu verdanken habe, daß ich ein Mensch, und daß ich ein guter Mensch bin?" „Nein?" sagte der Obrist; „Sie machen mich begierig." „Ihm," sprach jener mit Enthusiasmus weiter, „unserm Gellert, unserm frommen Weisen, von dem die jetzige, überkluge Welt nur noch selten sprechen mag. Unser Regiment war dreimal in Leipzig. Der große Friedrich hatte es auch nicht verschmäht, den damals berühmten Gottsched zu sprechen, und sich von

Gellert einige seiner Fabeln vorlesen zu lassen. Ich hatte mich wahrlich nicht viel um Bücher bekümmert, aber diese Fabeln wußte ich doch auswendig. Sie prägen sich auch ganz von selbst dem Gedächtnisse ein, so einfach und natürlich sind sie alle. Jedermann muß meinen, wenn er den Gedanken gefaßt hätte, würde er ihn auch in keinen andern Worten ausgesprochen haben. Mit seinen geistlichen Liedern ist es derselbe Fall. So ließ es mir keine Ruhe, ich mußte den Mann sehen, den mein ganzes Herz verehrte. Es war freilich schwer bei ihm vorgelassen zu werden: wie konnte ich auch, als gemeiner Husar eine solche Auszeichnung fordern oder erwarten? Indessen sammelte ich an einem Vormittage meinen Muth, ich hatte seine Freistunden ausgekundschaftet, und stand nun im Vorzimmer. Mir schlug das Herz gerade so, als damals, da ich das erstemal in den Feind einhauen sollte, vielleicht noch mehr. Er mußte sich gewiß verwundern, was ein Soldat bei ihm wollte, denn es dauerte lange, ehe ich eine Antwort erhielt. Endlich kam denn die Erlaubniß, daß ich das Heiligthum betreten durfte. Ja, meine Herrn, ich nenne dies Studirzimmer gewiß mit Recht so, denn mir war es, wie wenn ich zu den Aposteln oder Patriarchen eingehen sollte. Er saß in einem dunkeln Oberrocke an seinem Schreibtische, ein kleiner, feiner Mann, mit blassem Gesicht und magerm Körper. Die Perücke hing seitwärts an der Wand, und ein Käppchen von violettnem Sammt bedeckte das ehrwürdige Haupt. Hinter ihm war ein großes Fenster in der Mauer, durch welches der kräftige Morgenstrahl fiel, und die Mienen hell erleuchtete, so daß die Sonne in der Farbe des Baretes spielte, und roth in den durchsichtigen langen Fingern schien, wenn er sie im Sprechen aufhob. Ich kam mit meiner Entschuldigung, er möge verzeihen, daß ein junger Husar, dem seine Gedichte wohlgefielen, ihm beschwerlich sei. „Mein Sohn," sagte der edle Gelehrte, „weshalb gefallen dir denn meine Gedichte?" — Ich war um die Antwort verlegen. — „Lieseſt du gern?" — „Zuweilen." — „Zu welchem Endzweck?" — „Um mich aufzuheitern, mich auch wol zu unterrichten." — „Du scheinst mir ein Jüngling von Anlagen," fuhr er fort, „du bist vielleicht tapfer; ein tüchtiger Soldat; hast du es denn in deinem Stande auch wohl gelernt, ein Mensch zu sein?" — Ich verstummte, dem Redner gegenüber. — „Dazu," so sprach er weiter, und wie eine Glorie spielte der Schein der Morgensonne um sein Antlitz, „dazu solltest du meine und andre gute Bücher in die Hände nehmen, um nicht wild, grausam, unmenschlich zu werden, nicht Lust am Entsetzlichen zu empfinden, wozu dein Stand schwache oder rohe Naturen nur zu leicht verleitet. Aber auch fast Niemand hat so oft als der Soldat Gelegenheit, der leidendenden Menschheit als ein Engel des Herrn zu erscheinen, indem er die Unschuld und das hülflose Alter beschützt, seine Hände vom Raube rein erhält, den schon Gedrückten und Geplünderten schont und sich seiner Armut erbarmt. Wo die wilden Genossen Brand, Mord und Wollust hintragen, da soll der christliche

Krieger, im Bewußtsein, daß er für Vaterland, gerechte Sache und einen großen König ficht, auch im Getümmel, auch unter wilden Raubgesellen Gott und die Tugend vor Augen haben, damit er das Vorrecht seines Standes, welches der edelste sein sollte, nicht mißbraucht, um ihn unter den Räuber und Mörder herabzuwürdigen. Die Thränen des Dankes, die ein gerettetes Greis, eine sittsame Jungfrau dir weint, diese, mein junger, lieber Sohn, werden dir noch im Alter wohl thun, die machen dein Todesbett sanft, die vergüten wol manche Vergehung."— So wie der Alte so auf mich einredet, stürzen mir die hellen Thränen in großen Tropfen aus den Augen, denn nun empfand ich erst, wie viel Böses, Unerlaubtes und Tadelnswürdiges ich schon als Soldat ausgeübt hatte. Ich schluchzte und konnte nicht zu mir kommen. Da stand der Edle auf, legte mir seine schöne Hand auf meine Schulter, und wollte mich trösten; ich aber faßte diese Hand und drückte den herzlichsten Kuß darauf, indem ich die Sprache wieder fand und sagte: „Großer Mann, diese Viertelstunde ist mir unbezahlbar, denn Sie haben einen andern Menschen aus mir gemacht."— Von Stund an schlug ich auch in mich, ließ das wilde Leben fahren, und seitdem konnte ich auch erst mit Vernunft tapfer sein, da mein Umtreiben im Felde nicht mehr ein toller Rausch und Taumel war, wie er die meisten meiner Kameraden begeisterte. Vater Zieten zeichnete mich auch bald aus, ich war mit mir selbst zufrieden, und nun wurde ich es erst inne, daß dieses Gefühl die Krone des Lebens sei. Dies Alles, meine ganze Moralität, habe ich diesem Besuche bei unserm unsterblichen Gellert zu danken. Tieck.

664. Welch ein süßer Gedanke ist die Unsterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! Es ist eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menschen hinauszublicken, welche uns lieben, sich in unsere Tage zurückwünschen, von uns zur Tugend entflammt werden. Hölty.

*665. Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürger'schen Gedichte nach sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Theil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verläugnet. Schiller.

*666. Es war uns diese Störung bei so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sei, daß seinen Produkten nur deßwegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte. Schiller.

*667. Wenn indeſſen irgend einer von unſern Dichtern es werth iſt, ſich ſelbſt zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leiſten, ſo iſt es Herr Bürger. Dieſe Fülle poetiſcher Malerei, dieſe glühende, energiſche Herzensſprache, dieſer bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poeſieſtrom, der ſeine Produkte ſo hervorragend unterſcheidet, endlich dieſes biedere Herz, das, man möchte ſagen, aus jeder Zeile ſpricht, iſt es werth, ſich mit immer gleicher äſthetiſcher und ſittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und ſtiller Größe zu gatten, und ſo die höchſte Krone der Klaſſizität zu erringen. Schiller.

*668. Lenore würde ihm, wenn er ſonſt nichts gedichtet hätte, allein die Unſterblichkeit ſichern. Sie bleibt immer Bürgers Kleinod, der koſtbare Ring, wodurch er ſich der Volkspoeſie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer antraute. F. v. Schlegel.

669. Nicht Leier noch Pinſel, eine Wurfſchaufel für meine Muſe, die Tenne heiliger Literatur zu fegen! Hamann.

670. Was Gotthold Leſſing der deutſchen Nation war und iſt, wird von dieſer zu lebhaft anerkannt, als daß es weitläufig geſagt zu werden brauchte. Ohne Leſſing würden wir auch keinen Göthe und Schiller haben. Er hat für die Entfaltung des deutſchen Sinnes erſt Raum gemacht. Er hat aus eigner Kraft die verderbliche Fremdherrſchaft gebrochen; durch ihn wurden Corneille, Racine und Voltaire auf ihren wahren Werth zurückgedrängt, Shakſpeare den Deutſchen zugeführt und für die Werke unſerer alten Literatur wieder Aufmerkſamkeit und Achtung gewonnen. Blieb ihm auch die ſeltene Gottesgabe einer ſchwungvoll ſchöpferiſchen Poeſie verſagt, und dieß fühlte Niemand lebhafter, als er ſelbſt, ſo hat er dennoch durch tiefſinnige Kunſt, durch einen hohen und heitern Geiſt und durch ein immer lauteres Gemüth Werke geſchaffen, die den Deutſchen unvergeßlich ſein müſſen. Seine Darſtellung bleibt ein Muſter ſo lange es deutſche Sprache geben wird, und feſt und leuchtend ſteht dieß Geſtirn als Leitſtern aller Kritik da. Ein ſo heller und ſo ſcharfer Geiſt, ſo grundgelehrt und doch ſo frei, in ſich ſo abgeſchloſſen und ſicher, und doch voll offener Empfänglichkeit und mit einem Herzen voll Wohlwollen und Pietät, Jedem an dialektiſcher Kunſt überlegen und doch ſo grundehrlich — das kommt nicht oft wieder. Göthe ſagt von ihm: „Ein Mann wie Leſſing thäte uns noth; ſo kluge, ſo gebildete Menſchen gibt es viele, aber wo iſt ein ſolcher Charakter?“ Gruppe.

*671. Klopſtocks Oden. Wenn man ein Stück zum erſtenmal lieſt, kömmt man aus dem hellen Tag in eine dämmernde Kammer voll Schildereien; anfangs kann man wenig oder nichts ſehen; wenn man aber d'rin verweilt, fangen die Schildereien an nach und nach ſichtbar zu werden, und affiziren

einen recht. Dann macht man die Kammer zu und beschließt sich darin, und geht auf und ab und erquickt sich an den Schildereien und den Rosenwolken und den schönen Regenbogen und leichten Grazien mit sanfter Rührung im Gesicht u. s. w. Hier und da bin ich auch auf Stellen gestoßen, bei denen's mir ganz schwindlich worden ist und 's ist mir gewesen, als wenn ein Adler nach dem Himmel fliegen will und nun so hoch aufsteigt, daß man nur noch Bewegung sieht, nicht aber, ob der Adler sie macht, oder ob's nur 'n Spiel der Luft sei. Da pflege ich 's Buch hinzulegen und mit Onkel Toby einen Pfiff zu thun. **Claudius.**

672. Beinahe jeder Genuß, den Klopstocks Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle Gefühle, die er, und zwar sinnig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter dürfte sich weniger zum Liebling, und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig, wie seine Religion, ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist. **Schiller.**

*673. Klopstock's Werke scheinen größtentheils freie Uebersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters durch einen talentvollen, aber unpoetischen Philologen zu sein. **Novalis.**

*674. Klopstock ist ein grammatischer Poet und ein poetischer Grammatiker. **F. v. Schlegel.**

675. Dahingegen ist das französische Griechenthum nach Deutschland gedrungen in Wieland, wo es sich darstellt als eine Eleganz und geschmackvolle Glätte. Es wird uns zuweilen momentan bei Wieland zu Muthe, als treten wir in einen Antikensaal, wo der Schnee des reinen Marmors einen schönen Kontrast bildet gegen den Purpur oder das Dunkelblau des Hintergrundes. Agathon und Musarion sind solche schimmernde Statuen, denen aber die Kraft fehlt, mit derbem Schritt, gleich Göthes Figuren, von ihren Postamenten mitten unter die Menschen zu treten, und zu sagen: Wir sind gleich euch, und ihr sollt sein wie wir. **Fortlage.**

676. Wieland hat gemeint, seine beinahe ein halbes Jahrhundert umfassende Laufbahn habe mit der Morgenröthe unserer Literatur angefangen und

endige mit ihrem Untergange. Ein recht offenes Geständniß eines natürlichen optischen Betruges. F. v. Schlegel.

d. Der Höhepunkt deutscher Poesie. Göthe, Schiller.

677. Und die auch gern deutsch sein wollten, fanden die freudige Sprache und den weidlichen und tapfern Sinn des Volkes und die fröhliche Freiheit nicht mehr, worin ein kühnes Künstlerleben und eine stolze Wissenschaft allein blühen kann. Doch ragten einige hervor aus Allen, und Einer so hoch, daß er in dieser kalten und kahlen Zeit wie ein göttliches Wunder steht. Dies ist Göthe, der Dichter, nicht aus dieser Zeit geboren, sondern auf der einen Seite ein Bild der deutschen Vergangenheit, auf der andern ein Bild ihrer Zukunft; wenn solche Zeichen kommen, dann ist die Zukunft nicht ferne. E. M. Arndt.

*678. Möchte jeder Deutsche, durch geistige Anlagen, die ihn einigermaßen über das Gemeine erheben, dazu befähigt, erkennen lernen, was er an seinem großen Dichter hat, welch einen seltnen, so in Wahrheit noch nie da gewesenen Verein der reichsten Gaben der Natur und des Genius mit den edelsten Tugenden des Charakters, mit der reinsten Lauterkeit, mit der klarsten Besonnenheit, der umfassendsten Allseitigkeit, und der unbezwinglichsten Stärke und Beharrlichkeit des Strebens, des Wollens und des Vollbringens. Ch. H. Weiße.

679. Das Herz fühlt andere Regungen, wenn es von heftiger Leidenschaft durchstürmt, und wenn es, nachdem es Alles, was es nur von der Natur zu erfassen vermag, in seinen Kreis gezogen hat, von lauter mächtigen und unendlichen, aber immer mit einander zusammenstimmenden Gefühlen harmonisch durchdrungen, still aber tief bewegt ist. Diese letztere Stimmung ist es, in der uns Göthe immer das Gemüth schildert; und wenn er Leidenschaften hervorruft, so erheben sie sich gleich Wellen auf dem unendlichen Meere, auf einem so zubereiteten Grunde, und lagern sich wieder auf die klare, nirgends umgrenzte, in allen ihren Punkten leicht bewegliche Fläche. Dadurch unterscheidet er sich von den neueren Dichtern anderer Nationen, die durchaus mehr Leidenschaft, als Seele malen, mehr Heftigkeit und Feuer als Innigkeit und Wärme besitzen, und dadurch tritt er wieder dem schönen Gleichgewicht, der stillen Harmonie der Alten näher. Dieser zweifache Gegensatz vollendet, man kann es mit stolzer Freude behaupten, seinen deutschen Charakter. Denn eine sichtbare Neigung zur abgesonderten Beschäftigung des Geistes und des Herzens, und ein stärkerer Hang nach Wahrheit und Innigkeit in beiden, als nach in die Augen fallendem Glanz und leidenschaftlicher Heftigkeit, sind Hauptzüge der Eigenthümlichkeit unserer Nation,

welche ihre beſten philoſophiſchen und dichteriſchen Produkte unverkennbar an ſich tragen, und durch die, wenn das Genie des Künſtlers hinzukommt, ſeine Werke zugleich einen reichhaltigern Stoff und eine größere innere Feſtigkeit erlangen. W. v. Humboldt.

680. Mir iſt, als würde mir ein Schwert im Herzen umgewendet. Der größte Dichter Deutſchlands, der Mann, den ſein Vaterland zum Gipfel des Ruhmes getragen, er erlebt in reifſter Kraft der Jahre den ſchönſten Silberblick in der Geſchichte ſeines Volkes, um ihn brauſen die Wogen der höchſten Begeiſterung für die heiligſten Güter, und er ſieht nichts, hört nichts, fühlt nichts davon. Nur an ſich und das Seinige denkend, und mit Sehnſucht die Wiederkunft der Zeiten erharrend, wo man ungeſtört „taſteln und ſingen" kann. Für ſolche Zeiten dichtet er ein Schelmenliedchen, und ſchickt's dem Preußen Zelter, denn „das Dichten iſt ja eine nothwendige Operation, die von keinen äußern Umſtänden abhängig iſt!" Der Todesmuth der Tauſende, die freudig Leib und Leben, und alles Gut, und alle Seligkeit des Daſeins in die Schanze ſchlagen, rührt ihn nicht. Die friſchen Liederklänge heldenkühner Jugend greifen ihm nicht an ſein Herz — es iſt in ihm kein Funke von der Gluth jenes heiligen Feuers, das damals die Herzen auch der Geringſten durchloderte, keine Freude an der muthigen Erhebung des in den Staub getretenen Vaterlandes. Hall. Jahrbücher.

681. Der Roman, mit dem Göthe zuerſt die Augen der Nation auf ſich zog, und der offenbar die ganze Direktion des deutſchen Geiſtes änderte, „Wetther's Leiden", ſtellte die große Diſſonanz der Zeit mit erſchütternder und zerreißender Kraft vor dem Vaterlande auf. Es iſt, als wenn der Genius der Harmonie durch einen zerſchneidenden Akkord ſeine Ankunft verkündigte, als wenn der Schmerz ſich erſt in ſeinem Umfange, in ſeiner ganzen anſcheinenden Hoffnungsloſigkeit hätte offenbaren, als wenn das Problem in der ungeheuren Paradoxie eines Naturgemäldes von tiefſinniger Wahrheit hätte erſcheinen müſſen, um das große Muſter verſöhnender und vermittelnder Kraft, das Göthe aufſtellt, zu Stande zu bringen. Denen, die es ein Kunſtwerk nennen möchten, hat Göthe zuerſt durch ſeine eignen ſpätern Werke widerſprochen. Unverſöhnt mit dem Schickſal wird der Held von dem Zwieſpalt des Ideals und der Konvenienz verzehrt. In dem Gegenſtande ſeiner Leidenſchaft verbergen ſich wie in eine große Myſterie alle Zwecke ſeines Lebens. Religion, Poeſie, alle ewigen Güter ſeines Daſeins, gehen nach einander in der einen, endlichen Geſtalt unter, die mit immer größerer Bitterkeit ihm verſagt wird. Nichts kommt ihm zu Hülfe: der unerbittliche Dichter zündet Flammen über Flammen in ſeinem Buſen an und läßt ihn verzehren und verlöſchen. Der blüthenreiche Stamm, der ſich einſt ſo ſtolz an

griechischer Klarheit sonnte, erstirbt allmälig; Ossian verdrängt den Homer, nordischer Nebelsturm entblättert, zerknickt und vernichtet ihn.

A. H. Müller.

682. Allmälig wurde Göthe Meister dieses üppigen, fleischigen Ausdrucks seiner zweiten Periode, der elastisch weicht und zurückkommt, wogend und wallend wie das Meer, und mit etwas rhetorischem Numerus rauschend, doch nie anders, als in sanft schmelzender Zerkräuselung sich am Ufer bricht. Der Wellenschlag des mittelländischen Meeres lockt das Gefühl des Takts, und die rythmische Abmessung und die Herrlichkeit dieser Prosa flutet nun hinüber in Tasso's und Iphigenia's melodischen Jambus. Seine Poesie wird Athmen der Natur. Die Natur spricht in Tönen, Musik ist die Seele seiner Schöpfungen.

K. Gutzkow.

*683. Die schlichte Einfachheit des geschilderten Gegenstandes und die Größe und Tiefe der dadurch hervorgebrachten Wirkung, diese beiden Stücke sind es, welche in Göthe's Hermann und Dorothea die Bewunderung des Lesers am stärksten und unwillkürlichsten an sich reißen. Was sich am meisten entgegensteht, was nur dem Genie des Künstlers, und auch diesem allein in seinen glücklichsten Stimmungen zu verknüpfen gelingt, finden wir auf einmal vor unserer Seele gegenwärtig — Gestalten, so wahr und individuell, als nur die Natur und lebendige Gegenwart sie zu geben, und zugleich so rein und idealisch, als die Wirklichkeit sie niemals darzustellen vermag. In der bloßen Schilderung einer einfachen Handlung erkennen wir das treue und vollständige Bild der Welt und der Menschheit.

Was unserm Herzen das Wichtigste ist, sein Nachdenken und seine Beobachtung am anhaltendsten beschäftigt, sehen wir mit wenigen, aber meisterhaften Zügen in überraschender Wahrheit geschildert, — den Wechsel der Alter und Zeiten, die fortschreitende Umänderung in Sitten und Denkungsart, die Hauptstufen menschlicher Kultur, und vor Allem das Verhältniß häuslicher Bürgertugend und stillen Familienglücks zu dem Schicksal von Nationen und dem Strome außerordentlicher Ereignisse. Indem wir nun den Begebenheiten einer einzelnen Familie zuzuhören glauben, fühlen wir unsern Geist in ernste und allgemeine Betrachtungen versenkt, das Herz zu wehmuthsvoller Rührung hingerissen, unser ganzes Gemüth hingegen zuletzt wieder durch einfache, aber gediegene Weisheit beruhiget. Denn die wichtige Frage, die sich in unserer Zeit überall jedem aufdringen muß: wie soll bei dem allgemeinen Wechsel, in welchem Meinungen, Sitten, Verfassungen und Nationen fortgerissen werden, der Einzelne sich verhalten? findet er nicht allein in den mannigfaltigsten Gestalten aufgeworfen, sondern auch so beantwortet, daß die Antwort ihm mit der Belehrung zugleich Kraft zum Handeln und Muth zum Ausharren in die Seele haucht.

W. v. Humboldt.

684. Iphigenia. Wohl möchte es wenig Dichtergebilde alter und neuer Zeit geben, die an ſittlicher Würde und Zartheit, an Hoheit und Adel der Darſtellung dem Charakter der Heldin dieſes Drama gleich kommen. Eben dieſer Charakter aber iſt nicht nur in allen ſeinen Hauptzügen ein der antiken Welt fremder, durchaus moderner und deutſcher, ſondern auch die Stellung, die ihm der Dichter zu der übrigen Handlung gibt, die Fabel des Stücks, die er auf ihn begründet, weit entfernt, aus dem Geiſte des alten helleniſchen Mythus hervorgegangen zu ſein, bildet vielmehr in ausdrücklichem, nachweisbarem Widerſpruch gegen dieſen Geiſt einen völlig neuen Mythus. Göthe hat in dieſen neuen Mythus auf ähnliche Weiſe, wie in dem alten der Geiſt und die Geſchichte der Urwelt es war, den Geiſt und die Geſchichte ſeines eignen innern Lebens ſammt den Zeit- und Weltverhältniſſen, durch welche die Geſchichte bedingt war, ſymboliſch niedergelegt. Er ſchildert in den Leiden des Oreſt ſeine eigenen, durch die Irrſale, durch die von ihm ſelbſt für unzureichend erkannten Strebungen ſeiner jugendlichen Laufbahn vielfach verwirrten, bedrängten und getrübten Seelenzuſtände; in der Geſtalt der Iphigenia aber ſchildert er das ſittliche und dichteriſche Ideal, welches, obgleich ſeinem geiſtigen Selbſt von Haus aus verſchwiſtert, doch ihm entwichen, ſeinem innigen Seelendrange und Streben in weite Ferne entrückt war, eben damals aber, als er die Tragödie dichtete, ihm in der Geſtalt der Antike, der lebendigen Natur und Kunſt des Südens auf's neue entgegentrat. Die Heilung des Oreſt durch die wiedergefundene Schweſter, die Sehnſucht der letztern nach der Heimat, nach dem ſchönen Griechenland, und die freudige Heimkehr des Geſchwiſterpaares konnte der Dichter darum in ſo innig lebendigen, tief eingreifenden Tönen ausſprechen, weil, was er ausſprach, ihm kein Fremdes war, ſondern das ſelbſterlebte, im Augenblick des Ausſprechens ſeine Seele ganz erfüllende und ganz beſeligende Geſchick. Ch. H. Weiße.

685. Faſt die ganze moderne Staatsweisheit hat nichts Höheres aufzuweiſen, als das Geſpräch zwiſchen Alba und Egmont, das auf eine wunderbare Weiſe prophetiſch die Verſchmelzung vom Charakter der beiden Weltalter andeutet, von der in meinen Vorleſungen an ſo vielen Stellen die Rede geweſen iſt. Wie nach einem ſchönen Frühlingstage, von den Stürmen des Winters verſcheucht, tritt der Sonnenſtrahl hinter finſteres Gewölk zurück: tauſend aufgebrochene Knospen der Freiheit und der Jugend ſcheinen ſich wieder zu ſchließen. Der Held wird unterdrückt und fällt: ſein Todes-Moment iſt da, wo ihm Ferdinand anzeigt, daß alle Wege der Rettung verſperrt ſind, und Egmont verzweifelnd ausruft: Keine Rettung, keine? — Da ermannt ſich ſein Glaube an der Freundſchaft, dem Glauben, der Bewunderung des Sohnes ſeines Feindes. Die Zeit, deren alterndem Starrſinn er unterliegt, iſt wirklich am Ende; Alba vermag ihr ſein eigenes Kind ſogar nicht mehr zu bewahren. Alle Grabesſchauer verſchwinden; auferſtehend

tend, reinigend und erfrischend, Fichte's größtes Buch und eines der größten unsers Volkes!

In diesen Verhältnissen lag es, daß die junge Literatur jener Tage eine ganz und gar oppositionelle Stellung zum Leben nahm, von dessen vorhandenen Elementen sich anscheinend keins einer dichterischen Erregung und Behandlung zusagend erweisen wollte. Und hier ist der Grundirrthum der romantischen Schule. Dem kahlen Verstandesstolz und gewöhnlichen Rationalismus gegenüber vertiefte man sich in die christliche Mystik, in die Geheimnisse des Naturlebens; da alles Objektive draußen in der Welt leck und schiffbrüchig geworden war, stellte sich das Subjekt auf sich selbst und gab sich dafür aus, in den rein persönlichen Thatsachen des Gemüths unmittelbare göttliche Offenbarungen zu vernehmen. Aus dem Formalismus des nüchternen Polizeistaats flüchtete man in die Geschichte des Mittelalters, durch dessen Korporationen allerdings ein Geist lebendigen Zusammenhalts und frischer That gegangen war, und dessen politische Gliederung als ein nachahmungswürdiges und unübertroffenes Muster dem Gemeinwesen späterer Geschlechter anempfohlen wurde. Endlich der Versteinerung des geselligen Lebens, dem prosaischen Sittenthum gegenüber etablirte man den Grundsatz von der absoluten Berechtigung des Subjekts, man proklamirte die geniale Willkür und den bequemen Unterschied einer großen und kleinen Moral. Nur dadurch, daß die Romantik wirklich in der Luft jener Zeit lag, daß das Bedürfniß einer Opposition gegen die Gegenwart allgemein war, läßt es sich erklären, wie alle wahrhaft strebenden Geister zu ihrer Fahne schwören und wie sich Philosophie und Geschichte, Staatslehre und Naturforschung rasch genug in eine freundliche Beziehung zu ihr setzen konnte. Aus diesem oppositionellen Charakter der Schule erklärt sich ferner ein anderer Umstand. Wahrhaft fruchtbar und überlegen haben die Romantiker nur als Kritiker gewirkt; August Wilhelm Schlegel mit seiner ausgebreiteten Kenntniß des Alterthums und der südlichen Literaturen, mit seinem gewählten Geschmack und überraschenden Uebersetzertalent war selbst nach Lessing und Herder kein Rückschritt. Wo die Schule dagegen mit selbstständig schöpferischen Ansprüchen auftrat, mußte sie sich eine künstliche, der wirklichen fremde, ja feindselige Welt erschaffen, daher fehlt es in den Dichtungen von Arnim und Novalis, von Schlegel und Brentano, an der rechten innern Wahrheit und äußern Plastik; Gedanke und Gestalt verflüchtigen sich in eine gewisse Magie und geheimnißvolle Symbolik, zu deren Verständniß eben Niemand den Schlüssel hat, als der eigensinnige Poet allein. Eine solche Dichtkunst konnte unmöglich zum Bewußtsein der Zeit, zum Herzen des Volkes sprechen; hatten die Romantiker die Gegenwart als eine durchaus unpoetische geächtet, so rächte sich das Leben hiefür an ihnen dadurch, daß es ihren Dichtungen seinen Glauben versagte. Nichts desto weniger läßt sich in der ganzen Gährung

jener Zeit ein tiefeinschneidender Einfluß der romantischen Schule nicht verkennen; sie wirkte als ein scharfes Auflösungsmittel zur Zersetzung der alten Zustände mit, sie führte aus dem vagen Weltbürgerthum, an welchem ein zerrüttetes Volk sich nicht zu erholen vermag, auf die lebendige Geistesgemeinschaft der einen Nationalität zurück, sie machte auf das Bedürfniß einer lebendigen Schönheit der Sitten aufmerksam, sie leitete endlich, freilich ohne es zu wissen und zu wollen, durch ihren Widerspruch gegen die platte Illuminatenweisheit von selbst auf die Nothwendigkeit einer tiefern Spekulation, die über die Einsicht in die äußere Form hinausstrebt zu einem innigen Begreifen des Geistes in der Welt, und in der, richtig aufgefaßt, auch das Moment der religiösen Vorstellung seine gewiesene Stelle behauptet. Wie aber die ganze Erscheinung der Romantiker im Grunde nur ein hypothetisches Leben aufgewiesen hatte, so mußte auch ihre Wirkung zeitlich eine sehr beschränkte sein: sie fiel, wie ihr Gegensatz überwunden war.

Als ein solcher Wendepunkt läßt sich ungefähr das Jahr 1815 bezeichnen. Die Deutschen hatten sich wieder geboren und erkannt in einer heldenmüthigen und heiligen That; es galt, von dem eroberten Standpunkt aus die Wege eines neuen Lebens zu gehen, vorwärts, nicht rückwärts. Junges Erdreich war gewonnen die Fülle, jedoch nicht, um die alte Saat gothischer Drachenzähne darin auszustreuen, sondern um sich mit den feinen und klugen Bildungen des modernen Gedankens zu übergrünen. Indem die Romantiker diesen Wendepunkt verkannten und eigensinnig fortfuhren, die Berechtigung des jüngern Geschlechts zu bestreiten und den ausgelebten Gedankenstoff der Vergangenheit als einen künstlichen Inhalt in das Zeitbewußtsein zu substituiren, mußte dieß Verfahren dem gesunden und hellsehenden Theil der Nation unheimlich und lächerlich zu gleicher Zeit erscheinen, als ein Vergehen und eine Thorheit. Die Romantik, wie sie früher Opposition gewesen, wurde jetzt Reaktion, und nur da noch mochte sie ertragen, ja mit Beifall vom Volke begrüßt werden, wo sie wie bei Uhland völlig tendenzlos auftrat als die Rückspiegelung einer fernen Zauberzeit in der Sehnsucht eines poetischen Gemüths.

Tiecks Stellung zu seinen Freunden war von Anbeginn eine ganz besondere: er war nicht bloß, wie ihn noch neuerlich Immermann in seinen Denkwürdigkeiten genannt hat, der größte Dichter, er war auch der größte Verstand der Schule. Jene vielberührte Opposition hatte Tieck als strebender Kopf allerdings getheilt, allein sie schlug bei ihm ganz anders, man möchte sagen, praktischer und positiver aus. Tieck stellte sich als ein Aristophanes seiner Zeit gegenüber. Seine Komödien stehen, was Witz, boshafte Schalkheit und geistreiche Erfindung betrifft, unübertroffen in einer Literatur, deren schwächste Seite die komische ist, und ihre Wirkung würde noch tiefer reichen, wenn der Dichter sich weiter vorwärts gewagt und statt bloß einzelne Hiebe

tantiſche Intereſſen zu geißeln, das ganze verkehrte Leben ſelbſt im Zuſammenhange ſeiner Nichtigkeit verſpottet hätte. Seine eigentlich dramatiſchen und novelliſtiſchen Anfänge dagegen leiden entſchieden an dem allgemeinen Irrthum jener Epoche, abſeits des Lebens ſelbſt eine künſtliche Poeſie erſchaffen zu wollen, daher ſich auch die Popularität Octavians oder Genovefa's z. B. trotz einzelner Schönheiten mit der eines Schiller'ſchen oder Göthe'ſchen Stückes gar nicht vergleichen läßt. Später wendet ſich Tieck, deſſen ſcharfem Auge dieſer Irrthum im Fortgang der Entwicklung nicht verborgen bleiben konnte, entſchieden von der früheren Richtung hinweg, und der Dichter der Märchenwelt verwandelt ſich in einen Dichter der Geſellſchaft. Nur hat er ſich auch hier der Ironie nicht völlig entſchlagen können, vielmehr ſieht das Ich des Dichters mit ſeinen Schalksaugen überall aus dem Gedichte heraus, was der Wirkung dieſer übrigens heiter und tiefſinnig erfundenen Kompoſitionen außerordentlich ſchadet. In der höchſten Vollendung eines Dichterwerks iſt der Dichter nur ſichtbar, wie Gott in der Welt — ſo nämlich, daß man in der zuſammenſtimmenden Schönheit der einzelnen Geſtalten, die ſich als eine göttliche Nothwendigkeit ankündigt, die Allgegenwart einer Idee, das Wirken einer harmoniſch verbindenden und beſeelenden Urkraft ahnt. Auf dieſem Standpunkt hohen Ernſtes, der alle perſönlichen Capricen abthut, der mit ſeinem Stoffe aufopfernd ringt, bis derſelbe als ein gediegenes Kunſtwerk im hellen Licht der Objektivität erſcheint, bewegt ſich der Aufruhr der Cevennen, bewegt ſich Vittoria Accorombona. D.

g. Moderne Dichter. Uhland, Mayer, Rückert, Heine, Grün, Lenau, Freiligrath.

*723. Kehren wir nun nach Tübingen zurück, ſo begegnen wir dort einem ernſten, faſt finſtern Jünglinge, von wenig beweglichem, verſchloſſenem Weſen; ſeine Gegenwart ſcheint auch den Andern das Wort auf der Lippe zaghaft zu machen; außer ſeinem Freunde, den wir nachher nennen werden. Aber ſchon als Knabe war jener finſter Ausſehende bei ſeinen Kameraden berühmt und beliebt, da er oft in der Abenddämmerung von einem Eckſtein, von einem Ladentiſch oder ſonſt einem zunächſt liegenden Sitze herab ihnen Märchen und Wundergeſchichten erzählte. Auch jetzt darf er nur ein Glas Wein vor ſich haben, ſo wird plötzlich der finſtere Mund beweglich, die Augen leuchten, und Reden voll Tiefe und Schwung ertönen, wenn auch nur in epigrammatiſchen Abſätzen, von ſeinen Lippen. Ungerne trägt er eines ſeiner Lieder vor, über die er ſelbſt die ſtrengſte Kritik übt, und, wenn er es thut, ſo verbirgt er ſelbſt durch ſeinen rauh abgeſtoßenen Ton den ſüßen Wohlklang, den muſikaliſchen Zauber ſeines Gedichts. Es iſt, als betrachte er ſelbſt die Poeſie nur als ein jugendliches Spiel, über dem er ſtehe, und nur einmal

werde es ihm ein rechter Ernst damit, als er anfängt, seines Landes altes, gutes Recht in geharnischten Liedern zu verfechten. Wir sehen ihm an, daß der Geist der Politik seine Hand auf ihn gelegt, und ihn zum Sprecher einer harten, unerbittlichen, oft witzigen, meistens bittern Opposition gestempelt hat, zu einem unfreundlichen, allen Glanz verschmähenden, im Bewußtsein innerer Würde stolzgenügsamen Leben, unter einem Himmel voll Wolken, wovon das Zauberland seiner blumenvollen Jugend mit seinem heitern Sonnenscheine weit abliegt. So zeigt sich uns Ludwig Uhland.

An diesen strengen, verschlossenen Charakter schloß sich früher ein weicher, milder, hingebender mit aller Wärme einer unvergänglichen Freundschaft an. Eine zarte, mehr zum Dulden als zum Handeln geschickte Natur, ein feiner, für alles Schöne fast mit weiblicher Weichheit empfindlicher Sinn, eine sanfte, beinahe bräutliche Vertraulichkeit mit der Natur, ein schmiegsames, liebebedürftiges Wesen, und eine fast jungfräuliche sittliche Grazie zeichneten den Freund vor allen Andern aus. So bildete Karl Mayer einen auffallenden Kontrast gegen Uhland. E. Reinhold.

724. Was endlich die dritte Abtheilung der fünf Sträuße des „Liebesfrühlings" betrifft, so erblicken wir in diesen allerdings den schönsten und duftendsten Blütenkranz von allen, die Rückert bisher gewunden, sofern wir nämlich solche nur mit den Augen und dem Herzen des empfindenden und genießenden Kunstjüngers betrachten. An Tiefe der Idee und Höhe des Gedankenflusses mögen andere Gedichte unsers Dichters diese übertreffen, an Lieblichkeit und Anmuth, an inniger Seelenwärme und unabsehbarer Fülle des bewegtesten, bilder- und gestaltenreichsten Ausdrucks für den einfachen, aber in dieser Einfachheit eben unendlichen und unergründlichen Inhalt kommt ihnen keines gleich. Ob die Literatur der alten oder der neuen Zeit, des Morgenlandes oder des Abendlandes irgend etwas aufzuweisen hat, was den gleichen Inhalt in der entsprechenden Gestalt einer durch mehrere Hunderte von Liedern und Gedichten der verschiedensten Formen hindurchgeführten Lyrik mit gleichem oder größerm Glück behandelt, ist uns wenigstens nicht bekannt: was sich zunächst, doch schon in wesentlichem Unterschiede des Inhalts und der Form zur Vergleichung darbietet, Petrarca's Sonette und Canzonen, bleibt an Wahrheit der Empfindung und an beweglicher Mannigfaltigkeit der Darstellung weit hinter Rückert zurück. Die sittliche Schönheit ist in diesen Liedern unmittelbar Eins mit der dichterischen; nie hat die Treue und die Keuschheit des Gefühls einen trefflicheren, nie einen so unmittelbar mit dem Ausdrucke des Gefühls selbst verschmolzenen und in Eins gebildeten Ausdruck gefunden. C. H. Weiße.

725. Wie ganz anders Grün. Da ist nicht Gesang, da ist überraschend vorquellend Wort, was sich unter Klippen vordrängt, um einen Gedanken

auszudrücken. Die Einheit der romantischen Welt ist verloren, das Priesterthum figurirt gelegentlich als Puppenspiel; die Zeit des Kreuzes ist unter Rosen begraben. Drang nach Freiheit weht in Sturmesstößen überall hindurch, aber ergreifende Kraft ist ihm nur eigen, wo er die Gegensätze mit einem humoristischen Lächeln bedeckt, oder wo der Zorn aus den alten Trümmern einige Felsblöcke herausschleudert, so daß eine abgesonderte Existenz hervorgeschaffen scheint. Laube.

526. Der glänzendste Geist, das herrlichste Talent, das Heinrich Heine zierte, war nicht im Stande, ihn auf seiner Höhe zu erhalten. Er mußte sinken, zur Gemeinheit, zum Alltäglichen herabsinken, weil die Gesinnung ihm fehlte, die allein unserm Wesen Halt, unserm Streben Ziel zu geben vermag. Das Talent, das Genie schwingt sich kühn empor, und findet eine Zeit lang Beschäftigung in der eigenen Vollendung und Verherrlichung; allein bald hat es seinen Höhepunkt erreicht, und nichts vermag dann seinen schnellen Fall zu hindern, wenn es nicht frühzeitig genug der Eitelkeit entsagt, und in stiller, treuer Thätigkeit Entschädigung für den Glanz früherer Tage sucht. Hall. Jahrbücher.

727. Im Politischen bot ihm (Nic. Lenau) der angeborne Freiheitsmuth des magyarischen Stammes seinen Halt; im Landschaftlichen war er stark, fest und wahr durch die Wahrheit der umgebenden Natur und die Innigkeit des heimatlichen Naturlebens; in der Welt des Gemüths aber, hier, wo es Leben, Geist und Unsterblichkeit, alle höchste Bildung und Beruhigung der Seele gilt, konnte er nur sich, indem er sich starken und frohen Sinnes an die Erkenntniß gab, einen festen Boden, eine heitere Aussicht gewinnen. Aber wundersam genug, als stände ihm hier das Widersetzliche seiner magyarischen Abstammung entgegen, ist er hier unter der Höhe seiner Zeit geblieben, deren Organ er jetzt nicht mehr sein kann, weil er von ihrem wärmsten und lebendigsten Hauch sich nicht hat durchdringen lassen.

C. H. Weiße.

718. Freiligraths Begeisterung ist durchweg eine warme und hinreißende; selbst bei fremden, sehr gegenübergestellten Stoffen ergreift uns ihre elektrisirende Bewegung, ihr Strom durchzuckt uns alle Adern mit dem genialen Feuer des Dichters; wir dringen tief in die Eigenthümlichkeit des Gegenstandes, sei es die Wüste mit den Karavanen und Beduinen, sei es der Neger mit seiner wüsten Kampflust, sei es das Meer, das wunderbare, mit seinen Schätzen und fernstrebenden Schiffen. Das Feuer, welches aus ihm auf uns überströmt, kennt, liebt und fürchtet er als diesen Dämon, der mit jedem Male, wo er ihn ergreift, ihm ans Leben, an die Seele tastet. A. Ruge.

*729. Dieses Volk (das deutsche), von welchem die Revolution der Denkart von Europa ausgegangen, dessen Geisteskraft die höchsten Erfindun-

gen bezeugen, das dem Himmel Gesetze gegeben und am tiefsten vor allen die Erde durchforscht hat, dem die Natur einen unverrückten Sinn für das Rechte und die Neigung zur Erkenntniß der ersten Ursache tiefer als irgend andern eingepflanzt: dieses Volk muß in einer eigenthümlichen Kunst enden.

Schelling.

h. Englische Poesie. Ossian, Shakespear, Byron.

*730. Am reizendsten und vollendetsten zeigt sich die nordische Poesie in ihrem äußersten Westen, im schottischen Hochlande, und den nahe gelegenen kleinen Inseln, deren alte Lieder, die den Untergang eines schönen Heldenthums besingen, uns unter dem Namen Ossians gesammelt und aufbehalten sind. Fortlage.

731. Wir sind bei Ossian in einem stets trüben und feuchten Elemente, unter regnerischem Himmel; und so gleichen auch seine Lieder schweren Regenwolken, welche beständig weinen, aber den durchschimmernden, lachenden Lichtstrahl in zauberischen Regenbogenfarben brechen. Fortlage.

732. Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt; zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt; zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halberwachtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des Edelgefallenen, ihres Geliebten! — Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußstapfen seiner Väter sucht, und, ach! ihre Grabsteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapfern leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, sieg-rückkehrendes Schiff beschien! — Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirne lese, den letzten verlassenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Grase niedersieht, und ausruft: „Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: „Wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn?" Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde!" —

O, Freund, ich möchte gleich einem edeln Waffenträger das Schwert ziehen, meinen Fürsten vor der zückenden Qual des langsam absterbenden

Lebens auf ein Mal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden. Göthe.

733. Es zieht durch Shakespears Tragödien ein ähnliches großes Weh, wie durch die alten Tragiker, nur daß die letztern gewöhnlich noch auf irgend eine Weise dem Schmerz eine Beruhigung und Milderung hinzufügen mochten, und bestand diese auch nur in dem schwer stöhnenden Klaggesang des Aeschyleischen Chors. Wenn die tragische Muse des Alterthums gleicht einer Weinenden, einer tödtlich Verwundeten, welche aber ihre Thränen verbirgt und ihren Schmerz als etwas Unschönes und dem Chaos Gehöriges zu verhüllen sucht, so ist die Shakespear'sche Muse eine Amazone, sich trotzig und furchtlos bloßstellend allen feindlichen Geschossen eines wilden Lebens, eines trotzigen Hohns, einer vergifteten Gesellschaft und alles dessen, was zur Verzweiflung bringen kann. Sie tritt allem diesem lachend entgegen, sucht das Böse und Schädliche spielend auf, und Gift und Galle wird ihr gleichsam zum gesunden Nahrungsmittel.

Shakespear ist Meister in der Kunst, zweifelnde und verzweifelte Geister im Gedränge des Lebens darzustellen, wie Hamlet, den milden und grüblerischen Philosophen, erdrückt unter der Last eines ihm zu schweren Geschicks und die vom Wurm der Verzweiflung zerrüttete Blume Ophelia; Julia, welche stählerne Kraft spricht aus der Verzweiflung, den Moder des Grabgewölbes nicht zu scheuen; und den von der Verzweiflung der Eifersucht angetriebenen blutdürstigen Tiger Othello. Die Verzweiflung kommt bei Shakespear in den mannigfachsten Graden vor. Bei Macbeth mischt sie sich mit Wuth, bei Leär mit Thränen, bei Falstaf mit lachender Frivolität. Mit der Liebe spielt dieser Dichter bloß, sowohl in seinen Tragödien als Sonetten, als mit einer Sache, die ihm nicht groß genug zu sein schien, seine ganze Seele zu erfüllen. Größer erschienen ihm die aus ihrem Verlust entspringenden Qualen.

Diese objektive und fast bis zur psychologischen Forschung gesteigerte Kälte geht durch bis auf jeden Ausdruck der Sprache. Seine Sprache ist bilderreich, oft bis zur Uebertreibung. Aber dieß ist nicht jener persische Bilderluxus, welcher Herz und Phantasie in süße Träume wiegt, sondern diese kühnen Gleichnißreden, welche herabfahren, wie Blitze, farblos und ohne zu erwärmen, entspringen theils aus einem Humor, der die Dinge gern aus unerwarteten Gesichtspunkten darstellt, theils aus einer gewissen leichtfertigen Selbstverachtung, womit eine übervolle Phantasie ihren eigenen idealischen Reichthum nachlässig und wie unbewußt mit vollen Händen ausschüttet.

Fortlage.

734. Romeo und Julia ist ein Gemälde der Liebe und ihrer beklagenswerthen Schicksale in einer Welt, deren Atmosphäre zu rauh für diese zarteste Blüte des menschlichen Daseins ist. Zwei für einander geschaffene

Wesen werden sich beim ersten Erblicken Alles; jede Rücksicht verschwindet vor dem unwiderstehlichen Triebe, Eins im Andern zu leben: sie verbinden sich insgeheim unter widerstrebenden Verhältnissen, bloß auf den Schutz der unsichtbaren Mächte vertrauend, durch Schlag auf Schlag erfolgende feindselige Vorfälle wird ihre heldenmüthige Treue in wenigen Tagen auf die Probe gestellt, bis sie gewaltsam getrennt, durch einen freiwilligen Tod sich im Grabe und jenseit des Grabes wieder vereinigen. A. W. v. Schlegel.

735. In König Lear tritt noch einmal die Liebe auf als Grundprincip des menschlichen Daseins. Aber wiederum ist es eine andere, neue Manifestation dieser göttlichen Kraft; es ist die dritte und letzte Hauptform, in welcher die Liebe unmittelbar thätig in die Bildung des menschlichen Daseins eingreift, in welcher sie als das reichste natürliche Band des ewigen, großen Organismus der Menschheit, und damit als Basis und Grundbedingung aller geistigen und sittlichen Entwicklung sich offenbart. Wie es in Romeo und Julie die bräutliche Hingebung und die phantastische Begeisterung der Jugendliebe, in Othello dagegen die männliche Stärke und Fülle der ehelichen Zärtlichkeit, Achtung und Treue, so ist es hier die Liebe der Eltern zu den Kindern und die Ehrfurcht dieser gegen jene, welche als Kern und Mittelpunkt der menschlichen Verhältnisse gefaßt wird, so ist hier der Familienverband in seiner tiefen, welthistorischen Bedeutung die Lebensstufe, auf welcher der Dichter innerhalb des tragischen Gebietes seinen Standpunkt nimmt. Hierin liegt die Modifikation der allgemeinen tragischen Weltanschauung, die Grundidee der Tragödie. — Die hohe Mittagssonne ist zur frisch glühenden, aber doch dem Erlöschen entgegengehenden Abendröthe herabgesunken. Lear ist ein an Seele und Körper noch kräftiger Greis, aber doch ein Greis, der die Fehler seiner Natur, Eigensinn und Herrschsucht, Zornmuth und rasche Unbesonnenheit noch nicht überwunden hat; nur sein Herz ist noch jugendlich frisch und voll geblieben. Das reiche Maß der Liebe, das ihm zu Theil geworden, schüttet er daher bis auf den letzten Tropfen seinen Kindern aus; ihnen gibt er Alles dahin, um in ihrer Liebe und Dankbarkeit von den Stürmen, von der Arbeit und Mühe seines langen Lebens auszuruhen. Aber diese Liebe, die über dem Vater ganz den König, über der Sorge des Familienhauptes alle übrigen Pflichten vergißt, welche die innere Neigung mit der äußern Zärtlichkeit verwechselt, und daher wol selbst zum Theil die Kinder an Schmeichelei und Heuchelei gewöhnt hat; die nicht bloß momentan abirrt, sondern in ihrem Eigensinn so befangen sich zeigt, daß der (eben darum künstlerisch nothwendige) Versuch Kents, sie zur wahren Erkenntniß zu bringen, trotz seiner Hartnäckigkeit, gänzlich scheitert; — sie ist wie in Othello und Romeo, so auch hier, noch nicht gereinigt und geläutert von irdischen Schlacken; sie hat auch hier einen leidenschaftlichen Charakter, der sich in der übereilten, ungerechten Verstoßung Cordeliens und Kents äußert; sie will zunächst nur

das äußere, irdiſche, nicht das innere, ewige Wohl der Kinder; ſie ruht ſelbſt nicht in der göttlichen Wahrheit, und eben deßhalb verkennt ſie auch die Wahrheit, verſtößt die ächte, lautere Gegenliebe und Dankbarkeit und tauſcht dafür Schein, Lüge und Heuchelei ein. Einer ſolchen falſchen und in der That unſittlichen Liebe der Eltern folgt durch innere Nothwendigkeit die Treuloſigkeit, Undankbarkeit und Laſterhaftigkeit der Kinder auf dem Fuße nach. Lear, indem er die wahre Pietät, die „liebt und ſchweigt", nach der äußern Zärtlichkeit mißt, indem er ſo Inneres und Aeußeres ſcheidet, daß er der Liebe, die nur ſich ſelbſt Lohn ſein kann und will, eine äußere Vergeltung zuwägt, ſie ſelbſt unter Maß und Gewicht ſtellt, und alſo ihre innere Unendlichkeit, ihr wahres Weſen verkennend, ein Trugbild zur Norm ſeiner Handlungen macht, — hat ſelbſt ſchon den wahren, inneren Familienverband zerriſſen, der ja nur in der ſtillen, unbewußten und abſichtloſen Einheit der Herzen beſteht, in dem Inneres und Aeußeres, Subjekt und Objekt ſo ganz in Eins aufgegangen ſind, daß weder das Bedürfniß einer äußeren Bethätigung noch die Begriffe von Recht und Pflicht, Herrſchen und Dienen, Anſpruch und Belohnung zur äußeren Geltung kommen können. So erſcheint Lear ſelbſt als der letzte Urheber der ganzen tragiſchen Verwicklung, ſchuldig an ſeinem eignen Schickſale, ſchuldig an dem Thun und Leiden ſeiner Kinder; ſo geht er unter an dem Irrthum und der Schwäche ſeines eignen liebevollen Herzens; ſo führt das Herrlichſte und Schönſte der Erde ins Verderben, ſo lange es, noch erdig und ungeläutert, noch nicht in ſeinem göttlichen Urquell ſeine lebendige Wirklichkeit und Wahrheit gefunden hat. H. Ulrici.

738. Byron gehört nicht zu jenen Günſtlingen, welche ſich die Muſe der Dichtung ſelbſt erwählt, ſie mit den glänzendſten Gaben ausſtattet und ihnen die Sonnenroſſe ihrer ſtolzen Bahnen ſelbſt anſchirret. Dante, Shakespear, Cervantes traten aus dem innerſten Heiligthum der Poeſie, umflattert von den Genien der Schönheit, welche ihnen die unverwelklichen Blütenkränze ihrer Dichtungen um die hohe Stirne flochten. Was ſie berührten, verſchönten ſie. Sie waren Prieſter, die eine heilige Offenbarung zu lehren in die Welt geſandt wurden. Man wird nicht wagen, Lord Byron in lyriſcher und dramatiſcher Hinſicht hoch zu ſtellen. Er war groß in der beſchreibenden Poeſie. Er wählte ſich immer die glänzendſten Bilder unter der reichen Auswahl, die ſich ihm anbot. Er iſt meiſterhaft in jenen Ausmalungen von Stürmen und Ungewittern, Seefahrten, Landſchaften, und den vielen Details, welchen die epiſche Poeſie eine gewiſſe Umſtändlichkeit, Breite und reflektirende Ausdehnung nicht verweigern darf. Byron lebte mit der Poeſie, wie mit ſeiner Gattin. Er mied ihren Umgang, und weinte, wann ſie ihn verließ.

Gutzkow.

i. Romantische Poesie, Tasso, Ariosto, Cid, französisches Drama.

737. Hier (Tasso) erreichte die italische Epik ihren Gipfel. Die dunkle und geheimnißvolle Traumwelt Arioſts erhellt ſich zu ſchimmernden Idealen, zu hohen Raphaelischen Gestalten, welche griechische Grazie und und Würde mit indischem Reiz verbinden. Sie streifen wie in elektrischen Seidenstoffen an uns vorüber, sie haben alle etwas Fürstliches in ihrem Wesen. Zwar fehlt hier ein gewisser frischer Naturhauch, welcher dem griechischen Epos des Alterthums eigen ist. Dagegen überwallt uns in dieser künstlichen Atmosphäre ein Gefühl der Festlichkeit, wie in einem von schimmernden Lichtern erleuchteten Saal; es sind nicht mehr verschönte Naturgebilde, es sind in die Natur eintretende Ideale, von denen wir uns umleuchtet sehen.

Fortlage.

738. Arioſt's rasender Roland beschreibt ein Labyrinth von Episoden aus Karls spanischem Saracenenzuge, ist aber mehr ein Liebesgedicht, als ein Kriegesgesang zu nennen. Das Thema ist die Raserei des Roland, wie in der Ilias der Zorn des Achill. Aber Achill zürnt wegen Herabsetzung seiner Person, Roland rast wegen der Untreue seiner entflohenen Geliebten. Nicht sein Zorn, sondern seine verschmähte Liebe ist das Thema. Dieses ist als Mittelpunkt eingesetzt in ein fast unübersehbares Chaos vielverschlungener und zweckloser Abenteuer. Wir irren beständig in dichten Wildnissen umher, bald diesem, bald jenem Ritter auf seinen Streifzügen folgend. Und sind wir erst recht in die dicke Wildniß hineingelangt, so scheint hinter jedem Busch ein Saracene hervorzuspringen, mit dem eine Lanze gebrochen werden muß, und aus jeder Felsengrotte die Gestalt eines schönen Fräuleins aufzutauchen, die entweder beschützt oder geliebt sein will. Fortlage.

*739. Im Kontrast gegen diesen mittelaltrigen Gährungsprozeß voll Wüstenei lassen sich schon um dieselbe Zeit die spanischen Romanzen vom Cid mit ihrem reinen Silberklange vernehmen als eine helle Glocke, zusammengegossen aus reinem arabischen und gothischen Metall ohne weitere Mischung.

Fortlage.

*740. Man muß die Weichlichkeit, die breiten und üppigen Polster des italienischen Epos dagegen halten, und dieselbigen vergleichen mit dieser nervichten Kürze und schlagenden Gedrungenheit, mit diesem stählernen und schnellbeweglichen Charakter, um den Unterschied recht zu fühlen zwischen einem Heldengesange, welcher an der Sonne des römischen todten Alterthums, und einem, welcher an der Sonne des lebendigen und ruhmstrahlenden Arabiens zeitigte. Fortlage.

741. Die französische Tragödie hat den unpopulärsten Ursprung. Sie ist reines Kunstwerk der gelehrten Berechnung. Weil man die griechische

Tragödie für die vollkommenste hielt, so strebte man ihrer regelmäßigen Form nach. Weil man mit Aristoteles glaubte, der Zweck der Tragödie bestehe in Erregung der Affekte der Bewunderung und des Mitleids, so legte man es auch hierauf lediglich und geflissentlich an. Man betrachtete das Theater als einen galvanischen Apparat zur beliebigen Erregung interessanter Nervenzuckungen. Man operirte mit der Behutsamkeit und der ausgeklügelten Vorsicht eines experimentirenden Physikers. Man berechnete für möglichst starke und möglichst interessante Empfindungen. Um die Empfindungen stark zu haben, wählte man lauter heroische Charaktere, und nahm daher die Personen am liebsten aus der heroischen Römerzeit. Um aber seltene, interessante und kostbare Empfindungen zu bekommen, setzte man eine Person in widersprechende Verhältnisse, wo ihre Seele einen seltenen und unverhofften Farbenwechsel der Affekte entwickeln mußte. Hieraus entsteht ein Antithesenspiel. Man strebt nach Antithesen in den Verhältnissen der Personen gegen einander, in ihren Situationen, in ihren Leidenschaften und endlich auch in ihren Worten. Der Erfinder dieses tragischen Schachbretts ist Corneille, sechs Jahre jünger als Calderon. Fortlage.

742. Den 5. Junius waren wir in Straßburg. Es traf sich glücklich, da wir schon einige Theater geschlossen gefunden hatten, daß hier die ganze theatralische Welt in Bewegung war; denn die berühmte Mlle. George von Paris gab hier Gastrollen, und heute war ihr Benefiz.

In Frankreich hatte ich das schlimme Glück, daß diese Schauspielerin und ihr Begleiter, der noch berühmtere Talma, immer eben abgereiset waren, wohin ich kam. In London hatte ich sie eingehalt, und beide gaben im Opernhause ihre Vorstellungen, nur einzelne Scenen, zwar im Kostüm, aber für den wahren Theaterfreund immer höchst ungenügend, weil alle Motive, Uebergänge, die eigentliche Größe und Wahrheit des Spieles fehlen müssen. Auch verliert, so ohne Rahmen des Gedichtes und Theaters, die Vorstellung das Element, in dem sie sich verständig bewegen soll, und kann höchstens eine Virtuosität, nicht aber jene Weisheit des Künstlers beurkunden, der wir doch eigentlich nur unsre wahre Bewundrung zollen. Dieß ist auch der Grund, warum ich niemals unsern Deklamatoren (die sich zum Glück jetzt vermindert haben), selbst wenn sie besser gewesen wären, Geschmack hätte abgewinnen können. — Der Eingang für Talmas fragmentarische Darstellungen wurde mit einem Pfunde und fünf Schillingen, fast auf mehr als englische Weise, bezahlt; indessen sollte ich dennoch mit meiner Neugier noch im Hafen Schiffbruch leiden; denn da ich den ganzen Tag auf dem Museum gearbeitet hatte, so war mir keine Zeit geblieben, mich umzukleiden, und selbst bei diesem hohen Preise war es nicht erlaubt, anders, als in Schuhen den Saal des Opernhauses zu betreten. Um so empfindlicher mußte es mir sein, die gepriesene George wenigstens hier in Straßburg kennen zu lernen; aber beinahe wäre

auch hier meine Hoffnung zu Grunde gegangen; denn kaum war für meinen Reisegefährten und mich noch ein Platz zu finden, und nur nach Kämpfen und Bitten erhielten wir in der Loge über dem Proscenium Raum; das Orchester wurde wegen des Andrangs weggeräumt, und das ziemlich große Haus war von Bewunderern und Neugierigen überfüllt.

Aber ein merkwürdiger und seltner Fall war es auch gewiß; denn es wurden zwei große Tragödien gegeben, beide von fünf Akten, und in beiden spielte die George die Hauptrolle. Zuerst die Makkabäer, in welchem Stück sie als Mutter der Märtyrer, und dann Makbeth nach Shakspeare, worin sie als Lady Makbeth auftrat. Die Bearbeitung war zwar die schwächliche des Ducis, indessen war es eigens auf dem Anschlagzettel bemerkt, daß die Scene, in welcher sie als Nachtwandlerin auftritt, vorzüglich merkwürdig sei und die größte Aufmerksamkeit verdiene. Um halb sechs Uhr fing das Schauspiel an und endigte erst um halb eilf, und es ist gewiß, daß dieser merkwürdige Abend mir große Eindrücke für mein ganzes Leben zurückgelassen, daß ich etwas der Art noch niemals gesehen hatte, und daß die wunderbarsten Empfindungen und seltsamsten Ueberraschungen in meiner Seele abwechselten. Wie oft gehen Kunstwerke an uns vorüber, die einen gefälligen Eindruck, einen lieblichen Nachklang in uns zurücklassen; andere erschüttern uns theilweise, machen an einigen Stellen einen tiefern Eindruck, indessen wird das Ganze durch Zerstreutheit und Zurückkehren zum Gewöhnlichen fast wieder vergessen. Aber vielleicht noch nie war es mir begegnet, daß ich ein Ganzes so auf die seltsamste Art erlebte, und dennoch nichts weniger als beruhigt oder befriedigt war, sondern diese große Erscheinung im Gegentheil in meinen Gefühlen nur schmerzhaft hin und wider riß, und Erstaunen und Ueberraschung der wahren Begeisterung geradezu widerstritten und sie unmöglich machten.

Die George ist groß und jetzt übermäßig stark, aber man sieht noch, daß sie schön war. Ihr Antlitz ist sprechend, vorzüglich ihr Auge; ihr großer Blick ist vom höchsten Ausdruck, im Zorn, im Abscheu furchtbar, und die Verachtung, die sie in ihn legen kann, vernichtend. Ihre Geberde ist erhaben, mächtig, stark, aber alles schnell, ungestüm, selten vorbereitet, nur hie und da ein Uebergang von einem Aeußersten zum andern. Ihre Stimme ist im tiefsten Alt, der niemals unangenehm oder knirschend klingt, so gewaltig, daß, im buchstäblichen Sinne, beim Ausruf des Schmerzes oder Zorns, ja beim Ach! das ganze Haus wiedertönt, und der Seufzer des Schmerzes, das Aechzen des Grames noch laut und kräftig erschallt. So wie diese Riesin auftrat, erschienen alle Mitspielenden als Zwerge, und selbst manche volle Männerstimme verschwand als ein unbedeutendes Schwirren; denn es ist nicht bloß der gewaltige Ton selbst, sondern die Art, wie sie ihn gebraucht, anhält, ausstößt, die Rede unvermuthet zu noch größerer Kraft erhöht, und zuletzt noch mit einer Macht endigt, die man nach diesen Anstrengungen für

unmöglich gehalten hätte, was dieſe erſtaunlichen Wirkungen hervorbringt. Auf dieſelbe Art gebraucht ſie Geberden- und Mienenſpiel. Indem ſie, die Augen plötzlich rollend, ihren Mitſpieler anblickend, ſchnell vorſchreitet, erregt ſie Entſetzen; in keiner Stellung verweilt ſie, keine Geberde bereitet die zweite vor, alles überraſcht, verwundert, und ſo wie die Stimme plötzlich aus dem gehaltenen Ton erſchreckend in einen raſchen Sturm und Wirbelwind donnernder Worte übergeht, ſo ſchnell ſich überſtürzend, daß das Ohr kaum folgen kann, ſo endigt dieſe Fülle dann eben ſo plötzlich in einen gewaltſamen Aufſchrei, in einen herzzerreißenden Seufzer, oder verliert ſich in ein ſtummes Hinſtarren und eine fürchterliche Pauſe.

Niemals habe ich einen ſo lauten, den immer angeſtrengten, vollen und mächtigen Ton auf irgend einer Bühne vernommen. Denn wenn auch Fleck in einzelnen Scenen das Uebermenſchliche erreichte, ſo war ſeine Rede doch immer im natürlichen Zeitmaß, die Stimme, ſo voll und kräftig ſie war, war doch ſeine natürliche, und der Natur gemäß brauchte er die Pauſen, die Scenen geringerer Leidenſchaft, zum Ausruhen, und ſeine höchſte Anſtrengung, wenn ſie auch erſchrecken und verwundern konnte, erſtrebte keinen Ton, der über ſeinen Bereich hinaus lag, der anders geweſen wäre, als wir ihn im Leben vernehmen, nur hier voll und rund, auf das ſchönſte ausgebildet, und in der größten Heftigkeit niemals dieſe Gränzen des Natürlichen verlaſſend. Bei dieſer Künſtlerin aber war der erſte Grundton, auf welchem alles ruhte, ſchon ein erhabener, ich möchte ſagen übermenſchlicher, und dieſe ſo ſtark angeſtrichene Saite konnte noch ſo viel ſtärker, höher, reißender, und bis zu einer rieſenhaften Anſtrengung zum Klang gereizt werden, ohne daß man Mattigkeit oder Erſchlaffung ſpürte, oder daß der Ton ſich überſchrie und in ſich ſelbſt zerbrach.

In den Scenen der höchſten Leidenſchaft, als die Mutter alle ihre Kinder vom Tyrannen ſchlachten ſieht, als ſie klagt und dieſem zürnt und flucht, wieder für das letzte bittet, und es doch zum Sterben mit heroiſcher Lebensverachtung ermuthigt, war alles in ihrer Geberde, Todeskampf, Geheul, die ungeheuerſte Darſtellung, die die Phantaſie nur erſchwingen kann. Und wieder zurückgeriſſen in Mattigkeit, Ohnmacht und Vernichtung, nur um dann ſo plötzlicher die vorige, entſetzende Anſtrengung aller Kräfte und furchtbaren Töne noch zu überbieten.

Es wäre nicht unmöglich, daß Krankheit oder ſelbſt Tod einem ſolchen ununterbrochenen Kampf von einigen Stunden folgte. Dieſelbe Frau aber, die nun ſchon das Höchſte und Wunderbarſte ihres Talentes ausgeſpielt zu haben ſchien, hatte Muth und Kraft genug, nach kurzer Zeit (denn im erſten Akt dieſes franzöſiſchen Makbeth trat ſie nicht auf), in neuer Geſtalt, in friſchem, ungeſchwächtem Leben herzuſchreiten, und beinahe in dieſer ungeheuern Rolle die vorige als die ſchwächere erſcheinen zu laſſen. Ihre Stimme

war fast noch klarer und klingender geworden, und in den Scenen, in welchen sie den Gatten beredet, von einschmeichelnder Lieblichkeit, die aber bald dem Hohn und Zorn, dem furchtbarsten Ausdruck wieder Raum geben mußte. Mit großer Virtuosität wurde hier der Ehrgeiz einer großartigen Frau, der sich bis zum Wahnsinn und zur Verzweiflung steigerte, sehr richtig, völlig vom Charakter jener Matrone unterschieden; kein Ton, keine Geberde erinnerte an jene; Zorn, Verachtung und Hohn waren jetzt von ganz anderer Art, und das Ungeheure der Leidenschaft, die Furie der Bosheit steigerte sich so, daß die Gestalt der frühern Tragödie für den Augenblick beinah in der Imagination erlosch.

Als Nachtwandlerin und in der letzten Scene erschien sie ohne Schminke und selbst weiß gefärbt, starr, ohne Blick, gespenstisch, oder wie ein fratzenhaftes, bewegliches Bild des Entsetzens aus Stein geformt. Der Anblick war im Grausenhaften fast unerträglich. Mit einem Worte, ich habe an diesem Abend das Größte, Vollendetste und Unbegreiflichste gesehen, was auf diesem Wege der menschlichen Kraft zu erreichen steht. Welche lange Bahn mußte ein Theater durchlaufen, wie viele und große Talente mußten auf der schon geebneten Bahn vorangehen, welch unermüdetes Studium mußte sich mit feuriger, schaffender Phantasie, mit allen günstigen Naturanlagen, und mit der gesundesten Körperkraft antreffen und verbinden, um das Ungeheure dieser Kunstvollendung erschaffen zu können! Nichts Aehnliches habe ich auf dem Pariser Theater gesehen, nichts anderswo, was ich nur von Fern mit dieser Virtuosität in Vergleichung stellen möchte.

Wenn ich diese Darstellung die größte und vollendetste nannte, so war sie auch ebenso gewiß die thörichtste und widernatürlichste, die nur irgend möglich ist. Denn völlig war auch Natur und Wahrheit vernichtet, und alles Entsetzen, und die furchtbaren Aeußerungen der höchsten Leidenschaften nur willkürlich und zum erschreckenden Spiel eingesetzt und mit andern ergreifenden Zeichen vertauscht, daß man ein solches Schauspiel ein Schwelgen am Grausen und Fürchterlichen, Widernatürlichen und Verzerrten nennen kann. Das Erstaunen endigte nicht, und die Seele des Zuschauers fand keine Rede oder Empfindung, auf welcher sie wieder ausruhen, oder sich dem Strome des Gedichts überlassen konnte. Es war wie Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag und Erdbeben.

Und dennoch, wie sich denn die Aeußersten immer berühren, ist mir auf der Bühne noch niemals die Anschauung so deutlich geworden, wie der Sophokles gespielt und gesprochen werden müßte. Diese Art und Weise ist es, nur künstlerisch gemäßigt, in der alsdann durch poetische Weisheit und Milderung jene Grazie des Furchtbaren hervorgezaubert werden könnte.

Diese Bewunderung einerseits und begeisternde Ahnung, so wie von der andern Seite der bestimmteste Widerwille gegen diese höchste Unnatur war

auch Ursache, wodurch mein Gefühl zerrissen wurde und mir in keinem Augenblicke jene ächte Täuschung ward, die selbst in der Erschütterung mit dem poetisch behaglichen, ja seligen Empfinden eins und dasselbe ist. Tieck.

IV. Beredsamkeit.

1. Aufgabe.

*743. In einer wahren Rede spielt der Redner alle Rollen um zu überraschen, um den Gegenstand von einer neuen Seite zu betrachten, um die Zuhörer plötzlich zu illudiren oder auch zu überzeugen. Eine Rede ist ein äußerst lebhaftes, geistreiches und abwechselndes Tableau der innern Betrachtung eines Gegenstandes. Bald fragt der Redner, bald antwortet er; dann spricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann scheint er den Gegenstand zu vergessen um plötzlich zu ihm zurückzukommen; dann stellt er sich überzeugt, um desto hinterlistiger zu schaden, dann einfältig, gerührt, muthig; er wendet sich zu seinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beschlossen wäre; bald spricht er mit Bauern, bald mit diesen bald mit jenen, selbst mit leblosen Gegenständen. Kurz eine Rede ist ein monologes Drama. Nur der offene gerade Redner verdient diesen Namen, der schwülstige ist keiner. Die ächte Rede ist im Styl des hohen Lustspiels, nur einzeln mit großer Poesie verwebt, sonst recht klare, einfache Prosa des gemeinen Lebens. Novalis.

*744. Die Beredsamkeit des Entzückens ist Schweigen.

2. Redner.

Demosthenes, Pitt, Brougham, Constant, Foy.

*745. Die Reden des Demosthenes selbst geben das sprechendste Bild seiner Beredsamkeit. Ihr Eindruck auf das Gemüth ist mächtig und gewaltsam: sein Ursprung läßt sich in dreifacher Beziehung nachweisen: — einmal in der rein ethischen Tendenz, welche in jedem Gedanken den Freund des Vaterlandes, der Tugend, der Wahrheit und des Anstands kund gibt, jedoch, wie es im gerechten Kampf Brauch und Sitte ist, nicht ohne die Blöße des Gegners zu benutzen, und zur rechten Zeit eine Finte zu schlagen, — dann in der geistigen Ueberlegenheit, welche selbst die verwickeltste Sache durch weise Anordnung des Stoffes und zeitgemäße Einreihung schlagender Gründe, wie ein Gemälde durch sorgfältige Vertheilung von Licht und Schatten, klar und

deutlich hinstellt, ja selbst dem möglichen Zweifel im voraus begegnet, und so ruhig und unüberwindlich zum sichern Ziele fortschreitet; — endlich in der Zaubergewalt der Sprache, die großartig und schlicht, reich und doch nicht überladen, fremdartig und doch befreundet, festlich und doch ungeziert, ernst und doch gefällig, gedrängt und doch fließend, lieblich und doch eindringlich, ein treuer Ausdruck des Innern, und doch auch Andre tief ergreifend, das Gemüth unaufhaltsam mit sich fortreißt.

*746. Diejenigen, welche von Chathams Wunder bewirkender Beredsamkeit Zeuge gewesen, welche auf die Musik seiner Stimme mit Entzücken gehört, oder vor ihrer Würde gezittert, welche die einnehmende Anmuth seiner Aktion gesehen, oder ihre Stärke gefühlt, diejenigen, welche die Flamme der Beredsamkeit aus seinem Auge, jene erhabne Glorie von seiner Stirne leuchten gesehen haben, diese werden sich der unwiderstehlichen Macht erinnern, mit der er Ueberzeugung aufdrang. Und selbst Wilkes, sein Gegner, legt folgendes Zeugniß über ihn ab: Von Natur besaß Pitt alles Aeußerliche, das Hochachtung, sogar Ehrfurcht einflößen mußte: es war eine männliche Figur; er hatte das Adlerauge, das man dem berühmten Condé beilegte; in dem Augenblick, da er aufstand, war Alles Aufmerksamkeit und Ehrerbietung; sein hoher Geist sprach schon aus seinen Augen, ehe noch eine Sylbe von seinen Lippen kam. Es lag etwas Bezauberndes in seinem Blicke, wenn er umherschaute. Die Beredtesten verstummten und bebten zurück, wenn er, um einen Ausdruck von Milton zu borgen, unlöschbares Feuer gegen sie warf.

747. Brougham. Auf der ersten Bank, zur linken Seite des Sprechers, sitzt eine Gestalt, die so lange bei der Studirlampe gehockt zu haben scheint, bis nicht bloß die Blüthe des Lebens, sondern die Lebenskraft selbst zu erlöschen begonnen; und doch ist es diese hülflose Gestalt, die alle Augen des Hauses auf sich zieht, und die, so wie sie sich in ihrer mechanischen, automatischen Weise zum Aufstehen bemüht, alle Schnellschreiber hinter uns in fluchende Bewegung setzt, während alle Lücken auf der Gallerie, als sei sie ein massives Steingebäude, ausgefüllt werden, und durch die beiden Seitenthüren noch das Gewicht der draußen stehenden Volksmenge hereindrängt. Unten im Hause scheint sich ein gleiches Interesse kund zu geben; denn so wie jene Gestalt sich langsam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Zickzack steif zusammengefügter Linien, aus einander wickelt, sind die paar Zeloten auf beiden Seiten, die sich schreiend entgegendämmen wollten, schnell wieder auf ihre Säcke zurückgesunken, als hätten sie eine verborgene Windbüchse unter der Robe des Sprechers bemerkt.

Nach diesem vorbereitenden Geräusch und während der athemlosen Stille, die darauf folgte, hat sich Henry Brougham langsam und bedächtigen Schrittes dem Tische genähert, und bleibt dort zusammengebückt stehen — die Schul-

tern in die Höhe gezogen, den Kopf vorwärts gebeugt, ſeine Oberlippe und Naſenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu ſprechen. Sein Ausſehen, ſein Weſen gleicht faſt einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieſer Art, der die müßige Sonntagsmenge nach ſich zieht, ſondern einem ſolchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildniß zu verbreiten ſuchte, wenn ſie aus der Stadt und ſelbſt aus der Kirche verbannt war. Die Töne ſeiner Stimme ſind voll und melodiſch, doch ſie erheben ſich langſam, bedächtig und wie man zu glauben verſucht iſt, auch ſehr mühſam, ſo daß man nicht weiß, ob die geiſtige Macht des Mannes unfähig iſt, den Gegenſtand zu beherrſchen, oder ob ſeine phyſiſche Kraft unfähig iſt, den Gegenſtand auszuſprechen. Sein erſter Satz, oder vielmehr die erſten Glieder ſeines Satzes — denn man findet bald, daß bei ihm jeder Satz in Form und Geſtalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen ſehr kalt und unſicher hervor, und überhaupt ſo entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er ſie darauf hinbiegen wird. Jeder dieſer Sätze, freilich, iſt tief, klar, an und für ſich ſelbſt befriedigend, ſichtbar mit künſtlicher Wahl aus den gewählteſten Materialien deduzirt, und mögen ſie kommen aus welchem Fache des Wiſſens es immer ſein mag, ſo enthalten ſie doch deſſen reinſte Eſſenz. Man fühlt, daß ſie alle nach einer beſtimmten Richtung hin gebogen werden, und zwar hingebogen mit einer ſtarken Kraft; aber dieſe Kraft iſt noch immer unſichtbar wie der Wind, und wie von dieſem, weiß man nicht woher ſie kommt und wohin ſie geht.

Wenn aber eine hinreichende Anzahl von dieſen Anfangsſätzen vorausgeſchickt ſind, wenn jeder Hülfsſatz, den menſchliche Wiſſenſchaft zur Feſtſtellung einer Schlußfolge bieten kann, in Dienſt genommen worden, wenn jeder Einſpruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeſchoben iſt, wenn das ganze Heer politiſcher und moraliſcher Wahrheiten in Schlachtordnung ſteht — dann bewegt es ſich vorwärts zur Entſcheidung, feſt zuſammengeſchloſſen wie eine macedoniſche Phalanx, und unwiderſtehlich wie Holländer, die mit gefälltem Bajonette eindringen.

Iſt ein Hauptſatz gewonnen mit dieſer ſcheinbaren Schwäche und Unſicherheit, wohinter ſich aber eine wirkliche Kraft und Feſtung verborgen hielt, dann erhebt ſich der Redner ſowol körperlich als geiſtig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff erficht er einen zweiten Hauptſatz. Nach dem zweiten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten u. ſ. w., bis alle Principien und die ganze Philoſophie der Streitfrage gleichſam erobert ſind, bis jeder im Hauſe, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, ſo unwiderſtehlich, wie von ſeiner eigenen Exiſtenz, überzeugt iſt, ſo daß Brougham, wollte er hier ſtehen bleiben, ſchon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle

gelten könnte. Die geistigen Hülfsquellen des Mannes sind wirklich bewunderungswürdig, und erinnern fast an das altnordische Märchen, wo einer immer die ersten Meister in jedem Fache des Wissens getödtet hat und dadurch der Alleinerbe ihrer sämmtlichen Geistesfähigkeiten geworden ist. Der Gegenstand mag sein wie er will, erhaben oder gemeinplätzig, abstruse oder praktisch, so kennt ihn dennoch Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andre mögen mit ihm wetteifern, ja einer oder der andre mag ihn sogar übertreffen in der Kenntniß äußerer Schönheiten der alten Literatur; aber niemand ist tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philosophie, die gewiß als ein kostbarster Edelstein hervorglänzt aus jenen Schmuckkästchen, die uns das Alterthum hinterlassen hat.

Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas hofmäßige Sprache des Cicero; eben so wenig sind seine Reden in der Form denen des Demosthenes ähnlich, obgleich sie von dessen Farbe an sich tragen; aber ihm fehlen weder die streng logischen Schlüsse des römischen Redners, noch die schrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß keiner besser als er es versteht, das Wissen des Tages in seinen Parlamentsreden zu benutzen, so daß diese zuweilen, abgesehen von ihrer politischen Tendenz und Bedeutung, schon als bloße Vorlesungen über Philosophie, Literatur und Künste unsere Bewunderung verdienen würden.

Es ist indessen gänzlich unmöglich, den Charakter dieses Mannes zu analysiren, wenn man ihn sprechen hört. Wenn er, wie schon oben erwähnt worden, das Gebäude seiner Rede auf einen guten philosophischen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er nochmals zu dieser Arbeit zurückgekehrt, Senkblei und Richtmaß angelegt, um zu untersuchen, ob alles in Ordnung ist, und mit einer Riesenhand zu prüfen scheint, ob alles auch sicher zusammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten festgebunden, wie mit Seilen, die keiner zu zerreißen im Stande ist — dann springt er gewaltig auf das Gebäude, das er sich gezimmert hat, es erhebt sich seine Gestalt und sein Ton, er beschwört die Leidenschaften aus ihren geheimsten Winkeln, und überwältigt und erschüttert die maulaufsperrenden Parlamentsgenossen und das ganze dröhnende Haus. Jene Stimme, die erst so leise und anspruchlos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brausen und den unendliche Wogen des Meeres; jene Gestalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu sinken schien, sieht jetzt aus, als hätte sie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als sei sie unsterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die sie eben ausgesprochen; jenes Gesicht, welches vorher blaß und kalt war wie ein Stein, ist jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geist noch mächtiger als die gesprochenen Worte; und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blassen und stillen Kreisen so demüthig ansahen, als wollten sie unsre Nachsicht und Verzeihung erbitten, aus denselben Augen

schießt jetzt ein meteorisches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So schließt der zweite, der leidenschaftliche oder deklamatorische Theil der Rede.

Wenn er das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredsamkeit halten möchte, wenn er gleichsam umher blickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten; dann sinkt seine Gestalt wieder zusammen, und auch seine Stimme fällt herab bis zum sonderbarsten Flüstern, das jemals aus der Brust eines Menschen herausgekommen. Dieses seltsame Herabstimmen, oder vielmehr Fallenlassen des Ausdrucks, der Geberde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit besitzt, wie es bei gar keinem andern Redner gefunden wird, bringt eine sonderbare Wirkung hervor; und jene tiefen, feierlichen, fast hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Sylbe vollkommen vernehmbar sind, tragen in sich eine Zaubergewalt, der man nicht widerstehen kann, selbst wenn man sie zum ersten Male hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede sei erschöpft. Diese gemilderten Blicke, diese gedämpften Töne bedeuten nichts weniger als den Anfang einer Peroraziо, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, seine Gegner wieder besänftigen will. Im Gegentheil, dieses Zusammenkrümmen des Leibes ist kein Zeichen von Schwäche, und dieses Fallenlassen der Stimme ist kein Vorspiel von Furcht und Unterwürfigkeit; es ist das lose, hängende Vorbeugen des Leibes bei einem Ringer, der die Gelegenheit erspäht, wo er seinen Gegner desto gewaltsamer umwinden kann, es ist das Zurückspringen des Tigers, der gleich darauf mit desto sicherern Krallen auf seine Beute losstürzt, es ist das Zeichen, daß Heinrich Brougham seine ganze Rüstung anlegt, und seine mächtigste Waffe ergreift.

In seinen Argumenten war er klar und überzeugend; in seiner Beschwörung der Leidenschaften war er zwar etwas hochmüthig, doch auch mächtig und siegreich; jetzt aber legt er den letzten, ungeheuersten Pfeil auf seinen Bogen — er wird fürchterlich in seinen Invectiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher so ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnißvollen Dunkel dieser zusammengezogenen Brauen. Wehe dem Wicht, dem diese halbgeflüsterten Worte ein Vorzeichen sind von dem Unheil, das über ihn heranschwebt.

Wer als ein Fremder heute zum erstenmal die Gallerie des Parlaments besucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er sieht bloß einen Mann, der ihn mit seinen Argumenten überzeugt, mit seiner Leidenschaft erwärmt hat, und jetzt mit seinem sonderbaren Flüstern einen sehr lahmen, schwächlichen Schluß anzubringen scheint. O Fremdling, wärest du bekannt mit den Erscheinungen dieses Hauses, und auf einem Sitze, wo du alle Parlamentsglieder

überſtehen könnteſt; ſo würdeſt du bald merken, daß dieſe in Betreff eines ſolchen lahmen, ſchwächlichen Schluſſes durchaus nicht deiner Meinung ſind. Du würdeſt manchen bemerken, den Parteiſucht oder Anmaßung in dieſes ſtürmiſche Meer, ohne gehörigen Ballaſt und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun ſo furchtſam und ängſtlich umherblickt, wie ein Schiffer auf dem chineſiſchen Meer, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein ſicheres Vorzeichen iſt, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit ſeinem verderblichen Hauch; — du würdeſt irgend einen kleinen Mann bemerken, der faſt greinen möchte, und an Leib und Seele ſchaudert, wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperſchlange gerathen iſt, ſeine Gefahr entſetzlich fühlt und ſich doch nicht helfen kann, und mit jämmerlich närriſcher Miene dem Untergange ſich darbietet; — du würdeſt einen langen Antagoniſten bemerken, der ſich mit ſchlotternden Beinen an der Bank feſtklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortfegt; — oder du bemerkſt ſogar einen ſtattlichen, wohlbeleibten Repräſentanten irgend einer fetten Grafſchaft, der beide Fäuſte in das Kiſſen ſeiner Bank hinein gräbt, völlig entſchloſſen, im Fall ein Mann von ſeiner Wichtigkeit aus dem Hauſe geſchleudert würde, dennoch ſeinen Sitz zu bewahren und unter ſich von dannen zu führen.

Und nun kommt es: — die Worte, welche ſo tief geflüſtert und gemurmelt wurden, ſchwellen an ſo laut, daß ſie ſelbſt den Jubelruf der eigenen Partei übertönen, und nachdem irgend ein unglückſeliger Gegner bis auf die Knochen geſchunden, und ſeine verſtümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgeſtampft worden: dann iſt der Leib des Redners wie niedergebrochen und zerſchlagen von der Kraft ſeines eignen Geiſtes; er ſinkt auf ſeinen Sitz zurück, und der Beifalllärm der Verſammlung kann jetzt unaufhaltſam hervorbrechen.

748. Die Engländer ſprechen mehr mit dem Verſtand, wenn ich ſo ſagen darf, und zu dem Verſtand; die Franzoſen mehr mit der Einbildungskraft und zu der Einbildungskraft. Die Engländer ſehen mehr auf die Stärke, die Franzoſen mehr auf die geſchickte Handhabung der Gründe. Der Engländer ficht mit ſchärferen, der Franzoſe mit geputzteren Waffen; der Engländer will bloß überzeugen, der Franzoſe überreden, gefallen. Der Engländer ſpricht oft kalt, aber immer mit Nachdruck und Feſtigkeit; der Franzoſe mit Lebhaftigkeit und Feuer. Manche franzöſiſche Rede gleicht einem Blumenkranze, manche engliſche einer Korngarbe, manche auch einem Bündel Dornzweige.

749. B. Conſtant. War er einmal auf der Tribüne, dann konnte man ſich nicht mehr mit den Einzelnheiten des Mannes beſchäftigen. Sein

Tragödie für die vollkommenſte hielt, ſo ſtrebte man ihrer regelmäßigen Form nach. Weil man mit Ariſtoteles glaubte, der Zweck der Tragödie beſtehe in Erregung der Affekte der Bewunderung und des Mitleids, ſo legte man es auch hierauf lediglich und gefliſſentlich an. Man betrachtete das Theater als einen galvaniſchen Apparat zur beliebigen Erregung intereſſanter Nervenzuckungen. Man operirte mit der Behutſamkeit und der ausgeklügelten Vorſicht eines experimentirenden Phyſikers. Man berechnete für möglichſt ſtarke und möglichſt intereſſante Empfindungen. Um die Empfindungen ſtark zu haben, wählte man lauter heroiſche Charaktere, und nahm daher die Perſonen am liebſten aus der heroiſchen Römerzeit. Um aber ſeltene, intereſſante und koſtbare Empfindungen zu bekommen, ſetzte man eine Perſon in widerſprechende Verhältniſſe, wo ihre Seele einen ſeltenen und unverhofften Farbenwechſel der Affekte entwickeln mußte. Hieraus entſteht ein Antitheſenſpiel. Man ſtrebt nach Antitheſen in den Verhältniſſen der Perſonen gegen einander, in ihren Situationen, in ihren Leidenſchaften und endlich auch in ihren Worten. Der Erfinder dieſes tragiſchen Schachbretts iſt Corneille, ſechs Jahre jünger als Calderon. Fortlage.

742. Den 5. Junius waren wir in Straßburg. Es traf ſich glücklich, da wir ſchon einige Theater geſchloſſen gefunden hatten, daß hier die ganze theatraliſche Welt in Bewegung war; denn die berühmte Mlle. George von Paris gab hier Gaſtrollen, und heute war ihr Benefiz.

In Frankreich hatte ich das ſchlimme Glück, daß dieſe Schauſpielerin und ihr Begleiter, der noch berühmtere Talma, immer eben abgereiſet waren, wohin ich kam. In London hatte ich ſie eingeholt, und beide gaben im Opernhauſe ihre Vorſtellungen, nur einzelne Scenen, zwar im Koſtüm, aber für den wahren Theaterfreund immer höchſt ungenügend, weil alle Motive, Uebergänge, die eigentliche Größe und Wahrheit des Spieles fehlen müſſen. Auch verliert, ſo ohne Rahmen des Gedichtes und Theaters, die Vorſtellung das Element, in dem ſie ſich verſtändig bewegen ſoll, und kann höchſtens eine Virtuoſität, nicht aber jene Weisheit des Künſtlers beurkunden, der wir doch eigentlich nur unſre wahre Bewundrung zollen. Dieß iſt auch der Grund, warum ich niemals unſern Deklamatoren (die ſich zum Glück jetzt vermindert haben), ſelbſt wenn ſie beſſer geweſen wären, Geſchmack hätte abgewinnen können. — Der Eingang für Talmas fragmentariſche Darſtellungen wurde mit einem Pfunde und fünf Schillingen, faſt auf mehr als engliſche Weiſe, bezahlt; indeſſen ſollte ich dennoch mit meiner Neugier noch im Hafen Schiffbruch leiden; denn da ich den ganzen Tag auf dem Muſeum gearbeitet hatte, ſo war mir keine Zeit geblieben, mich umzukleiden, und ſelbſt bei dieſem hohen Preiſe war es nicht erlaubt, anders, als in Schuhen den Saal des Opernhauſes zu betreten. Um ſo empfindſchter mußte es mir ſein, die geprieſene George wenigſtens hier in Straßburg kennen zu lernen; aber beinahe wäre

zu denen sich die Musik verhält, wie das Gemälde zum Blinden. Freilich bedarf die Musik einer regelnden Kunst, wie die Dichtkunst einer Theorie des Versbaues. Allein so wenig das Meisterhafte eines Gedichtes in der Hauptsache aus der Regelmäßigkeit seines Versbaues abgeleitet werden kann, eben so wenig kann auch der wahre Werth eines musikalischen Werkes aus seiner Regelmäßigkeit, oder Künstlichkeit folgen. Eine Komposition, welche der Empfindung nichts darbietet, oder das Gefühl verletzt, ist und bleibt nichts weiter, als höchstens ein Uebungsstück, auch wenn die Freunde des Halsbrechenden darüber in heller Freude sein sollten. Thibaut.

752. Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, um Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie gibt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntniß. Bettina, nach Beethoven.

*753. Niemand kann zween Herren zugleich dienen! Dieß gilt überall, wo von etwas Tüchtigem die Rede ist, und so auch im Fach der Musik, welche veredelt die höchste Poesie, und verdorben das gefährlichste aller moralischen Gifte ist. Thibaut.

2. Alte und neue Musik.

*754. Wer die Musik historisch studirt, und sich so zu den besseren Werken erhebt, der wird, wenn er Sinn für das Geniale und Veredelte hat, den älteren Meistern in der Regel den Vorzug geben müssen. Thibaut.

755. Daß die neue Musik in Ansehung des Mechanischen fortgerückt ist, kann und muß man zugeben, wie wol sich nebenbei noch immer fragen läßt, ob das Rauschende so vieler Sachen nicht gerade von der Gedankenarmuth herrührt, etwa wie Viele blumenreichen Bombast geben, weil ihnen ächt poetische Gedanken fehlen; und wo die Kunst, den Mittelstimmen Selbstständigkeit zu verleihen, um mit kleinen Mitteln das Große zu schaffen, geblieben ist? Allein wie folgt aus der Vervollkommnung der Regeln oder der Mechanik einer Kunst auch ihr materielles Fortschreiten? Luther könnte von unsern Sprachlehrern viel neue Regeln lernen; und doch wird seine Bibelübersetzung, auch wenn Andere da und dort Berichtigungen machen können, ewig als ein unübertreffliches Meisterwerk gelten müssen. Wollt ihr also kritisiren, wie es sich geziemt, so belehrt uns darüber, wo man denn diese Macht des Gemüthes, dieses reine Feuer, diese gesunde Zartheit und Innigkeit der zurückgestaßenen Alten in den belobten Neuen herausfinden soll, und vor allem dieß religiöse Demuth, Begeisterung und Erhabenheit, wodurch die großen alten Meister so oft den veredelten Menschen den Himmel öffnen. Thibaut.

auch Ursache, wodurch mein Gefühl zerrissen wurde und mir in keinem Augenblicke jene ächte Täuschung ward, die selbst in der Erschütterung mit dem poetisch behaglichen, ja seligen Empfinden eins und dasselbe ist. Tieck.

IV. Beredsamkeit.

1. Aufgabe.

*743. In einer wahren Rede spielt der Redner alle Rollen um zu überraschen, um den Gegenstand von einer neuen Seite zu betrachten, um die Zuhörer plötzlich zu illudiren oder auch zu überzeugen. Eine Rede ist ein äußerst lebhaftes, geistreiches und abwechselndes Tableau der innern Betrachtung eines Gegenstandes. Bald fragt der Redner, bald antwortet er; dann spricht er und dialogirt, dann erzählt er, dann scheint er den Gegenstand zu vergessen um plötzlich zu ihm zurückzukommen; dann stellt er sich überzeugt, um desto hinterlistiger zu schaden, dann einfältig, gerührt, muthig; er wendet sich zu seinen Kindern, er thut, als ob alles vorüber und beschlossen wäre; bald spricht er mit Bauern, bald mit diesen bald mit jenen, selbst mit leblosen Gegenständen. Kurz eine Rede ist ein monologes Drama. Nur der offene gerade Redner verdient diesen Namen, der schwülstige ist keiner. Die ächte Rede ist im Styl des hohen Lustspiels, nur einzeln mit großer Poesie verwebt, sonst recht klare, einfache Prosa des gemeinen Lebens. Novalis.

*744. Die Beredsamkeit des Entzückens ist Schweigen.

2. Redner.

Demosthenes, Pitt, Brougham, Constant, Foy.

*745. Die Reden des Demosthenes selbst geben das sprechendste Bild seiner Beredsamkeit. Ihr Eindruck auf das Gemüth ist mächtig und gewaltsam: sein Ursprung läßt sich in dreifacher Beziehung nachweisen: — einmal in der rein ethischen Tendenz, welche in jedem Gedanken den Freund des Vaterlandes, der Tugend, der Wahrheit und des Anstands kund gibt, jedoch, wie es im gerechten Kampf Brauch und Sitte ist, nicht ohne die Blöße des Gegners zu benutzen, und zur rechten Zeit eine Finte zu schlagen, — dann in der geistigen Ueberlegenheit, welche selbst die verwickeltste Sache durch weise Anordnung des Stoffes und zeitgemäße Einreihung schlagender Gründe, wie ein Gemälde durch sorgfältige Vertheilung von Licht und Schatten, klar und

deutlich hinstellt, ja selbst dem möglichen Zweifel im voraus begegnet, und so ruhig und unüberwindlich zum sichern Ziele fortschreitet; — endlich in der Zaubergewalt der Sprache, die großartig und schlicht, reich und doch nicht überladen, fremdartig und doch befreundet, festlich und doch ungeziert, ernst und doch gefällig, gedrängt und doch fließend, lieblich und doch eindringlich, ein treuer Ausdruck des Innern, und doch auch Andre tief ergreifend, das Gemüth unaufhaltsam mit sich fortreißt.

*746. Diejenigen, welche von Chathams Wunder bewirkender Beredsamkeit Zeuge gewesen, welche auf die Musik seiner Stimme mit Entzücken gehört, oder vor ihrer Würde gezittert, welche die einnehmende Anmuth seiner Aktion gesehen, oder ihre Stärke gefühlt, diejenigen, welche die Flamme der Beredsamkeit aus seinem Auge, jene erhabne Glorie von seiner Stirne leuchten gesehen haben, diese werden sich der unwiderstehlichen Macht erinnern, mit der er Ueberzeugung aufdrang. Und selbst Wilkes, sein Gegner, legt folgendes Zeugniß über ihn ab: Von Natur besaß Pitt alles Aeußerliche, das Hochachtung, sogar Ehrfurcht einflößen mußte: es war eine männliche Figur; er hatte das Adlerauge, das man dem berühmten Condé beilegte; in dem Augenblick, da er aufstand, war Alles Aufmerksamkeit und Ehrerbietung; sein hoher Geist sprach schon aus seinen Augen, ehe noch eine Sylbe von seinen Lippen kam. Es lag etwas Bezauberndes in seinem Blicke, wenn er umherschaute. Die Beredtesten verstummten und bebten zurück, wenn er, um einen Ausdruck von Milton zu borgen, unlöschbares Feuer gegen sie warf.

747. Brougham. Auf der ersten Bank, zur linken Seite des Sprechers, sitzt eine Gestalt, die so lange bei der Studirlampe gehockt zu haben scheint, bis nicht bloß die Blüthe des Lebens, sondern die Lebenskraft selbst zu erlöschen begonnen; und doch ist es diese hülflose Gestalt, die alle Augen des Hauses auf sich zieht, und die, so wie sie sich in ihrer mechanischen, automatischen Weise zum Aufstehen bemüht, alle Schnellschreiber hinter uns in fluchende Bewegung setzt, während alle Lücken auf der Gallerie, als sei sie ein massives Steingebäude, ausgefüllt werden, und durch die beiden Seitenthüren noch das Gewicht der draußen stehenden Volksmenge hereindrängt. Unten im Hause scheint sich ein gleiches Interesse kund zu geben; denn so wie jene Gestalt sich langsam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Zickzack steif zusammengefügter Linien, aus einander wickelt, sind die paar Zeloten auf beiden Seiten, die sich schreiend entgegendämmen wollten, schnell wieder auf ihre Säcke zurückgesunken, als hätten sie eine verborgene Windbüchse unter der Robe des Sprechers bemerkt.

Nach diesem vorbereitenden Geräusch und während der athemlosen Stille, die darauf folgte, hat sich Henry Brougham langsam und bedächtigen Schrittes dem Tische genähert, und bleibt dort zusammengebückt stehen — die Schul-

tern in die Höhe gezogen, den Kopf vorwärts gebeugt, seine Oberlippe und Nasenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er ein Wort zu sprechen. Sein Aussehen, sein Wesen gleicht fast einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieser Art, der die müßige Sonntagsmenge nach sich zieht, sondern einem solchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildniß zu verbreiten suchte, wenn sie aus der Stadt und selbst aus der Kirche verbannt war. Die Töne seiner Stimme sind voll und melodisch, doch sie erheben sich langsam, bedächtig und wie man zu glauben versucht ist, auch sehr mühsam, so daß man nicht weiß, ob die geistige Macht des Mannes unfähig ist, den Gegenstand zu beherrschen, oder ob seine physische Kraft unfähig ist, den Gegenstand auszusprechen. Sein erster Satz, oder vielmehr die ersten Glieder seines Satzes — denn man findet bald, daß bei ihm jeder Satz in Form und Gestalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen sehr kalt und unsicher hervor, und überhaupt so entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er sie darauf hinbiegen wird. Jeder dieser Sätze, freilich, ist tief, klar, an und für sich selbst befriedigend, sichtbar mit künstlicher Wahl aus den gewähltesten Materialien deduzirt, und mögen sie kommen aus welchem Fache des Wissens es immer sein mag, so enthalten sie doch dessen reinste Essenz. Man fühlt, daß sie alle nach einer bestimmten Richtung hin gebogen werden, und zwar hingebogen mit einer starken Kraft; aber diese Kraft ist noch immer unsichtbar wie der Wind, und wie von diesem, weiß man nicht woher sie kommt und wohin sie geht.

Wenn aber eine hinreichende Anzahl von diesen Anfangssätzen vorausgeschickt sind, wenn jeder Hülfssatz, den menschliche Wissenschaft zur Feststellung einer Schlußfolge bieten kann, in Dienst genommen worden, wenn jeder Einspruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeschoben ist, wenn das ganze Heer politischer und moralischer Wahrheiten in Schlachtordnung steht — dann bewegt es sich vorwärts zur Entscheidung, fest zusammengeschlossen wie eine macedonische Phalanx, und unwiderstehlich wie Holländer, die mit gefälltem Bajonette eindringen.

Ist ein Hauptsatz gewonnen mit dieser scheinbaren Schwäche und Unsicherheit, wohinter sich aber eine wirkliche Kraft und Festung verborgen hielt, dann erhebt sich der Redner sowol körperlich als geistig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff erficht er einen zweiten Hauptsatz. Nach dem zweiten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten u. s. w., bis alle Principien und die ganze Philosophie der Streitfrage gleichsam erobert sind, bis jeder im Hause, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, so unwiderstehlich, wie von seiner eigenen Existenz, überzeugt ist, so daß Brougham, wollte er hier stehen bleiben, schon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle

gelten könnte. Die geiſtigen Hülfsquellen des Mannes ſind wirklich bewunderungswürdig, und erinnern faſt an das altnordiſche Märchen, wo einer immer die erſten Meiſter in jedem Fache des Wiſſens getödtet hat und dadurch der Alleinerbe ihrer ſämmtlichen Geiſtesfähigkeiten geworden iſt. Der Gegenſtand mag ſein wie er will, erhaben oder gemeinplätzig, abſtruſe oder praktiſch, ſo kennt ihn dennoch Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andre mögen mit ihm wetteifern, ja einer oder der andre mag ihn ſogar übertreffen in der Kenntniß äußerer Schönheiten der alten Literatur; aber niemand iſt tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philoſophie, die gewiß als ein koſtbarſter Edelſtein hervorglänzt aus jenen Schmuckkäſtchen, die uns das Alterthum hinterlaſſen hat.

Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas hofmäßige Sprache des Cicero; eben ſo wenig ſind ſeine Reden in der Form denen des Demoſthenes ähnlich, obgleich ſie von deſſen Farbe an ſich tragen; aber ihm fehlen weder die ſtreng logiſchen Schlüſſe des römiſchen Redners, noch die ſchrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß keiner beſſer als er es verſteht, das Wiſſen des Tages in ſeinen Parlamentsreden zu benutzen, ſo daß dieſe zuweilen, abgeſehen von ihrer politiſchen Tendenz und Bedeutung, ſchon als bloße Vorleſungen über Philoſophie, Literatur und Künſte unſere Bewunderung verdienen würden.

Es iſt indeſſen gänzlich unmöglich, den Charakter dieſes Mannes zu analyſiren, wenn man ihn ſprechen hört. Wenn er, wie ſchon oben erwähnt worden, das Gebäude ſeiner Rede auf einen guten philoſophiſchen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er nochmals zu dieſer Arbeit zurückgekehrt, Senkblei und Richtmaß angelegt, um zu unterſuchen, ob alles in Ordnung iſt, und mit einer Rieſenhand zu prüfen ſcheint, ob alles auch ſicher zuſammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten feſtgebunden, wie mit Seilen, die keiner zu zerreißen im Stande iſt — dann ſpringt er gewaltig auf das Gebäude, das er ſich gezimmert hat, es erhebt ſich ſeine Geſtalt und ſein Ton, er beſchwört die Leidenſchaften aus ihren geheimſten Winkeln, und überwältigt und erſchüttert die maulaufſperrenden Parlamentsgenoſſen und das ganze dröhnende Haus. Jene Stimme, die erſt ſo leiſe und anſpruchlos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brauſen und den unendliche Wogen des Meeres; jene Geſtalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu ſinken ſchien, ſieht jetzt aus, als hätte ſie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als ſei ſie unſterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die ſie eben ausgeſprochen; jenes Geſicht, welches vorher blaß und kalt war wie ein Stein, iſt jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geiſt noch mächtiger als die geſprochenen Worte; und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blaſſen und ſtillen Kreiſen ſo demüthig anſahen, als wollten ſie unſre Nachſicht und Verzeihung erbitten, aus denſelben Augen

ſchießt jetzt ein meteoriſches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So ſchließt der zweite, der leidenſchaftliche oder deklamatoriſche Theil der Rede.

Wenn er das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredſamkeit halten möchte, wenn er gleichſam umher blickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten; dann ſinkt ſeine Geſtalt wieder zuſammen, und auch ſeine Stimme fällt herab bis zum ſonderbarſten Flüſtern, das jemals aus der Bruſt eines Menſchen herausgekommen. Dieſes ſeltſame Herabſtimmen, oder vielmehr Fallenlaſſen des Ausdrucks, der Geberde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit beſitzt, wie es bei gar keinem andern Redner gefunden wird, bringt eine ſonderbare Wirkung hervor; und jene tiefen, feierlichen, faſt hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Sylbe vollkommen vernehmbar ſind, tragen in ſich eine Zaubergewalt, der man nicht widerſtehen kann, ſelbſt wenn man ſie zum erſten Male hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede ſei erſchöpft. Dieſe gemilderten Blicke, dieſe gedämpften Töne bedeuten nichts weniger als den Anfang einer Peroraziо, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, ſeine Gegner wieder beſänftigen will. Im Gegentheil, dieſes Zuſammenkrümmen des Leibes iſt kein Zeichen von Schwäche, und dieſes Fallenlaſſen der Stimme iſt kein Vorſpiel von Furcht und Unterwürfigkeit; es iſt das loſe, hängende Vorbeugen des Leibes bei einem Ringer, der die Gelegenheit erſpäht, wo er ſeinen Gegner deſto gewaltſamer umwinden kann, es iſt das Zurückſpringen des Tigers, der gleich darauf mit deſto ſichrerem Krallen auf ſeine Beute losſtürzt, es iſt das Zeichen, daß Heinrich Brougham ſeine ganze Rüſtung anlegt, und ſeine mächtigſte Waffe ergreift.

In ſeinen Argumenten war er klar und überzeugend; in ſeiner Beſchwörung der Leidenſchaften war er zwar etwas hochmüthig, doch auch mächtig und ſiegreich; jetzt aber legt er den letzten, ungeheuerſten Pfeil auf ſeinen Bogen — er wird fürchterlich in ſeinen Invectiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher ſo ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnißvollen Dunkel dieſer zuſammengezogenen Brauen. Wehe dem Wicht, dem dieſe halbgeflüſterten Worte ein Vorzeichen ſind von dem Unheil, das über ihn heranſchwebt.

Wer als ein Fremder heute zum erſtenmal die Gallerie des Parlaments beſucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er ſieht bloß einen Mann, der ihn mit ſeinen Argumenten überzeugt, mit ſeiner Leidenſchaft erwärmt hat, und jetzt mit ſeinem ſonderbaren Flüſtern einen ſehr lahmen, ſchwächlichen Schluß anzubringen ſcheint. O Fremdling, wäreſt du bekannt mit den Erſcheinungen dieſes Hauſes, und auf einem Sitze, wo du alle Parlamentsglieder

überſehen könnteſt; ſo würdeſt du bald merken, daß dieſe in Betreff eines ſolchen lahmen, ſchwächlichen Schluſſes durchaus nicht deiner Meinung ſind. Du würdeſt manchen bemerken, den Parteiſucht oder Anmaßung in dieſes ſtürmiſche Meer, ohne gehörigen Ballaſt und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun ſo furchtſam und ängſtlich umherblickt, wie ein Schiffer auf dem chineſiſchen Meer, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein ſicheres Vorzeichen iſt, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit ſeinem verderblichen Hauch; — du würdeſt irgend einen kleinen Mann bemerken, der faſt greinen möchte, und an Leib und Seele ſchaudert, wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperſchlange gerathen iſt, ſeine Gefahr entſetzlich fühlt und ſich doch nicht helfen kann, und mit jämmerlich närriſcher Miene dem Untergange ſich darbietet; — du würdeſt einen langen Antagoniſten bemerken, der ſich mit ſchlotternden Beinen an der Bank feſtklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortfegt; — oder du bemerkſt ſogar einen ſtattlichen, wohlbeleibten Repräſentanten irgend einer fetten Grafſchaft, der beide Fäuſte in das Kiſſen ſeiner Bank hinein gräbt, völlig entſchloſſen, im Fall ein Mann von ſeiner Wichtigkeit aus dem Hauſe geſchleudert würde, dennoch ſeinen Sitz zu bewahren und unter ſich von dannen zu führen.

Und nun kommt es: — die Worte, welche ſo tief geflüſtert und gemurmelt wurden, ſchwellen an ſo laut, daß ſie ſelbſt den Jubelruf der eigenen Partei übertönen, und nachdem irgend ein unglückſeliger Gegner bis auf die Knochen geſchunden, und ſeine verſtümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgeſtampft worden: dann iſt der Leib des Redners wie niedergebrochen und zerſchlagen von der Kraft ſeines eignen Geiſtes; er ſinkt auf ſeinen Sitz zurück, und der Beifallärm der Verſammlung kann jetzt unaufhaltſam hervorbrechen.

748. Die Engländer ſprechen mehr mit dem Verſtand, wenn ich ſo ſagen darf, und zu dem Verſtand; die Franzoſen mehr mit der Einbildungskraft und zu der Einbildungskraft. Die Engländer ſehen mehr auf die Stärke, die Franzoſen mehr auf die geſchickte Handhabung der Gründe. Der Engländer ficht mit ſchärferen, der Franzoſe mit geputzteren Waffen; der Engländer will bloß überzeugen, der Franzoſe überreden, gefallen. Der Engländer ſpricht oft kalt, aber immer mit Nachdruck und Feſtigkeit; der Franzoſe mit Lebhaftigkeit und Feuer. Manche franzöſiſche Rede gleicht einem Blumenkranze, manche engliſche einer Korngarbe, manche auch einem Bündel Dornzweige.

749. B. Conſtant. War er einmal auf der Tribüne, dann konnte man ſich nicht mehr mit den Einzelnheiten des Mannes beſchäftigen. Sein

bleiches Geſicht, und ſeine lange puritaniſche Geſtalt belebten ſich ſchwer, und ſeine langſamen, anfangs ganz monotonen Worte ſetzten Jeden in Erſtaunen, den ſein hoher Rednerruhm in die Kammer gezogen hatte. Aber allmälig erhob ſich ſeine Stimme, wurde lebhaft und wohlklingend, ſeine großen, blauen Augen erhellten ſich mit unvermuthetem Glanze, und umfunkelten in vollem, überſchwellendem Strome die klarſten Raiſonnements, die beißendſte Ironie voll Geiſt und Kenntniß, gepaart mit den glücklichſten Citationen. Ganze Stunden lang konnte man ihn ſprechen hören, ohne in der Aufmerkſamkeit müde zu werden; es war eine Freude zu ſehen, wie er mit aller Ruhe die Leidenſchaften ſeiner Gegner aufregte, und wie er, als ſpielte er mit ihnen, den Wuthausbrüchen der Bänke der Rechten nur eine trockne, kalte Höflichkeit entgegenſetzte, die ihren Grimm noch vermehrte. Man fuhr ihn mit Inſolenz an, behandelte ihn als Aufrührer, Revolutionär, rief ihn mit großem Geſchrei zur Ordnung; er aber ließ ſich nicht irre machen; ſeine Rede, als wäre es im ruhigſten Salon, fortſetzend, warf er manchmal einen geiſtvollen Scherz unter ſeine Gegner, der ſie entwaffnete, indem er ihre Heiterkeit erregte. Beſonders über die Frage der Preſſe, die ſo lebhaftes Intereſſe erregte, zeigte ſich Conſtant ſtets neu, unerſchöpflich und warm.

*750. Foy. Seit Mirabeau waren auf der Nationaltribüne nicht mehr ſo männliche Worte erklungen; und wie ſtieg die Bewunderung, wenn man in dem großen Redner den berühmten Krieger erkannte; wenn man auf jenem Antlitz, das von Begeiſterung ſtrahlte, die Spuren des feindlichen Eiſens gewahrte; wenn man im großen Bürger alle Privattugenden, alle edlen und zarten Geſinnungen einer ſchönen Seele glänzen ſah! Nie war das Genie mit mehr Herzensgüte gepaart, und hätte man einen Augenblick die erhabenen Talente, womit eine gütige Vorſehung ihn ausgeſtattet, vergeſſen können: ſo würde man noch in ihm den beßten, den edelmüthigſten der Menſchen haben lieben müſſen.

V. Tonkunſt.

1. Weſen und Begriff.

*751. Muſik iſt im Weſentlichen nichts, als gleichſam das Ueberſtrömen der Empfindung, der Begeiſterung in Tönen; und wo ein muſikaliſches Stück ſolche Zuſtände vergegenwärtigt, da kann man ſicher darauf rechnen, daß ſie den unverdorbenen Menſchen rührt und entzückt, natürlich die ganz eigene Klaſſe von Menſchen abgerechnet, welche gar keinen Tonſinn haben, und

zu denen sich die Musik verhält, wie das Gemälde zum Blinden. Freilich bedarf die Musik einer regelnden Kunst, wie die Dichtkunst einer Theorie des Versbaues. Allein so wenig das Meisterhafte eines Gedichtes in der Hauptsache aus der Regelmäßigkeit seines Versbaues abgeleitet werden kann, eben so wenig kann auch der wahre Werth eines musikalischen Werkes aus seiner Regelmäßigkeit, oder Künstlichkeit folgen. Eine Komposition, welche der Empfindung nichts darbietet, oder das Gefühl verletzt, ist und bleibt nichts weiter, als höchstens ein Uebungsstück, auch wenn die Freunde des Halsbrechenden darüber in heller Freude sein sollten. Thibaut.

752. Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, um Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie gibt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntniß. Bettina, nach Beethoven.

*753. Niemand kann zween Herren zugleich dienen! Dieß gilt überall, wo von etwas Tüchtigem die Rede ist, und so auch im Fach der Musik, welche veredelt die höchste Poesie, und verdorben das gefährlichste aller moralischen Gifte ist. Thibaut.

2. Alte und neue Musik.

*754. Wer die Musik historisch studirt, und sich so zu den besseren Werken erhebt, der wird, wenn er Sinn für das Geniale und Veredelte hat, den älteren Meistern in der Regel den Vorzug geben müssen. Thibaut.

755. Daß die neue Musik in Ansehung des Mechanischen fortgerückt ist, kann und muß man zugeben, wie wol sich nebenbei noch immer fragen läßt, ob das Rauschende so vieler Sachen nicht gerade von der Gedankenarmuth herrührt, etwa wie Viele blumenreichen Bombast geben, weil ihnen ächt poetische Gedanken fehlen; und wo die Kunst, den Mittelstimmen Selbstständigkeit zu verleihen, um mit kleinen Mitteln das Große zu schaffen, geblieben ist? Allein wie folgt aus der Vervollkommnung der Regeln oder der Mechanik einer Kunst auch ihr materielles Fortschreiten? Luther könnte von unsern Sprachlehrern viel neue Regeln lernen; und doch wird seine Bibelübersetzung, auch wenn Andere da und dort Berichtigungen machen können, ewig als ein unübertreffliches Meisterwerk gelten müssen. Wollt ihr also kritisiren, wie es sich geziemt, so belehrt uns darüber, wo man denn diese Macht des Gemüthes, dieses reine Feuer, diese gesunde Zartheit und Innigkeit der zurückgestaßenen Alten in den belobten Neuen herausfinden soll, und vor allem diese religiöse Demuth, Begeisterung und Erhabenheit, wodurch die großen alten Meister so oft den veredelten Menschen dem Himmel öffnen. Thibaut.

3. Moderne Verirrungen.

756. Eure beliebten Symphonien, Phantasien, musikalischen Potpourris u. s. w., sind daher oft das Lächerlichste auf der Welt. Erst ein geheimnißvoller Anfang, dann ein Schreckschuß, plötzlich Stille, unerwartet etwas Walzerhaftes; aber wie dadurch ein gewisses Feuer entstehen will, mit gleicher Genialität ein rascher Uebergang in das Tiefsinnige und Weinerliche; von da unmittelbar in einen wilden Sturm; aus der Mitte des Sturmes, nach einer kleinen spannenden Pause, zu etwas Tändelndem und am Ende so eine Art von Juchhe, wobei mit schreiender Liebe sich alle kräftig umfassen. Dergleichen gefällt nun zwar, aber wie? — Thibaut.

*757. Zu den musikalischen Verkehrtheiten der neueren Zeit gehört insbesondere noch das eingerissene Unwesen der ganz geschmacklosen, nicht selten wahnsinnigen Operntexte. Die Musik hat keinen besseren Gehülfen als ein gutes Wort. Denn zweckmäßige Texte stimmen die Seele zu dem, was die Musik weiter ausbilden soll, und wenn ihr schlechte Texte wählt, so seid ihr eben so albern, als wenn ihr einem schönen Mädchen statt eines Rosenkranzes einen Topf aufsetzt. Hat nicht der liebliche Wasserträger Cherubinis gerade durch den Text einen Theil seines Zaubers erhalten; und sind nicht die erhabenen Worte zu Händels Messias etwas ganz Unvergleichliches, wodurch die Musik überall getragen und gehoben wird? Von der Oper mag ich nichts weiter sagen. Thibaut.

758. Allein wenn man sich für einen Singverein die vier Gattungen vorbehält: ächte Urchoräle der verschiedenen Kirchen, die griechische mit eingeschlossen; größere Werke, welche zum reinen Kirchenstyl gehören; Oratorien und Motetten, also auch die vielen Kirchensachen, welche im lebendigen Styl geschrieben sind, ohne gemein zu werden; und endlich auserwählte alte Nazionalgesänge der verschiedenen Völker der Erde: so bekommt man des Ernsten und Heitern, des Stürmischen und Sanften, des Mächtigen und Zarten, wie des Romantischen, Schwärmerischen eine solche überschwengliche Fülle, daß es keine Uebertreibung ist, wenn man sagt, was ich oft, nicht geträumt, sondern recht klar gedacht habe: Ich könnte im Geist nicht alt werden, wenn ein freundliches Schicksal mir den reinen Genuß einer veredelten Tonkunst lebenslänglich erhalten wollte. Thibaut.

4. Händel, Graun, Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven.

759. Händel war der Shakespear der Musik, und hat es ganz verdient, neben dem großen Dichter in der Westmünsterabtei zu ruhen. Dem ganzen musikalischen Mechanismus gewachsen, wie wenige, erscheint er in allen Arten musikalischer Bildungen als unvergängliches Muster der Nach-

ahmung, frisch, lebendig und gewandt, als wenn ihm alles ein Spiel gewesen wäre. In allen Stylen, vom Lieblichen und Tändelnden an, bis zur höchsten Erhabenheit hat er mit Begeisterung und Geschmack das Unvergleichlichste geschaffen. Nur für den großen, ruhigen Kirchenstyl that er wenig, weil seine Kirche und seine Umgebungen ihn nicht dazu aufforderten; allein er hatte gewiß auch dafür Genie und Wissenschaft, wie schon der erste Chor in der Susanna, und der Chor: The Earth swallow 'd them im Israel beweist. Thibaut.

*760. Als Mensch kann Händel mit Recht unter die moralisch guten und frommen, als wissenschaftlich gebildeter Mann unter die allgemeine Klasse der Wohlunterrichteten gezählt werden; aber als Tonkünstler steht er über allen Klassen, weil keiner ihm an die Seite zu setzen ist. Thibaut.

761. Man raubt sich in der Musik den höchsten Genuß, wenn man nur darauf ausgeht, durch den einen Styl, oder den einen Meister alle andern todt zu schlagen. Denn jeder hat in der Regel seinen eigenen Zauber; und das ist ja gerade das Unendliche einer vollendeten Musik, daß sie Gemüth und Herz in allen Beziehungen anregen, läutern und veredeln kann. Graun hatte nicht Händels Genie; aber sein frommer, kindlicher Tod Jesu wird und muß unsterblich sein, wie der Messias von Händel. So hatte Gluck gewiß nicht diese wundervolle Feinheit, und dieses Talent für eine, man möchte sagen duftige, überirdische Leichtigkeit, wodurch sich Mozart auszeichnet: aber wer möchte behaupten, daß in Mozarts Werken diese reine, gesunde Kraft für das Romantische und Großartige vorherrsche, wodurch sich Glucks Meisterstücke überall auszeichnen? Wie unendlich Palestrina von mir geehrt wird, habe ich schon mehrmals angedeutet. Dennoch behaupte ich, daß er Mozarts Don Juan nicht hätte schaffen können, ungefähr wie Homer nicht den Hamlet, wogegen ich aber auch behaupte, daß Mozart nicht im Stande gewesen wäre, die Missa Papae Marcelli, das hohe Lied Salomonis, das achtfache Magnificat, und die Responsorien von Palestrina zu setzen. Thibaut.

762. Zwar ist nicht zu läugnen, daß uns unter allen Werken der neuen dramatischen Kunst Gluck'sche Opern den Totaleindruck der griechischen Tragödie am meisten wiederholen, durch die großartige Einfachheit der Handlung, womit die Themata des Euripides, Iphigenie und Alceste, unter Aeschyleischem Pomp uns vor die Augen rücken. Die Gewalt des antiken Chores wird einigermaßen durch die Gewalt der Instrumente ersetzt. Die Erde scheint zu dröhnen unter der Macht der Auftritte, welche sie auf ihrer Fläche tragen muß. Daneben ist aber auch nicht zu vergessen, daß eben so sehr Mozart uns die tropische Gluth der Gitagowinda zurückzuversetzen weiß, wenn er

im Figaro die Flockenwetter flammender, gothner Flötentöne über uns ausschüttet.

Fortlage.

763. Eben stellte sich der Buchhändler Pasvogel grüßend neben den Notar, als Haydn die Streitrosse seiner unbändigen Töne losfahren ließ in die enharmonische Schlacht seiner Kräfte. Ein Sturm wehte in den andern, dann fuhren warme, nasse Sonnenblicke dazwischen, dann schleppte er wieder hinter sich einen schweren Wolkenhimmel nach, und riß ihn plötzlich hinweg wie einen Schleier und ein einziger Ton weinte in einem Frühling, wie eine schöne Gestalt. Walt — den schon ein elender Gesang der Kinderwärterinnen wiegte, und der zwar wenige Kenntnisse und Augen, aber Kopf und Ohren und Herzohren für die Tonkunst hatte — wurde durch das ihm neue Wechselspiel von Fortissimo und Pianissimo, gleichsam wie von Menschenlust und Weh, von Gebeten und Flüchen in unserer Brust, in einen Strom gestürzt, und davon gezogen, gehoben, untergetaucht, überhüllt, übertäubt, umschlungen und doch — frei mit allen Gliedern. Als ein Epos strömte das Leben unten vor ihm hin, alle Inseln und Klippen und Abgründe desselben waren Eine Fläche — es vergingen an den Tönen die Alter, — das Wiegenlied und der Jubelhochzeit-Gesang klangen in einander, Eine Glocke läutete das Leben und das Sterben ein — er regte die Arme, nicht die Füße, zum Fliegen, nicht zum Tanzen — er vergoß Thränen, aber nur feurige, wie wenn er mächtige Thaten hörte — und gegen seine Natur war er jetzt ganz wild. Ihn ärgerte, daß man Pst! rief, wenn jemand kam, und daß viele Musiker, gleich ihrem Notenpapier, dick waren, und daß sie in Pausen Schnupftücher vorholten, und daß Pasvogel den Takt mit den Zähnen schlug, und daß dieser zu ihm sagte: ein wahrer ganzer Ohrenschmaus: für ihn ein so widriges Bild, wie im Fürstenthum Krain der Namen der Nachtigall: Schlauz.

Wie eine Luna ging das Adagio nach dem vorigen Titan auf — die Mondnacht der Flöte zeigte eine blasse, schimmernde Welt, die begleitende Musik zog den Mondregenbogen darein. Walt ließ auf seinen Augen die Tropfen stehen, die ihm etwas von der Nacht des Blinden mittheilten. Er hörte das Tönen — dieses ewige Sterben — gar nicht mehr aus der Nähe, sondern aus der Ferne kommen, und der Herrnhutische Gottesacker mit seinen Abendklängen lag vor ihm in ferner Abendröthe. Als er das Auge trocken und hell machte, fiel es auf die glühenden Streifen, welche die sinkende Sonne in die Bogen der Saalfenster zog; — und es war ihm, als sähe er die Sonne auf fernen Gebirgen stehen — und das alte Heimweh in der Menschenbrust vernahm von vaterländischen Alpen ein altes Tönen und Rufen, und weinend flog der Mensch durch heitres Blau den duftenden Gebirgen zu, und flog immer und erreichte die Gebirge nie. — — O ihr unbefleckten Töne, wie so heilig ist eure Freude und euer Schmerz! Denn ihr frohlockt und wehklagt nicht über irgend eine Begebenheit, sondern über das Leben und Sein, und eurer Thränen

ist nur die Ewigkeit würdig, deren Tantalus der Mensch ist. Wie könntet ihr denn, ihr Reinen, im Menschenbusen, den so lange die erdige Welt besetzte, euch eine heilige Stätte bereiten, oder sie reinigen vom irdischen Leben, wäret ihr nicht früher in uns, als der treulose Schall des Lebens, und würde uns euer Himmel nicht angeboren vor der Erde? Jean Paul.

764. Beethoven verhält sich nach meinem Gefühl ungefähr zu seinem Vorgänger Mozart, wie Giulio Romano zu seinem Lehrer Raphael. Die erfinderische Kraft wohnt Beiden im höchsten Maß inne, ja an Kühnheit der Komposition übertreffen sie noch ihre Meister. Ist aber die Gefühlswelt, worin sich diese bewegen, ungeachtet des hinreißendsten Ausdrucks der Leidenschaft, der schön geordneten Welt des ruhig waltenden Zeus zu vergleichen, worin alle Disharmonien doch zur Ausgleichung streben, so ist bei Beethoven und Giulio Romano die tiefste Aufregung des Gemüths, die bewegteste Leidenschaft ihr eigentliches Lebenselement. Sie sind dem Geschlechte der himmelstürmenden Titanen zu vergleichen. Giulio Romano hat bekanntlich diesen Gegenstand in einem seiner berühmtesten Werke behandelt; aber auch in verschiedenen der herrlichsten Symphonien von Beethoven lebt ein ähnliches Gefühl. Alle Kräfte ringen in höchster Anstrengung, in dem gewaltigen Kampf scheint der feste Bau der Erde zu wanken. Der größte Schmerz und die äußerste Verzweiflung wechseln mit dem jauchzendsten Siegesjubel, düstere Melancholie und tiefe Wehmuth mit wild-bacchischer Lust. Dabei ist der Strom der Töne, worin das Ohr alle diese Wunder trinkt, so mächtig, daß mir oft dabei die Stelle aus dem Shakespear eingefallen ist: „Hätt' ich drei Ohren, du erfülltest sie." Bei solcher Sinnesart ist es leicht begreiflich, daß Maß und Klarheit nicht immer beobachtet werden; daß Uebertreibungen, Dunkelheit und Abenteuerlichkeiten vorkommen müssen. Natürlich steht bei alledem Genien von solcher Breite der Anlage zu Zeiten auch der Ausdruck des Zarten, Heitern, Idyllischen zu Gebote. Waagen.

VI. Malerei, Sculptur und Baukunst.

A. Antike Malerei.

Gemälde des Philostratus.

1. Antilochus.

*765. Das Haupterforderniß einer großen Komposition war schon von den Alten anerkannt, daß nämlich viele bedeutende Charaktere sich um Einen Mittelpunkt vereinigen müssen, der, wirksam genug, sie anrege, bei einem gemeinsamen Interesse ihre Eigenheiten auszusprechen. Im gegenwärtigen Fall ist dieser Lebenspunkt ein getödteter, allgemein bedauerter Jüngling.

Antilochus, indem er seinen Vater Nestor in der Schlacht zu schützen herandringt, wird von dem Afrikaner Memnon erschlagen. Hier liegt er nun in jugendlicher Schöne; das Gefühl, seinen Vater gerettet zu haben, umschwebt noch heiter die Gesichtszüge. Sein Bart ist mehr als der keimende Bart eines Jünglings, das Haar gelb wie die Sonne. Die leichten Füße liegen hingestreckt, der Körper, zur Geschwindigkeit gebaut, wie Elfenbein anzusehen, aus der Brustwunde nun von purpurnem Blut durchrieselt.

Achill, grimmig-schmerzhaft, warf sich über ihn, Rache schwörend gegen den Mörder, der ihm den Tröster seines Jammers, als Patroklus unterlag, seinen letzten, besten Freund und Gesellen geraubt.

Die Feldherren stehen umher theilnehmend, jeder seinen Charakter behauptend. Menelaus wird erkannt am Sanften, Agamemnon am Göttlichen, Diomed am Freikühnen, Ajax steht finster und trotzig, der Lokrier als tüchtiger Mann. Ulyß fällt auf als nachdenklich und bemerkend. Nestor scheint zu fehlen. Das Kriegsvolk, auf seine Speere gelehnt, mit übereinander geschlagenen Füßen, umringt die Versammlung, einen Trauersang anzustimmen.

Göthe.

2. Menöceus.

*766. Ein tüchtiger Jüngling ist vorgestellt, aufrecht noch auf seinen Füßen; aber ach! er hat mit blankem Schwert die Seite durchbohrt, das Blut fließt, die Seele will entfliehn, er fängt schon an zu wanken und erwartet den Tod mit heitern, liebreichen Augen. Wie Schade um den herrlichen jungen Mann! Sein kräftiger Körperbau, im Kampfspiel tüchtig ausgearbeitet, braunlich gesunde Farbe. Seine hochgewölbte Brust möchte man betasten, die Schultern sind stark, der Nacken fest, nicht steif, sein Haarwuchs gemäßigt, der Jüngling wollte nicht in Locken weibisch erscheinen. Vom schönsten Gleichmaß Rippen und Lenden. Was uns, durch Bewegung und Beugung des Körpers, von der Rückseite sichtbar wird, ist ebenfalls schön und bewundernswürdig.

Fragst du nun aber, wer es sei? so erkenne in ihm Kreons, des unglücklichen Tyrannen von Theben, geliebtesten Sohn. Tiresias weissagete: daß, nur wenn er beim Eingang der Drachenhöhle stehen würde, die Stadt befreit sein könne. Heimlich begibt er sich heraus und opfert sich selbst. Nun begreifst du auch, was die Höhle, was der versteckte Drache bedeutet. In der Ferne sieht man Theben und die Sieben, die es bestürmen. Das Bild ist mit hohem Augpunkt gemalt, und eine Art Perspektive dabei angebracht. Göthe.

3. Herkules und Hylas.

*767. Der Held als Jüngling begleitet die Argonautenfahrt, einen schönen Liebling, den Hylas, an der Seite. Dieser, knabenhaft, Wasser zu holen, steigt in Mysien an's Land, um nicht zurückzukehren. Hier sehen wir, wie

es ihm ergangen; denn als er unklug, von einem abschüssigen Ufer herab, die klare Welle schöpfen will, wie sie in dichtem Waldgebüsch reichlich hervorquillt, findet es eine lüsterne Nymphe gar leicht, ihn hinabzustoßen. Noch kniet sie oben in derselben Handlung und Bewegung. Zwei andere, aus dem Wasser erhoben, verbünden sich mit ihr; vier Hände, glücklich verschlungen, sind beschäftigt, den Knaben unterzutauchen; aber mit so ruhiger, schmeichelnder Bewegung, wie es Wellengöttinnen geziemt. Noch ist die Linke des Knaben beschäftigt, den Krug in's Wasser zu tauchen; seine Rechte, wie zum Schwimmen ausgestreckt, mag nun auch bald von den holdseligen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet sein Gesicht nach der ersten, gefährlichsten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Absicht des alten Künstlers uns wieder belebt vor Augen stellte. Dieses Mienenspiel von Furcht und Sehnsucht, von Scheu und Verlangen auf den Gesichtszügen des Knaben würde das Liebenswürdigste sein, was ein Künstler uns darstellen könnte. Wüßte er nun den gemeinsamen Ausdruck der drei Nymphen abzustufen, entschiedene Begierde, dunkles Verlangen, unschuldige, gleichsam spielende Theilnahme zu sondern und auszudrücken, so würde ein Bild entstehen, welches auf den Beifall der sämmtlichen Kunstwelt Anspruch machen dürfte.

Aber noch ist das Gemälde nicht vollendet, noch schließt sich ein herrlicher, unentbehrlicher Theil daran. Herkules als liebender Jüngling drängt sich durch's Dickicht, er hat den Namen seines Freundes wiederholt gerufen. Hylas! Hylas! tönt es durch Fels und Wald, und so antwortet auch das Echo; Hylas! Hylas! Solche trügerische Antwort vernehmend steht der Held stille, sein Horchen wird uns deutlich, den er hat die linke Hand gar schön gegen das linke Ohr gehoben. Wer nun auch hier die Sehnsucht des getäuschten Wiederfindens ausdrücken könnte, der wäre ein Glücklicher, den wir zu begrüßen wünschen. Göthe.

4. Vorspiele der Liebesgötter.

*768. Bei Betrachtung dieses belebten, heitern Bildes laßt euch zuerst nicht irre machen, weder durch die Schönheit des Fruchthaines, noch durch die lebhafte Bewegung der geflügelten Knaben, sondern beschauet vor allen Dingen die Statue der Venus unter einem ausgehöhlten Felsen, dem die munterste Quelle unausgesetzt entspringt. Dort haben die Nymphen sie aufgerichtet, aus Dankbarkeit, daß die Göttin sie zu so glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter bestimmt hat.

Als Weihgeschenke stifteten sie daneben, wie diese Inschrift sagt, einen silbernen Spiegel, den vergoldeten Pantoffel, goldene Haste, alles zum Putz der Venus gehörig. Auch Liebesgötter bringen ihr Erstlings-Aepfel zum

Geſchenk, ſie ſtehen herum und bitten: der Hain möge ſofort immerdar blühen und Früchte tragen!

Abgetheilt iſt der vorliegende Garten in zierliche Beete, durchſchnitten von zugänglichen Wegen: im Graſe läßt ſich ein Wettlauf anſtellen; auch zum Schlummern finden ſich ruhige Plätze. Auf den hohen Aeſten hangen goldne Aepfel, von der Sonne geröthet, ganze Schwärme der Liebesgötter an ſich ziehend. Sie fliegen empor zu den Früchten auf ſchimmernden Flügeln, meerblau, purpurroth und Gold. Goldene Köcher und Pfeile haben ſie an die Aeſte gehängt, den Reichthum des Anblicks zu vermehren.

Bunte, tauſendfarbige Kleider liegen im Graſe, der Kränze bedürfen ſie nicht: denn mit lockigen Haaren ſind ſie genugſam bekränzt. Nicht weniger auffallend ſind die Körbe zum Einſammeln des Obſtes; ſie glänzen von Sardonyx, Smaragd, von ächten Perlen. Alles Meiſterſtücke Vulkans.

Laſſen wir nun die Menge tanzen, laufen, ſchlafen oder ſich der Aepfel erfreuen; zwei Paare der ſchönſten Liebesgötter fordern zunächſt unſere ganze Aufmerkſamkeit.

Hier ſcheint der Künſtler ein Sinnbild der Freundſchaft und gegenſeitiger Liebe geſtiftet zu haben. Zwei dieſer ſchönen Knaben werfen ſich Aepfel zu; dieſe fangen erſt an ſich einander zu lieben. Der eine küßt den Apfel und wirft ihn dem andern entgegen; dieſer faßt ihn auf, und man ſieht, daß er ihn wieder küſſen und zurückwerfen wird. Ein ſo anmuthiger Scherz bedeutet, daß ſie ſich erſt zur Liebe reizen.

Das andere Paar ſchießt Pfeile gegen einander ab, nicht mit feindlichen Blicken, vielmehr ſcheint einer dem andern die Bruſt zu bieten, damit er deſto gewiſſer treffen könne. Dieſe ſind bedacht, in das tiefſte Herz die Leidenſchaft zu ſenken. Beide Paare beſchäftigen ſich zur Seite frei und allein.

Aber ein feindſeliges Paar wird von einer Menge Zuſchauer umgeben, die Kämpfenden erhitzt ringen mit einander. Der eine hat ſeinen Widerſacher ſchon niedergebracht und fliegt ihm auf den Rücken, ihn zu binden und zu droſſeln, der andere jedoch faßt noch einigen Muth, er ſtrebt ſich aufzurichten, hält des Gegners Hand von ſeinem Hals ab, indem er ihm einen Finger auswärts dreht, ſo daß die andern folgen müſſen und ſich nicht mehr ſchließen können. Der verdrehte Finger ſchmerzt aber den Kämpfer ſo ſehr, daß er den kleinen Widerſacher in's Ohr zu beißen ſucht. Weil er nun dadurch die Kampfordnung verletzt, zürnen die Zuſchauer und werfen ihn mit Aepfeln.

Zu der allerlebhafteſten Bewegung gibt ein Haſe die Veranlaſſung. Er ſaß unter den Apfelbäumen und ſpeiſ'te die abgefallenen Früchte; einige, ſchon angenagt, mußte er liegen laſſen: denn die Muthwilligen ſchreckten ihn auf mit Händeklatſchen und Geſchrei, mit flatterndem Gewand verſcheuchen ſie ihn. Einige fliegen über ihm her; dieſer rennt nach, und als er den Flüchtling zu haſchen denkt, dreht ſich das gewandte Thier zur andern Seite. Der dort

ergriff ihn am Bein, ließ ihn aber wieder entwischen und alle Gespielen lachen darüber. Indem nun die Jagd so vorwärts geht, sind von den Verfolgenden einige auf die Seite, andere vor sich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen. Sie liegen alle noch in der Stellung, wie sie das Thier verfehlten, um die Schnelligkeit der Handlung anzudeuten. Aber warum schießen sie nicht nach ihm, da ihnen die Waffen zur Hand sind? Nein! sie wollen ihn lebendig fangen, um ihn der Venus zu widmen als ein angenehmes Weihgeschenk: denn dieses Thiergeschlecht ist Liebling der Göttin. Göthe.

B. Moderne Malerei.

I. Italienische Schule.

*769. Der Oktober ist hier wie Wetter aus dem Paradiese; jeder Tag heiter, und Fest schon an und für sich. Ich habe mich auf eine Woche im Vatikan eingesperrt, und genösse Götterlust, wenn mein Herz ruhiger wäre. Ich wohne oben im Belvedere bei dem Manne, der die Antiken in seiner Verwahrung hat; und die Aussicht von meinem Zimmer ist bezaubernd. Rom liegt still da, wie ein friedlich Ueberbleibsel von der Herrschaft der Welt; wie ein junger Sproß steigt es hervor aus dem uralten hohlen Stamme der ehemals erhabenen, ungeheuren Eiche. Voran grünt das fruchtbare lange und breite Thal, wodurch der Tiber strömt, zwischen reizenden Hügeln, die schöne Villen bekränzen; und im grauen Duft und blauer Ferne lagern sich die Gebirge von Sabina, Tivoli und Frascati majestätisch herum.

Die Nachwelt hat die größten Meisterstücke der Malerei dem wilden und kühnen Papst Julius zu verdanken; und es ist ein seltenes Glück, daß der Heftige einen so scharfen und sichern Blick für das Wesentliche hatte, und sich durch kein Gepränge oder Höflingsgeschwätz täuschen und irre führen ließ. Er erkannte das wahre Talent, und verachtete dagegen allen Modekram. Die berühmtesten Künstler damaliger Zeit hatten schon in dem Vatikan die Wände mit allerlei Larven bemalt, woran vielleicht nach ihren Regeln nichts auszusetzen war: als Bramante den Raphael, von siebenzehn Jahren, herbeibrachte, daß auch er in einem Zimmer sich versuchen möchte. Die alten Meister lächelten höhnisch, und spotteten unter sich über die Unerfahrenheit des Knaben. Der hohe Jüngling ließ sich nicht stören, und entwarf in seiner Phantasie, dem Schauplatz angemessen, vier Bilder: von der Theologie, der Philosophie, Poesie und Gerechtigkeit, und legte gleich im ersten Feuer Hand an die Theologie.

Die Philosophie war noch nicht ganz vollendet, als Julius von der Wahrheit und dem Reiz der Gemälde so entzückt wurde, daß er auf der Stelle befahl, alles, was die Andern gemacht hatten, wieder herunterzuschla-

gen; dieſer junge Menſch ſollte die Zimmer allein ausmalen. Die alten Herren ſchrien über Tyrannei und Unverſtand; aber Welt und Nachwelt hat dieſen harten Ausſpruch gerechtfertigt. W. Heinſe.

770. Die vielſeitigen und gründlichen Naturſtudien der Florentiner, welche in Leonardo und Michel Angelo ihre höchſte Ausbildung erreicht, die innige und tiefe Auffaſſung der kirchlichen Aufgaben, deren reinſte Geſtalt ſich in Perugino darſtellt, laufen in Raphael da Urbino, wie in einer Spitze zuſammen, und gelangen in der Werkſtatt ſeines edlen, feinen, liebenswürdigen Naturells zur höchſten, ſchönſten und graziöſeſten Ausgeſtaltung. Durch ihn wurde zuerſt eine Malerſchule in Rom gegründet, deren Alles überſtrahlender Glanz eine um ſo größere Wirkung machte, als er, wie der 1483 geborne, 1520 geſtorbene Raphael ſelbſt, nur von kurzer Dauer war, und 1527 ſchon wieder erloſch. Waagen.

*771. Vor ſeinem Kindermorde muß jeder andere Künſtler die Segel ſtreichen. Ich habe manches ſchöne Weib davor Thränen vergießen ſehen, ſo rührend iſt die Mutterliebe und Unſchuld des Kindes auf mancherlei Art ausgedrückt. Die Mutter, welche mit ausgebreiteten Armen und flatternden Haaren im Schrecken flieht; welche ſitzt und über ihr todtes Kind weint; welche den Mörder wüthend fortſtößt, indeß das Kind ſich an ſie feſtklammert: ſind göttliche Geſtalten. Es iſt ein unendlicher Reiz von Leben, Bewegung und Schönheit in dieſem Stücke, das aus drei großen Tapeten beſteht. W. Heinſe.

772. Tiziano Vecellio, geboren zu Cadore 1477, geſtorben 1576, Schüler des Giovanni Bellini und des Giorgione, verband mit einer eben ſo geiſtreichen und energiſchen, als lebendigen und wahren Auffaſſung der Natur eine Färbung, welcher an Verbindung von Feinheit und Wahrheit der Tinten, an Klarheit und Reiz der warmen, goldenen Harmonie kein anderer Künſtler gleichgekommen, und beſaß endlich eine Leichtigkeit, Sicherheit und Meiſterſchaft im Vortrage, wie ſie außer ihm nur ſehr wenigen zu Theil geworden iſt. Als Portraitmaler iſt er ohne Zweifel der größte Meiſter, welchen Italien hervorgebracht hat; und zugleich war er der Erſte, welcher dort die Landſchaft auf eine großartig-poetiſche Weiſe in ſeinen Hintergründen ausbildete. Waagen.

*773. (Spaniſche Schule). Murillos Leben bildet, wie das der großen Künſtler jener Epoche überhaupt, einen fortdauernden Lobgeſang, und beim Anblick ſeiner Gemälde läßt ſich jene Antwort erklären, welche er, als man ihn bat, ſein Werk fortzuſetzen, in frommer Begeiſterung ausſprach: „Ich warte, bis Chriſtus kommt, um mit mir zu ſprechen.“ Nie unternahm er auch eine jener erhabenen Darſtellungen der Bibel oder des Evangeliums, ohne ſich durch Gebet mit dem Gott, den er malen wollte, verſöhnt zu haben.

Wirklich findet man in seinen Gemälden eine Zartheit und Demuth der Seele, welche nur der Glaube dem Ideal und die Liebe dem Genie aufdrängen. G.

II. Deutsche und Niederländische Schule.

774. Die bedeutendste, eigenthümlich deutsche Schule kam in dieser Epoche zu Nürnberg unter dem Vorgange von Albrecht Dürer (geb. 1472, gest. 1528) zur Ausbildung. Die reiche Erfindungsgabe dieses Meisters erstreckte sich über die heilige Geschichte, wie über Vorgänge des gewöhnlichen Lebens. In den Darstellungen aus der ersteren herrscht sehr viele Würde und Styl; in den letzteren eine große Lebendigkeit. Seine Auffassung der Natur war mehr geistreich und energisch, als fein und treu, seine Charaktere und Formen mehr bedeutend, als schön, seine Färbung mehr kräftig, als wahr, die Ausführung treu-fleißig und höchst meisterhaft, der Vortrag indeß oft mehr zeichnend, als malend. Gleich dem Lionardo da Vinzi suchte er mehrere Theile der Kunst wissenschaftlich zu begründen. Waagen.

775. Der den Deutschen so tief innewohnende Trieb zur treuen Darstellung der einzelnen Naturerscheinung erreichte seine schönste und höchste Ausgestaltung in Hans Holbein dem jüngeren (1498—1554). Seine Portraite gehören durch die edle und naive Auffassung, das reinste und ungetrübteste Naturgefühl, durch die ungeschminkte Wahrheit der Färbung, wie durch die gediegene Durchbildung zu dem Ausgezeichnetsten, das die Kunst in dieser Gattung hervorgebracht hat. Seine historischen Kompositionen vereinigen eine sehr dramatische und lebendige, aber porträtartige Auffassung mit vielem Geschmack der Anordnung und einem glücklichen Sinn für Anmuth. Waagen.

*776. Da die religiösen Ansichten der Holländer die Malerei aus den Kirchen ausschlossen, wendete sich der diesem Volk so tief eingepflanzte Kunstsinn mit desto größerem Eifer auf die Darstellung des gewöhnlichen Lebens, und der umgebenden Natur. Bei dem mäßigen Umfang der Räume, welche die Privathäuser darboten, durften aber die Bilder nur von kleinem Umfange sein; bei einem großen Wohlstand war endlich der Begehr sehr groß. Die Vereinigung dieser Umstände erzeugte die höchste Blüthe der Genre- und Landschaftmalerei in ihren verschiedensten Verzweigungen, und in einer äußerst vollendeten, miniaturartigen Technik, welche allen Anforderungen an größter Wahrheit des Einzelnen, wie an den schwierigsten Aufgaben des Helldunkels und der Gesammthaltung in dem seltensten Grade zu genügen wußte. Auch religiöse und andere Gegenstände der Historienmalerei wurden ganz in diesen Kreis des Privatlebens hineingezogen, und mit Aufgaben aller dafür herkömmlichen Stylgesetze, nach rein malerischen Principien, und meist ebenfalls

in kleinem Maßstabe behandelt. Nur die Schlösser, die Raths- und die Schützenhäuser boten noch Gelegenheit, sich in größern Dimensionen zu versuchen. Waagen.

777. Die Kirmeß von Rubens. Eine ausgelassene Gesellschaft von mindestens 70 Personen, vor einer Dorfschenke. Viele tanzen einen wüthenden Ringelreihen, andere trinken und jubeln, andere liebkosen. Vorn Mütter mit Säuglingen. Die derbsinnlichste Glut, die leidenschaftlichste Bewegung herrscht in dieser herkulischen Bauernwelt, so daß alle andern Bilder dieser Art dagegen lahm und zahm erscheinen. Die höchst geistreiche Behandlung, die Sättigung und Wärme der leuchtenden Farbe stehen mit der Erfindung auf gleicher Höhe, selbst der landschaftliche Hintergrund ist sehr vorzüglich. Es ist das Hauptwerk des Meisters unter den Genrebildern dieser Art.

Waagen.

C. Sculptur und Baukunst.

1. Antike Baukunst.

778. Den Nachmittag ging ich nach der Rotunda; ich hatte den Mann mit den Schlüsseln dahin bestellen lassen, um oben hinaufzusteigen. Sie ist das einzige Werk von alter Architektur, was in Rom noch ganz ist; das vollkommenste in seinen Verhältnissen, und prächtigste dabei wegen seiner Säulen auf dem Erdboden; die Paulskirche erscheint dagegen doch nur als Flickwerk.

Wenn man in die Vorhalle tritt: so ist es, als ob man in das schönste Plätzchen eines Waldes von lauter hohen, herrlichen Stämmen käme, die ein Gott zu einer Zeit gepflanzt hätte.

Wie breit und mächtig einen dann das Innere selbst umfaßt und bedeckt, ist lauter Majestät; und feierlich stehen unten die Säulen umher, und der dämmernde Raum dahinter, wie das Allerheiligste der Gottheiten. Was dieß für eine Ruh' ist! wie einen so nichts stört! wie die Rundung mit Liebesarmen empfängt, wie ein leiser Schatten einen umgibt, so daß man das Gebäude selbst nicht merkt. Oben Heiterkeit und Freiheit, und unten Schönheit. Ueberall ist der Tempel schön und harmonisch, man mag sich hinwenden, wohin man will; überall wie die schöne Welt in ihren Kreisen von Sonn' und und Mond und Sternen. Endlich scheint Alles lebendig zu werden, und die Kuppel sich zu bewegen, wenn man an dem reinen und süßen Lichte des Himmels oben durch die weite Oeffnung eine Zeitlang sich weidet. So oft ich mich so in's Stille hinsetze und meinem Gefühl überlasse, werd' ich da entzückt, wie von einem Brunnquell unter kühlen Bäumen zur heißen Zeit.

Es ist das erhabenste Gebäude, das ich kenne; Selbstschöpfung und nicht bloß Nachahmung. Die Schönheit voll Majestät scheint alle Barbaren von der Verwüstung zurückgeschreckt zu haben. W. Heinse.

779. Sowie dieser Jüngling am mehrsten an die Menschheit gränzt; so ist hingegen Apollo (von Belvedere) ganz Gott, und es herrscht eine Erhabenheit durchaus, besonders aber im Kopfe, die niederblitzt; göttliche Schönheit in Allem, von dem nachläßig sanftgewundenen Haare bis zu den schlanken, behenden Schenkeln, ihre geistigste Blüthe, nicht die irdische Fülle. Stand und Blick, und Lippen voll Verachtung geben seine Hoheit leicht zu erkennen. Die Augen sind selig, leicht aufzuthun und zu schließen, in weiten Bogen. Sein kurzer, schlank und zart geformter Oberleib zu den langen Beinen macht ihn zu einer ganz besondern Art von Wesen, und gibt ihm Uebermenschliches.

Ein erstaunliches Werk von Erfindung und Phantasie! Das Problem ist aufgelöst: da steht ein Gott, aus der Unsichtbarkeit hervorgeholt, und im weichen Marmor festgehalten für die Melancholischen, die ihr Leben lang nach einem solchen Blicke schmachten. Es ist der höchste Verstand und die höchste Klugheit mit Zornfeuer und Uebermacht gegen Verächtliches. Was Apollo hat, ist ihm eigen, und läßt sich wenig durch Nachahmung übertragen.

W. Heinse.

*780. Myrons Kuh. Die Mutter, stramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, breitet durch ihren prächtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Nische, einer Zelle, einem Heiligthum, ist das kleine nahrungsbedürftige Geschöpf eingefaßt, und füllt den organisch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halbkniende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufgerichtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anstrengung, die zarte Heftigkeit, Alles ist in den besten dieser Kopien angedeutet, was dort im Original über allen Begriff muß vollendet gewesen sein. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach innen und die Gruppe schließt sich auf die vollkommenste Weise selbst ab. Sie concentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beschauenden, und er mag, er kann sich nichts draußen, nichts daneben denken, wie eigentlich ein vortreffliches Kunstwerk alles Uebrige ausschließen und für den Augenblick vernichten soll.

Die technische Weisheit dieser Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegensatz des Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und Alles, was mit Worten kaum ausgesprochen werden kann, verehre der bildende Künstler. Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Natürlichkeit der Conception und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat. Göthe.

781. Der Torso. Ich führe dich jetzo zu dem so viel gerühmten, und niemals genug gepriesenen Trunk eines Herkules; zu einem Werke, welches das schönste seiner Art, und unter die höchsten Hervorbringungen der Kunst zu zählen ist von denen, welche bis auf unsere Zeit gekommen sind. Wie werde ich dir denselben beschreiben, da er der schönsten und der bedeutendsten Theile der Natur beraubet ist! Sowie von einer prächtigen Eiche, welche umgehauen und von Zweigen und Aesten entblößet worden, nur der Stamm allein übrig geblieben ist, so gemißhandelt und verstümmelt sitzet das Bild des Helden; Kopf, Arme und Beine und das Oberste der Brust fehlen.

Der erste Anblick wird dir vielleicht nichts als einen verunstalteten Stein entdecken: vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. Alsdann wird dir Herkules wie mitten in allen seinen Unternehmungen erscheinen, und der Held und der Gott werden in diesem Stücke zugleich sichtbar werden.

Da, wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen: Jene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen, und mit der Göttin der ewigen Jugend ist vermählet worden; dieser aber zeiget uns denselben in einer vergötterten Gestalt, und mit einem gleichsam unsterblichen Leibe, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den mächtigen Umrissen dieses Leibes die unüberwundene Kraft des Besiegers der gewaltigen Riesen, die sich wider die Götter empörten, und in den phlegräischen Feldern von ihm erlegt wurden; und zu gleicher Zeit stellen mir die sanften Züge dieser Umrisse, die das Gebäude des Leibes leicht und gelenksam machen, die geschwinden Wendungen desselben in dem Kampfe mit dem Achelous vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen seinen Händen nicht entgehen konnte. In jedem Theile dieses Körpers offenbaret sich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer besondern That, und man siehet, so wie die richtigen Absichten in dem Bau eines Pallastes, hier den Gebrauch, zu welcher That ein jedes Theil gedienet hat.

Ich kann das Wenige, was von der Schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwei Gebirgen, die ganze Last der himmlischen Kreise geruhet hat. Mit was für einer Großheit wächst die Brust an, und wie prächtig ist die anhebende Rundung ihres Gewölbes! Eine solche Brust muß diejenige gewesen sein, auf welcher der Riese Antäus und der dreileibige Geryon erdrücket worden. Keine Brust eines drei- und viermal gekrönten olympischen Siegers, keine Brust eines spartanischen Kriegers, von Helden geboren, muß sich so prächtig und erhöhet gezeiget haben.

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen ken-

nen, ob ſie eine Seite geſehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen iſt. Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln iſt mit einem weislichen Maße von abwechſelnder Regung und ſchneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieſelbe zu allem, was er vollbringen wollte, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor ſtille Fläche in einer nebligen Unruhe mit ſpielenden Wellen anwächſet, wo eine von der andern verſchlungen, und aus denſelben wiederum hervorgewälzet wird, eben ſo ſanft aufgeſchwellet und ſchwebend gezogen fließet hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die ſich zwiſchen ihnen erhebet, und ihre Bewegung zu verſtärken ſcheinet, verlieret ſich in jene, und unſer Blick wird gleichſam mit verſchlungen.

Hier möchte ich ſtille ſtehen, um unſeren Betrachtungen Raum zu geben, der Vorſtellung ein immerwährendes Bild von dieſer Seite einzudrücken; allein die höhen Schönheiten ſind hier in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächst zugleich hieher aus den Hüften, deren Feiſtigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewanket, und nie ſich beugen müſſen!

In dieſem Augenblicke durchfährt mein Geiſt die entlegenſten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen iſt, und ich werde bis an die Gränzen ſeiner Mühſeligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo ſein Fuß ruhete, geführet durch den Anblick der Schenkel von unerſchöpflicher Kraft, und von einer den Gottheiten eigenen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unſterblichkeit getragen haben. Ich fing an, dieſe entfernten Züge zu überdenken, da mein Geiſt zurückgerufen wird durch einen Blick auf ſeinen Rücken. Ich wurde entzücket, da ich dieſen Körper von hinten anſehe, ſo wie ein Menſch, der, nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel, auf die Höhe desſelben geführt würde, wo ihn das Gewölbe desſelben, welches er nicht überſehen kann, von neuem in Erſtaunen ſetzt.

Ich ſehe hier den vornehmſten Bau der Gebeine dieſes Leibes, den Urſprung der Muskeln und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieſes Alles zeiget ſich wie eine von der Höhe der Berge entdeckete Landſchaft, über welchen die Natur den mannigfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegoſſen. So wie die luftigen Höhen derſelben ſich mit einem ſanften Abhange in geſenkte Thäler verlieren, die hier ſich ſchmäleren und dort erweitern: ſo mannigfaltig, prächtig und ſchön erheben ſich hier ſchwellende Hügel von Muskeln, um welche ſich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Geſichte als dem Gefühle offenbar werden.

Scheinet es unbegreiflich, außer dem Haupte, in einem andern Theile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, ſo lernet hier, wie die Hand

eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermögend ist. Mich däucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch solche Betrachtungen gekrümmet scheinet, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Thaten beschäftiget ist; und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebet, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden: es sammelt sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen, und verliert gleichsam eine plötzliche Ergänzung. — Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführet, und in diesem Sturze ist ein Denkmal derselben, welches ihm keine Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet: der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden gibt keinen Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbaret sich der gesetzte, große Geist; der Mann, welcher sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größesten Gefährlichkeiten ausgesetzet, der den Ländern Sicherheit und den Einwohnern Ruhe geschaffet.

In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllet, und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheinet den Raum der sterblichen Theile eingenommen, und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher annoch wider Ungeheuer und Friedenstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Oeta von den Schlacken der Menschheit gereiniget worden, die sich von dem Ursprunge der Aehnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus, noch die zärtliche Jole den Herkules gesehen; so lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen Speise und groben Theilen ist sein Leib ernähret; ihn erhält die Speise der Götter, und er scheint nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne angefüllet zu sein.

O möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbaret hat, um nur allein von dem Uebereste sagen zu können, was er gedacht hat, und wie ich denken sollte! Mein großes Glück nach dem seinigen würde sein, dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich stehen, und so wie Psyche anfing die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernet; so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelanget bin.

Die Kunst weinet zugleich mit mir: denn das Werk, welches sie den größten Erfindungen des Witzes und Nachdenkens entgegensetzen, und durch welches sie noch jetzo ihr Haupt wie in ihren goldenen Zeiten zu der größten

Höhe menschlicher Achtung erheben könnte; dieses Werk, welches vielleicht das letzte ist, in welches sie ihre äußersten Kräfte gewandt hat, muß sie halb vernichtet und grausam mißhandelt sehen. Wem wird hier nicht der Verlust so vieler hundert anderer Meisterstücke derselben zu Gemüthe geführet! Aber die Kunst, welche uns weiter unterrichten will, rufet uns von diesen traurigen Ueberlegungen zurück, und zeiget uns, wie viel noch aus dem Uebriggebliebenen zu lernen ist, und mit was für einem Auge es der Künstler ansehen müsse. Winckelmann.

782. So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch so wüthen, ebenso zeiget der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele. Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoons, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdecket, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte, und in der ganzen Stellung, er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singet; die Oeffnung des Mundes gestattet es nicht, es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes, wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet. Sein Elend geht uns bis an die Seele, aber wir wünschten, wie dieser große Mann, das Elend ertragen zu können.

Winckelmann.

783. Die Bemerkung welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wuth sich nicht zeige, welche man bei der Heftigkeit desselben vermuthen sollte, ist vollkommen richtig. Auch das ist unstreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzens nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, sage ich, eben hierin die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet. Nur in dem Grunde, welchen Herr Winckelmann dieser Weisheit gibt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus diesem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meinung zu sein.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerst stutzig gemacht hat; und nächstdem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich ausgehen und meine Gedanken in eben der Ordnung niederschreiben, in welcher sie sich bei mir entwickelt.

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet." Wie leidet dieser? Es ist sonderbar, daß sein Leiden so verschiedene Eindrücke bei uns zurückgelassen.— Die Klagen, das Geschrei, die wilden Verwünschungen, mit welchen sein

Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heiligen Handlungen störte, erschallen nicht minder schrecklich durch das öde Eiland, und sie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ! Man hat den dritten Aufzug dieses Stücks ungleich kürzer, als die übrigen gefunden. Hieraus sieht man, sagen die Kunstrichter, daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun gewesen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich desfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieses. Die jammervollen Ausrufungen, das Winseln, die abgebrochenen ἆ, ἆ, φεῦ, ἀτταταὶ, ὦ μοὶ, μοὶ! die ganzen Zeilen voller παπᾶ, παπᾶ, aus welchen dieser Aufzug besteht, und die mit ganz andern Dehnungen und Absetzungen deklamirt werden müßten, als bei einer zusammenhängenden Rede nöthig sind, haben in der Vorstellung diesen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben so lange dauern lassen, als die andern. Er scheinet dem Leser weit kürzer auf dem Papier, als es den Zuhörern wird vorgekommen sein. Schreien ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzens. Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden. Die gereizte Venus schreiet laut, nicht um sie durch dieses Geschrei als die weibliche Göttin der Wollust zu schildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Domedes fühlte, schreiet so gräßlich, als schrien zehentausend wüthende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzten.

So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeußerung dieses Gefühls durch Schreien, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankommt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art, nach ihrer Empfindung wahre Menschen.

Ich weiß es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt wissen über unsern Mund und über unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Thränen. Die thätige Tapferkeit des ersten, rauhen Weltalters, hat sich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsere Urältern waren in dieser größer, als in jener. Aber unsere Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegensehen, unter den Bissen der Natter lachend sterben, weder seine Sünde, noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuths. Palnatoko gab seinen Jomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht so der Grieche! Er fühlte und fürchtete sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von

Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bei ihm Grundsätze. Bei ihm war der Heroismus, wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, so lange keine äußere Gewalt sie weckt, und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bei den Barbaren war der Heroismus eine helle fressende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen in entschlossener Stille zur Schlacht führet, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker hat schildern wollen. Mich wundert, daß sie an einer andern Stelle eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerkt haben. Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillstand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Todten beschäftigt, welches auf beiden Theilen nicht ohne heiße Thränen abgeht. Aber Priamus verweigert seinen Trojanern zu weinen. Er verbietet ihnen zu weinen, sagt die Dacier, weil er besorgt, sie möchten sich zu sehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieses besorgen? Warum ertheilet nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nämliche Gebot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer sein könne, indem der ungesittete Trojaner, um es zu sein, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse.

Es ist merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, sich zwei Stücke finden, in denen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Theil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trifft. Außer dem Philoktet der leidende Herkules. Und auch diesen läßt Sophokles klagen, winseln, weinen und schreien. Dank sei unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreiender Herkules die lächerlichsten, unerträglichsten Personen auf der Bühne sein würden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen? — Selbst ein Laokoon findet sich unter den verlornen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schicksal doch auch diesen Laokoon vergönnt hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alte Grammatiker thun, läßt sich nicht schließen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. So viel bin ich versichert, daß er den Laokoon nicht stoischer als den Philoktet und Herkules wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch, und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äußert. Sieht man ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken: aber die Bewunderung ist ein kalter Affekt, dessen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft, so wie jede andre deutliche Vorstellung ausschließt.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann, so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht sein, warum dem ungeachtet der Künstler in seinem Marmor dies Schreien nicht nachahmen wollen, sondern es muß einen ganz andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgeht, der dieses Geschrei mit bestem Vorsatze ausdrückt. Lessing.

II. Gothische Baukunst.

784. Der Straßburger Münster. Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wol schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer alten Brüder in ihren Werken zu genießen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tages zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe gelezt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese einfach und groß vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen, harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete, ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles, und doch für die Ewigkeit!

Göthe.

Fünfte Abtheilung.

Die Wissenschaft.

1. Wissenschaft im Allgemeinen.

1. Aufgabe. Civilisation, Kultur, Bildung.

*785. Niemals wird der wahren Wissenschaft Zweck und Absicht sein, Gott zu verlieren, sondern sie suchet ihn, und will ihn finden mit der ursprünglich menschlichen, vernünftigen, durch überirdischen Zug gebotenen Voraussetzung: das Wahre sei allein in Gott und bei Gott. Dann geht ihr keine Lust über die Lust an Erkenntniß und Wissenschaft. F. H. Jakobi.

*786. Die Wissenschaft bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter; aber was ist sie gegen die Grundlage des Daseins werth, ich meine gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor den göttlichen Geboten? Jk. Grimm.

787. Die Civilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung. Die Kultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntniß und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt. W. v. Humboldt.

2. Quell und Hemmnisse.

788. Das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, tausende sind daran gelagert und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachsrösten und andern schmutzigen Hantirungen. Börne.

*789. Nur die Verbesserung des Herzens führt zur wahren Weisheit. Fichte.

*790. Wohl gebetet ist halb studirt. Luther.

*791. Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läßt sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen. Wenn aber der anfachende Odem des Genies in Einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. W. v. Humboldt.

*792. Wer Wahrheit sucht, darf nicht die Stimmen zählen. Leibnitz.

793. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu sein, als sie sind. Börne.

*794. Neugierde ist eine Naschsucht; Wißbegierde ist ein Hunger.

*795. Ueberwiegende Naturfülle, Ueppigkeit der Vegetation, wie gänzlicher Mangel derselben zeigen sich gleich ungünstig für die Entfaltung geistigen Lebens; weder auf den Eisflächen des Nordens noch in dem brennenden Sandmeer Afrikas kann menschliche Kultur gedeihen. Hegel.

3. Zweck, Werth und Umfang.

*796. Lebe um zu lernen, lerne um zu leben.

*797. Lernen ist Uebung, Denken ist That: Kenntnisse sind Mittel, der Zweck ist die Weisheit. Berliner Jahrbücher.

*798. Grau, Freund, ist alle Theorie; grün ist des Lebens goldner Baum. Göthe.

*799. Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen. Schiller.

*800. Wissen ohne That gleicht der Biene ohne Honig. Herder.

801. Manche Leute sind nirgends tugendhaft, als in ihren Schriften. Wieland.

*802. Was die Wissenschaft für ein Nothanker ist! In den höchsten Lüften, auf den rauhesten Feldern findet der unterrichtete Mensch Unterhaltung. Göthe.

*803. Viele wissen Vieles, aber noch Keiner hat ausgelernt.

*804. Man muß viel wissen, um zu wissen, wie wenig man weiß.

4. Deutsche Bildung und Wissenschaft.

805. Die deutsche Bildung ist der Inbegriff dessen, was reichbegabte Geister aus der großen germanischen, klassischen und christlichen Eigen-

thümlichkeit und Vergangenheit, aus ihren Urkunden und Zuständen Edles in sich aufgenommen, gemäß ihrer Natur als Wissen, Gesinnung und geistiges Vermögen in sich gestaltet, und über ihr Volk als die nährende Frucht ihres Geistes, als die reine und belebende Atmosphäre, als Licht und Wärme verbreitet haben. Fr. Thiersch.

806. So war dieselbe Nation, die einst die Ideen, welche Sokrates und Christus in das neue Geschlecht zur Bildung der Herzen gestreut hatten, und die Keime, welche Aristoteles für alle Wissenschaft gelegt, mit den alten Generationen zugleich vertilgen zu wollen schien, dieselbe Nation war bestimmt, zuerst die verunstaltete Lehre des Messias zu reinigen, und dann den Ungeschmack in Wissenschaft und Kunst zu brechen, so daß es nun laut von unsern Nachbarn verkündigt wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geister nur bei uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; daß sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die italienische und französische vor ihr über Europa geherrscht haben. Gervinus.

807. Wer sich in untersuchungen über die deutsche sprache begibt, und darin aushält, wird mit freuden gewahren, wie das wesen und die geschichte unseres volks in den eigenschaften und schicksalen unserer sprache sich abspiegelt. Es sind zwei entgegengesetzte grundzüge, welche deutsche sinnesart von jeher auszeichnen, treues anhängen an dem hergebrachten, und empfängliches gefühl für das neue; wenig geneigt der angestammten kraft ihrer natur zu entsagen waren die deutschen immer bereit, alles geistige in sich aufzunehmen. hieraus folgt der unterbrochene und schwierige gang unserer bildung, zugleich der weite, lebensvolle grund, den sie mit der zeit gewonnen hat. Bei allen völkern des mittelalters stehen zeichen sanfter verfeinerung und starrer wildheit grell nebeneinander; welches andere hätte soviel sinnliches im recht, heidnisches in der poesie, altväterisches in der sprache zu hegen gewußt? Die deutsche sprache ist nicht ohne schmuck, und birgt ihn oft, nicht ohne flecken und narben, und versteckt sie nie. Jk. Grimm.

808. Wenn die deutsche Wissenschaft erst einmal zum Mittelpunkt durchgedrungen ist; wenn sie die Scheinbilder überwunden, welche sich zwischen sie und die freudige Anerkennung Gottes und der Unsterblichkeit drängen; wenn sie am Throne der Religion ihre Stelle wieder eingenommen hat, der Erde Lehrerin, doch Schülerin des Himmels: dann, aber nur dann darf sie hoffen, um das deutsche Volk einen neuen Kranz des Ruhmes zu winden, und der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Neuzeit zu werden. A.

II. Sprachwiſſenſchaft.

A. Sprache im Allgemeinen.

1. Entſtehung und Fortbildung.

*809. Der Menſch ſpricht, weil er denkt.

810. Die Sprache iſt das Organ unſers innern Seins; ſie iſt dies Sein ſelbſt, wenn es hervortritt als äußere Erſcheinung. Daher kann die Sprache nicht ein Kunſtwerk genannt, noch als ſolches betrachtet werden, ſondern ſie iſt unwillkürliche und nothwendige Emanation des Geiſtes, und ein Schaffen des Einzelnen in jedem Augenblick. W. v. Humboldt.

*811. Die Sprache iſt gleichſam die äußerliche Erſcheinung des Geiſtes der Völker; ihre Sprache iſt ihr Geiſt und ihr Geiſt ihre Sprache; man kann ſich beide nie identiſch genug denken. W. v. Humboldt.

812. Die Sprache iſt tief in die geiſtige Entwicklung der Menſchheit verſchlungen, ſie begleitet dieſelbe auf jeder Stufe ihres lokalen Vor- oder Rückſchreitens, und der jedesmalige Kulturzuſtand wird auch in ihr erkennbar. W. v. Humboldt.

*813. Das Daſein der Sprachen beweist, daß es auch geiſtige Schöpfungen gibt, welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, ſondern nur aus der gleichzeitigen Selbſtthätigkeit Aller hervorbrechen können. In den Sprachen alſo ſind, da dieſelben immer eine nationelle Form haben, Nationen als ſolche eigentlich und unmittelbar ſchöpferiſch. W. v. Humboldt.

814. Die Sprache entſpringt zwar aus einer Tiefe der Menſchheit, welche überall verbietet, ſie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie beſitzt eine ſich uns ſichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Weſen unerklärliche, Selbſtthätigkeit, und iſt, von dieſer Seite betrachtet, kein Erzeugniß der Thätigkeit, ſondern eine unwillkürliche Emanation des Geiſtes, nicht ein Werk der Nationen, ſondern eine ihnen durch ihr inneres Geſchick zugefallene Gabe. Sie bedienen ſich ihrer, ohne zu wiſſen, wie ſie dieſelben gebildet haben. Demungeachtet müſſen ſich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerſtämmen entwickelt, aus ihrer Geiſteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beſchränkungen aufgedrückt hat, herausgeſponnen haben. Es iſt kein leeres Wortſpiel, wenn man die Sprache als in Selbſtthätigkeit nur aus ſich entſpringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden, und von den Nationen, welchen ſie angehören, abhängig darſtellt. W. v. Humboldt.

815. Träte nicht die Sprache durch ihren Urſprung aus der Tiefe des menſchlichen Weſens auch mit der phyſiſchen Abſtammung in wahre und eigent-

liche Verbindung, warum würde sonst für die Gebildeten und Ungebildeten die vaterländische eine so viel größere Stärke und Innigkeit besitzen, als eine fremde, daß sie das Ohr, nach langer Entbehrung, mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüßt, und in der Ferne Sehnsucht erweckt? Es beruht dies sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Theil unseres Selbst vernähmen. W. v. Humboldt.

816. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfniß der Menschheit, nicht bloß ein äußerliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches. W. v. Humboldt.

817. Gerade die Sprache aber, der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedensten Individualitäten durch Mittheilungen äußerer Bestrebungen und innerer Wahrnehmungen vereinigen, steht mit dem Charakter in der engsten und regsten Wechselwirkung. Die kraftvollsten und die am leisesten berührbaren, die eindringendsten und die am feuchtbarsten in sich lebenden Gemüther gießen in sie ihre Stärke und Zartheit, ihre Tiefe und Innerlichkeit, und sie schickt zur Fortbildung der gleichen Stimmungen die verwandten Klänge aus ihrem Schooße herauf. W. v. Humboldt.

818. Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. W. v. Humboldt.

819. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Kristall an den andern anschießt. Die Bildung geschieht allmälig, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich mehr hervorstechende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind, desto mehr formenreichere Fülle besitzen. Diese schießt in einigen sichtbar über das Bedürfniß des Gedankens über, und mäßigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluß reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Kristallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da, das Werkzeug ist vorhanden und es fällt nun dem Geist anheim, es zu gebrauchen

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann, so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht sein, warum dem ungeachtet der Künstler in seinem Marmor dies Schreien nicht nachahmen wollen, sondern es muß einen ganz andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgeht, der dieses Geschrei mit bestem Vorsatze ausdrückt. Lessing.

II. Gothische Baukunst.

784. Der Straßburger Münster. Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wol schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer alten Brüder in ihren Werken zu genießen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tages zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe gelabt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese einfach und groß vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen, harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Jäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete, ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles, und doch für die Ewigkeit!

Göthe.

Fünfte Abtheilung.

Die Wissenschaft.

I. Wissenschaft im Allgemeinen.

1. Aufgabe. Civilisation, Kultur, Bildung.

*785. Niemals wird der wahren Wissenschaft Zweck und Absicht sein, Gott zu verlieren, sondern sie suchet ihn, und will ihn finden mit der ursprünglich menschlichen, vernünftigen, durch überirdischen Zug gebotenen Voraussetzung: das Wahre sei allein in Gott und bei Gott. Dann geht ihr keine Lust über die Lust an Erkenntniß und Wissenschaft. F. H. Jakobi.

*786. Die Wissenschaft bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter; aber was ist sie gegen die Grundlage des Daseins werth, ich meine gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor den göttlichen Geboten? Jk. Grimm.

787. Die Civilisation ist die Vermenschlichung der Völker in ihren äußeren Einrichtungen und Gebräuchen und der darauf Bezug habenden inneren Gesinnung. Die Kultur fügt dieser Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes Wissenschaft und Kunst hinzu. Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntniß und dem Gefühle des gesammten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt. W. v. Humboldt.

2. Quell und Hemmnisse.

788. Das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, tausende sind daran gelagert und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachsrösten und andern schmutzigen Hantirungen. Börne.

*789. Nur die Verbesserung des Herzens führt zur wahren Weisheit. Fichte.

*790. Wohl gebetet ist halb studirt. Luther.

*791. Der Mensch knüpft immer an Vorhandenes an. Bei jeder Idee, deren Entdeckung oder Ausführung dem menschlichen Bestreben einen neuen Schwung verleiht, läßt sich durch scharfsinnige und sorgfältige Forschung zeigen, wie sie schon früher und nach und nach wachsend in den Köpfen vorhanden gewesen. Wenn aber der anfachende Odem des Genies in Einzelnen oder Völkern fehlt, so schlägt das Helldunkel dieser glimmenden Kohlen nie in leuchtende Flammen auf. W. v. Humboldt.

*792. Wer Wahrheit sucht, darf nicht die Stimmen zählen. Leibnitz.

793. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu sein, als sie sind. Börne.

*794. Neugierde ist eine Naschsucht; Wißbegierde ist ein Hunger.

*795. Ueberwiegende Naturfülle, Ueppigkeit der Vegetation, wie gänzlicher Mangel derselben zeigen sich gleich ungünstig für die Entfaltung geistigen Lebens; weder auf den Eisflächen des Nordens noch in dem brennenden Sandmeer Afrikas kann menschliche Kultur gedeihen. Hegel.

3. Zweck, Werth und Umfang.

*796. Lebe um zu lernen, lerne um zu leben.

*797. Lernen ist Uebung, Denken ist That: Kenntnisse sind Mittel, der Zweck ist die Weisheit. Berliner Jahrbücher.

*798. Grau, Freund, ist alle Theorie; grün ist des Lebens goldner Baum. Göthe.

*799. Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen. Schiller.

*800. Wissen ohne That gleicht der Biene ohne Honig. Herder.

801. Manche Leute sind nirgends tugendhaft, als in ihren Schriften. Wieland.

*802. Was die Wissenschaft für ein Nothanker ist! In den höchsten Lüften, auf den rauhesten Feldern findet der unterrichtete Mensch Unterhaltung. Göthe.

*803. Viele wissen Vieles, aber noch Keiner hat ausgelernt.

*804. Man muß viel wissen, um zu wissen, wie wenig man weiß.

4. Deutsche Bildung und Wissenschaft.

805. Die deutsche Bildung ist der Inbegriff dessen, was reichbegabte Geister aus der großen germanischen, klassischen und christlichen Eigen-

thümlichkeit und Vergangenheit, aus ihren Urkunden und Zuständen Edles in sich aufgenommen, gemäß ihrer Natur als Wissen, Gesinnung und geistiges Vermögen in sich gestaltet, und über ihr Volk als die nährende Frucht ihres Geistes, als die reine und belebende Atmosphäre, als Licht und Wärme verbreitet haben. Fr. Thiersch.

806. So war dieselbe Nation, die einst die Ideen, welche Sokrates und Christus in das neue Geschlecht zur Bildung der Herzen gestreut hatten, und die Keime, welche Aristoteles für alle Wissenschaft gelegt, mit den alten Generationen zugleich vertilgen zu wollen schien, dieselbe Nation war bestimmt, zuerst die verunstaltete Lehre des Messias zu reinigen, und dann den Ungeschmack in Wissenschaft und Kunst zu brechen, so daß es nun laut von unsern Nachbarn verkündigt wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geister nur bei uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; daß sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die italienische und französische vor ihr über Europa geherrscht haben. Gervinus.

807. Wer sich in untersuchungen über die deutsche sprache begibt, und darin aushält, wird mit freuden gewahren, wie das wesen und die geschichte unseres volks in den eigenschaften und schicksalen unserer sprache sich abspiegelt. Es sind zwei entgegengesetzte grundzüge, welche deutsche sinnesart von jeher auszeichnen, treues anhängen an dem hergebrachten, und empfängliches gefühl für das neue; wenig geneigt der angestammten kraft ihrer natur zu entsagen waren die deutschen immer bereit, alles geistige in sich aufzunehmen. hieraus folgt der unterbrochene und schwierige gang unserer bildung, zugleich der weite, lebensvolle grund, den sie mit der zeit gewonnen hat. Bei allen völkern des mittelalters stehen zeichen sanfter verfeinerung und starrer wildheit grell nebeneinander; welches andere hätte soviel sinnliches im recht, heidnisches in der poesie, altväterisches in der sprache zu hegen gewußt? Die deutsche sprache ist nicht ohne schmuck, und birgt ihn oft, nicht ohne flecken und narben, und versteckt sie nie. Jk. Grimm.

808. Wenn die deutsche Wissenschaft erst einmal zum Mittelpunkt durchgedrungen ist; wenn sie die Scheinbilder überwunden, welche sich zwischen sie und die freudige Anerkennung Gottes und der Unsterblichkeit drängen; wenn sie am Throne der Religion ihre Stelle wieder eingenommen hat, der Erde Lehrerin, doch Schülerin des Himmels: dann, aber nur dann darf sie hoffen, um das deutsche Volk einen neuen Kranz des Ruhmes zu winden, und der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Neuzeit zu werden. A.

II. Sprachwiſſenſchaft.

A. Sprache im Allgemeinen.

1. Entſtehung und Fortbildung.

*809. Der Menſch ſpricht, weil er denkt.

810. Die Sprache iſt das Organ unſers innern Seins; ſie iſt dies Sein ſelbſt, wenn es hervortritt als äußere Erſcheinung. Daher kann die Sprache nicht ein Kunſtwerk genannt, noch als ſolches betrachtet werden, ſondern ſie iſt unwillkürliche und nothwendige Emanation des Geiſtes, und ein Schaffen des Einzelnen in jedem Augenblick. W. v. Humboldt.

*811. Die Sprache iſt gleichſam die äußerliche Erſcheinung des Geiſtes der Völker; ihre Sprache iſt ihr Geiſt und ihr Geiſt ihre Sprache; man kann ſich beide nie identiſch genug denken. W. v. Humboldt.

812. Die Sprache iſt tief in die geiſtige Entwicklung der Menſchheit verſchlungen, ſie begleitet dieſelbe auf jeder Stufe ihres lokalen Vor- oder Rückſchreitens, und der jedesmalige Kulturzuſtand wird auch in ihr erkennbar. W. v. Humboldt.

*813. Das Daſein der Sprachen beweist, daß es auch geiſtige Schöpfungen gibt, welche ganz und gar nicht von Einem Individuum aus auf die übrigen übergehen, ſondern nur aus der gleichzeitigen Selbſtthätigkeit Aller hervorbrechen können. In den Sprachen alſo ſind, da dieſelben immer eine nationelle Form haben, Nationen als ſolche eigentlich und unmittelbar ſchöpferiſch. W. v. Humboldt.

814. Die Sprache entſpringt zwar aus einer Tiefe der Menſchheit, welche überall verbietet, ſie als ein eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie beſitzt eine ſich uns ſichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Weſen unerklärliche, Selbſtthätigkeit, und iſt, von dieſer Seite betrachtet, kein Erzeugniß der Thätigkeit, ſondern eine unwillkürliche Emanation des Geiſtes, nicht ein Werk der Nationen, ſondern eine ihnen durch ihr inneres Geſchick zugefallene Gabe. Sie bedienen ſich ihrer, ohne zu wiſſen, wie ſie dieſelben gebildet haben. Demungeachtet müſſen ſich die Sprachen doch immer mit und an den aufblühenden Völkerſtämmen entwickelt, aus ihrer Geiſteseigenthümlichkeit, die ihnen manche Beſchränkungen aufgedrückt hat, herausgeſponnen haben. Es iſt kein leeres Wortſpiel, wenn man die Sprache als in Selbſtthätigkeit nur aus ſich entſpringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden, und von den Nationen, welchen ſie angehören, abhängig darſtellt. W. v. Humboldt.

815. Träte nicht die Sprache durch ihren Urſprung aus der Tiefe des menſchlichen Weſens auch mit der phyſiſchen Abſtammung in wahre und eigent-

liche Verbindung, warum würde sonst für die Gebildeten und Ungebildeten die vaterländische eine so viel größere Stärke und Innigkeit besitzen, als eine fremde, daß sie das Ohr, nach langer Entbehrung, mit einer Art plötzlichen Zaubers begrüßt, und in der Ferne Sehnsucht erweckt? Es beruht dies sichtbar nicht auf dem Geistigen in derselben, dem ausgedrückten Gedanken oder Gefühle, sondern gerade auf dem Unerklärlichsten und Individuellsten, auf ihrem Laute; es ist uns, als wenn wir mit dem heimischen einen Theil unseres Selbst vernähmen. W. v. Humboldt.

816. Die Hervorbringung der Sprache ist ein inneres Bedürfniß der Menschheit, nicht bloß ein äußerliches zur Unterhaltung gemeinschaftlichen Verkehrs, sondern ein in ihrer Natur selbst liegendes, zur Entwicklung ihrer geistigen Kräfte und zur Gewinnung einer Weltanschauung, zu welcher der Mensch nur gelangen kann, indem er sein Denken an dem gemeinschaftlichen Denken mit Anderen zur Klarheit und Bestimmtheit bringt, unentbehrliches. W. v. Humboldt.

817. Gerade die Sprache aber, der Mittelpunkt, in welchem sich die verschiedensten Individualitäten durch Mittheilungen äußerer Bestrebungen und innerer Wahrnehmungen vereinigen, steht mit dem Charakter in der engsten und regsten Wechselwirkung. Die kraftvollsten und die am leisesten berührbaren, die eindringendsten und die am fruchtbarsten in sich lebenden Gemüther gießen in sie ihre Stärke und Zartheit, ihre Tiefe und Innerlichkeit, und sie schickt zur Fortbildung der gleichen Stimmungen die verwandten Klänge aus ihrem Schooße herauf. W. v. Humboldt.

818. Wie das Denken in seinen menschlichsten Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach außen und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. W. v. Humboldt.

819. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Kristall an den andern anschießt. Die Bildung geschieht allmälig, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich mehr hervorstechende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind, desto mehr formenreichere Fülle besitzen. Diese schießt in einigen sichtbar über das Bedürfniß des Gedankens über, und mäßigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluß reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Kristallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da, das Werkzeug ist vorhanden und es fällt nun dem Geist anheim, es zu gebrauchen

und ſich hineinzubauen. Dieß geſchieht in der That; und durch die verſchiedene Weiſe, wie er ſich durch dasſelbe ausſpricht, empfängt die Sprache, Farbe und Charakter. W. v. Humboldt.

820. Wie Metalle, um ſchnell und innig zuſammenzuſchmelzen, raſch und ſtark glühender Flamme bedürfen, ſo gelingt auch das Zuſammenſchmelzen neuer Wortformen nur dem energiſchen Akt einer ſtarken, nach formaler Abgränzung ſtrebenden Macht. W. v. Humboldt.

*821. Das beſſere Gelingen kann in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geiſteskraft überhaupt, dann aber auch in der beſonderen Angemeſſenheit derſelben zur Sprachbildung liegen, alſo z. B. in der beſondern Klarheit und Anſchaulichkeit der Vorſtellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Weſen eines Begriffs, um aus demſelben gleich das am meiſten bezeichnende Merkmal loszureißen, in der Geſchäftigkeit und der ſchaffenden Stärke der Phantaſie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin alſo auch die Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören. Ferner iſt aber auch die Beſchaffenheit des überkommenen Stoffes und der geſchichtlichen Mitte zu beachten, in welcher ſich, zwiſchen einer auf ſie einwirkenden Vorzeit und den in ihr ſelbſt ruhenden Keimen fernerer Entwickelung, eine Nation in der Epoche einer bedeutenden Sprachumgeſtaltung befindet. W. v. Humboldt.

2. Erſcheinung der Sprache in Proſa und Poeſie.

822. Wenn man beide (Poeſie und Proſa) zugleich von der ihnen am meiſten konkreten und idealen Seite betrachtet, ſo ſchlagen ſie zu ähnlichem Zweck verſchiedene Pfade ein. Denn beide bewegen ſich von der Wirklichkeit aus zu einem ihr nicht angehörenden Etwas. Die Poeſie faßt die Wirklichkeit in ihrer ſinnlichen Erſcheinung, wie ſie äußerlich und innerlich empfunden wird, auf, iſt aber unbekümmert um dasjenige, wodurch ſie Wirklichkeit iſt, ſtößt vielmehr dieſen ihren Charakter abſichtlich zurück. Die ſinnliche Erſcheinung verknüpft ſie ſodann vor der Einbildungskraft, und führt durch ſie zur Anſchauung eines künſtleriſchen, idealiſchen Ganzen. Die Proſa ſucht in der Wirklichkeit gerade die Wurzeln, durch welche ſie am Daſein haftet, und die Fäden, ihrer Verbindungen mit denſelben. Sie verknüpft alsdann auf intellektuellem Wege Thatſache mit Thatſache und Begriffe mit Begriffen, und ſtrebt nach einem objektiven Zuſammenhang in der Idee. Der Unterſchied beider iſt hier ſo gezeichnet, wie er nach ihrem wahren Weſen im Geiſte ſich ausſpricht. Sieht man bloß auf die mögliche Erſcheinung in der Sprache und auch in dieſer nur auf eine, in der Verbindung höchſt mächtige, aber vereinzelt faſt gleichgültige, Seite derſelben, ſo kann die innere proſaiſche Richtung in gebundener und die poetiſche in freier Rede ausgeführt werden, mei-

stentheils aber nur auf Kosten beider, so daß das poetisch ausgedrückte Prosaische weder den Charakter der Prosa, noch den der Poesie ganz an sich trägt und ebenso in Prosa gekleidete Poesie. Der poetische Gehalt führt gewaltsam auch das poetische Gewand herbei, und es fehlt nicht an Beispielen, daß Dichter im Gefühle dieser Gewalt das in Prosa Begonnene in Versen vollendet haben. W. v. Humboldt.

823. Die Prosa kann aber auch bei bloßer Darstellung des Wirklichen und bei ganz äußerlichen Zwecken stehen bleiben, gewissermaßen nur Mittheilung von Sachen, nicht Anregung von Ideen oder Empfindungen sein. Dann weicht sie nicht von der gewöhnlichen Rede ab, und erreicht nicht die Höhe ihres eigentlichen Wesens. Sie ist dann nicht eine Entwicklungsbahn der Intellektualität zu nennen, und hat keine formale sondern nur materielle Beziehungen. Wo sie den höhern Weg verfolgt, bedarf sie, um zum Ziele zu gelangen, auch tiefer in das Gemüth eingreifender Mittel, und erhebt sich dann zu derjenigen veredelten Rede, von der allein gesprochen werden kann, wenn man sie als Gefährtin der Poesie auf der intellektuellen Laufbahn der Nationen betrachtet. Sie verlangt alsdann das Umfassen ihres Gegenstandes mit allen vereinten Kräften des Gemüths, woraus zugleich eine Behandlung entsteht, welche denselben als nach allen Seiten Strahlen aussendend zeigt, auf die er Wirkung ausüben kann. Der sondernde Verstand ist nicht allein thätig, die übrigen Kräfte wirken mit, und bilden die Auffassung, die man mit höherem Ausdruck die geistvolle nennt. In dieser Einheit trägt der Geist auch, außer der Bearbeitung des Gegenstandes, das Gepräge seiner eignen Stimmung in die Rede über. Die Sprache, durch den Schwung des Gedankens gehoben, macht ihre Vorzüge geltend, ordnet sie aber dem hier gesetzgebenden Zwecke unter. Die sittliche Gefühlsstimmung theilt sich der Sprache mit und die Seele leuchtet aus dem Style hervor. Auf eine ganz eigenthümliche Weise offenbart sich aber in der Prosa durch die Unterordnung und Gegeneinanderstellung der Sätze die der Gedankenentwicklung entsprechende logische Eurhythmie, welche der prosaischen Rede in der allgemeinen Erhebung durch ihren besondern Zweck geboten wird. Wenn sich der Dichter dieser zu sehr überläßt, so macht er die Poesie der rhetorischen Prosa ähnlich. Indem nun alles hier einzeln Genannte in der geistvollen Prosa zusammen wirkt, zeichnet sich in ihr die ganze lebendige Entstehung des Gedankens, das Ringen des Geistes mit seinem Gegenstande. Wo dieser es erlaubt, gestaltet sich der Gedanke wie eine freie, unmittelbare Eingebung, und ahmt auf dem Gebiete der Wahrheit die selbstständige Schönheit der Dichtung nach. W. v. Humboldt.

824. In Rücksicht auf die Sprache ist noch besonders zu beobachten, daß die Poesie in ihrem wahren Wesen von Musik unzertrennlich ist; die Prosa dagegen sich ausschließlich der Sprache anvertraut. W. v. Humboldt.

*825. In der wahren Prosa muß alles unterstrichen sein. Fr. v. Schlegel.

*826. Freilich gibt es einen prosaischen Rhythmus; aber für jedes Buch und jedem Autor einen andern und ungesuchten. Denn wie die Begeisterung des Dichters selber melodisch wird; so wird die Begeisterung großer Männer von einem Luther an bis zu Lessing und Herder herüber unwillkürlich rhythmisch. Ist nur einmal ein lebendiger und kein gefrorner Gedankenstrom da, so wird er schon rauschen. Ist nur einmal Fülle und Sturm zugleich in einer Seele, so wird er schon brausen, wenn er durch den Wald zieht, oder säuseln, wenn er sich durch Blumen spielt. Jean Paul.

3. Die deutsche Sprache; ihre Größe, ihre Mängel; Luthers neuhochdeutsche Bibelsprache.

*827. Der deutsche Gedanke wird mit dem Heimweh nach dem deutschen Wort geboren, und durch alle von den Umständen irgendwie gegebenen Nöthigungen in ein fremdes Kleid bricht, wie Schweizerthränen beim Alphornsruf, die Sehnsucht darnach aus ihm hervor. Th. Mundt.

828. Die Sprache hat mancherlei Schaden erlitten und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträgliche Ausgleichung steht in der Macht des unermüdlich schaffenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggethan worden; sein unsichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl. Jk. Grimm.

*829. Die alte Sprache ist leiblich, sinnlich, voll Unschuld; die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden; sie sieht in den Worten Schein und Zweideutigkeit, denen sie auf alle Weise ausweichen möchte. Jk. Grimm.

*830. Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal. Jk. Grimm.

*831. Eine Sprache, die viel gehört wird, gelangt weit eher dazu, auch gut geschrieben zu werden, und eine bloß geschriebene, wie die deutsche, welche sich ganz dem Ohr entzieht, und der freiern öffentlichen Gelegenheiten entbehrt, fällt von selbst dem Studirstubencharakter, dem Kanzlei- und Predigerstyl, dem altfränkischen Menuettschritt steifverschlungener Sätze anheim (?). Th. Mundt.

*832. Man darf das Neuhochdeutsche als den protestantischen Dialekt bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere

Sprache ist, nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge, in Lautverhältnissen und Formen gesunken, — was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüthen neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr, als Luthern. Th. Mundt.

*833. Diese Bibelsprache, deren Bildner und Dichter Luther ist, war zugleich die erste Offenbarung der deutschen Sprache in ihrer ganzen gemüthlichen, religiösen und poetischen Stärke, in Donner, Blitz und lieblichem Geflüsel der Rede. Th. Mundt.

834. Schönere und geistigere Eindrücke empfing die deutsche Prosa von dem Styl des Tacitus, welcher einen andern Pol für die Bildung unserer Schreibart bezeichnet. Im Tacitus erzeugt und beherrscht das Gemüth die Periode, und die kurzen, schlagfertigen Reihen derselben sind abgebrochene Laute einer großen Weltanschauung, die sich auf die bestehende Wirklichkeit nicht vollständig anzuwenden, sondern nur zuckend anzudeuten wagt. Es ist das still düstere Flackern eines verzehrenden Feuers, verhaltener Zorn und prophetische Wehmuth, was in dem Bau dieser Sätze sprüht und dunkelt und auch grammatisch in eigenthümliche Worte und Wendungen ausschlägt. Diese grollende Kürze, diese raschen Schlagschatten des Gedankens und der Ironie, diese Erzitterungen der Rede gleichen den Symbolen einer Cassandra, die am Rande des Untergangs der alten Welt sinnend still steht. Th. Mundt.

4. Schriftsprache und Mundart.

835. Hat sich nun aber eine Mundart zur Schriftsprache erhoben, so stellt sie sich nicht nur allen ihren Schwestermundarten, sondern sehr bald auch der entgegen, aus welcher sie hervorgegangen ist. Das Organ schriftlicher Mittheilung bildet sich nothwendig auf eine andere Weise fort, als die Form des bloß mündlichen Verkehrs. Die Schriftsprache hält Manches in seiner ganzen Reinheit und Vollkommenheit fest, was die an keine sichtbaren Zeichen gebannte, durch keine verehrten Muster gebundene, bloß an das allgemeine Gefühl angewiesene Mundart nach und nach abschleifen und verkümmern läßt. Die Schriftsprache, ermangelnd aller Bedingung des lebendigen Wortes, muß manche Formen für Beziehungen und Auffassungsweisen sich erschaffen, die in der Mundart durch Auge, Hand, Betonung und eine Menge anderer Hülfsmittel ausgedrückt werden; oder sie muß wenigstens vorhandene Formen auf eine ganz andere Weise anwenden, als dies die Mundart thut. Umgekehrt aber verliert die Schriftsprache Vieles, was sie als bloße Mundart hatte; einiges ist ihr in der That entbehrlich und verschwindet nach und nach schon deßhalb, weil es nie angewandt wird; anderes, für jeden

Sprachverkehr sehr Wichtiges, kann in der stets mangelhaften Schrift nicht genau bezeichnet werden, oder die ersten Anwender hielten die Beziehung für unnöthig, z. B. den feinen Unterschied in manchen ähnlichen Lauten, und so verlor es sich, sobald Sprecher anderer Mundarten sich der einmal gangbaren Schriftsprache bedienten. Indem die bedeutendsten Geister der Nation sich der allgemeinen Sprache als Organ der Darstellung ihrer Ideen bedienen, bildet sie sich in ihren einzelnen Theilen wie im Ganzen hinsichtlich der Schärfe der Bestimmungen und des Wortvorraths immer mehr aus; indem Sprecher aller Mundarten sich ihrer bedienen, nimmt sie Wörter aus allen in sich auf, verwendet sie nach ihren Zwecken und bildet sie nach ihren Forderungen aus und so bleiben alle Mundarten, immer nur auf sich selbst beschränkt, hinter ihr zurück. Da aber der Gebrauch der Schriftsprache wiederum bloß auf schriftliche Niedersetzung der Gedanken begränzt ist und die große Masse der Nation sie höchstens hört, nie aber sich ihrer selbstständig bedient, so verliert sie an Innigkeit, Naivetät und Lebendigkeit, Eigenschaften, die jede Mundart mehr oder weniger besitzt. In Wärme steht jede Schriftsprache in der Regel der bloßen Mundart nach, an Schärfe und Gehalt ragt sie weit über dieselbe. Indem sie für Hervorbringungen in den höchsten Kreisen, die der Mensch kennt, gebraucht wird, in Poesie, Wissenschaft und Religion, erhält sie einen Anstrich des Edeln und Vornehmen und mit den Mundarten verbindet sich nach und nach der Begriff des Geringeren, ja des Gemeineren. Dieser Gegensatz steigert sich nach und nach immer mehr; denn diejenigen Formen, welche in der Schriftsprache festgesetzt und geheiligt sind, werden endlich auch für die Form der mündlichen Rede gebraucht, sobald diese öffentlich auftritt; die Kirche, der Staat, die Schule bedienen sich ihrer und kommen Sprecher verschiedener Mundarten in öffentlicher Versammlung zu einander, so ist das Natürlichste, diejenige Form zu gebrauchen, die mehr oder weniger allen bekannt ist und zugleich für die edelste gehalten wird. Zuletzt wird sie die Form, der sich überhaupt die gebildete Gesellschaft auch in mündlicher Unterhaltung bedient, und tritt sie einmal in diese Geltung ein, so ist sie nicht mehr bloße Schriftsprache, sondern die über allen Mundarten schwebende, höhere Form, und jetzt trifft die Mundarten unabweislich das Gepräge des Niedrigen; sie werden zu Volksmundarten in bestimmtem Sinne und sind in einen engern Kreis gebannt und nur für bestimmte Zwecke anwendbar. Dabei muß aber bemerkt werden, daß die Gestalt der Schriftsprache als Organ des mündlichen Verkehrs angewendet, doch in jeder Provinz sich anders zeigt; daß man in der Regel die einheimische Mundart immer durch die Form der Schriftsprache hört und daß eine allgemeine Regel für den mündlichen Gebrauch der letztern immer nur Idee bleibt.

M. W. Götzinger.

5. Das Gift der Ausländerei.

836. Wenn Sprache das Organ unserer Seelenkräfte, das Mittel unserer innersten Bildung und Erziehung ist; so können wir nicht anders, als in der Sprache unsers Volkes und Landes gut erzogen werden; eine sogenannte französische Erziehung (wie man sie auch wirklich nannte) in Deutschland, muß deutsche Gemüther nothwendig mißbilden und irre führen. Mich dünkt, dieser Satz stehe so hell da, als die Sonne am Mittage.

Von wem und für wen ward die französische Sprache gebildet? Von Franzosen, für Franzosen. Sie drückt Begriffe und Verhältnisse aus, die in ihrer Welt, im Lauf ihres Lebens liegen; sie bezeichnet solche auf eine Weise, wie sie ihnen dort jede Situation, der flüchtige Augenblick und die ihnen eigene Stimmung der Seele in diesem Augenblick angibt. Außer diesem Kreise werden die Worte halb oder gar nicht verstanden, übel angewandt, oder sind, wo die Gegenstände fehlen, gar nicht anwendbar, mithin nutzlos gelernt. Da nun in keiner Sprache so sehr die Mode herrscht, als in der französischen, da keine Sprache so ganz das Bild der Veränderlichkeit, eines wechselnden Farbenspiels in Sitten, Meinungen, Beziehungen ist als sie, da keine Sprache, wie sie, leichte Schatten bezeichnet und auf einem Farbenklavier glänzender Lufterscheinungen und Strahlenbrechungen spielet, was ist sie zur Erziehung deutscher Menschen in ihrem Kreise? Nichts, oder ein Irrlicht. Sie läßt die Seele leer von Begriffen, oder gibt ihr für die wahren und wesentlichen Beziehungen unsers Vaterlandes falsche Ausdrücke, schiefe Bezeichnungen, fremde Bilder und Affektationen. Aus ihrem Kreise gerückt, muß sie solche, und wäre sie eine Engelssprache, geben. Also ist es gar nicht vermessen, zu sagen, daß sie unserer Nation in den Ständen, wo sie die Erziehung leitete oder vielmehr die ganze Erziehung war, den Verstand verschroben, das Herz verödet, überhaupt aber die Seele an dem Wesentlichsten leer gelassen hat, was dem Gemüth Freude an seinem Geschlecht, an seiner Lage, an seinem Beruf gibt; und sind dies nicht die süßesten Freuden? haben Sie je den Curs einer deutsch-französischen Erziehung kennen gelernt? Für Deutsche eine schöne Einöde und Wüste! —

Wenn sich nun, wie offenbar ist, durch diese thörichte Gallikomanie in Deutschland seit einem Jahrhunderte her ganze Stände und Volksklassen von einander getrennt haben; mit wem man deutsch sprach, der war Domestik (nur mit denen vom gleichen Stande sprach man französisch und forderte von ihnen diesen Jargon als ein Zeichen des Eintritts in die Gesellschaft von guter Erziehung, als ein Standes-, Ranges- und Ehrenzeichen), zur Dienerschaft sprach man wie man zu Knechten und Mägden sprechen muß, ein Knecht- und Mägdedeutsch, weil man ein edleres, ein besseres Deutsch nicht verstand und über sie in dieser Denkart dachte — wenn dieß ein ganzes, reines

Jahrhundert ungestört, mit wenigen Ausnahmen so fortging, dürfen wir uns wohl wundern, warum die deutsche Nation so nachgeblieben, so zurückgekommen und ganzen Ständen nach so leer und verächtlich geworden ist, als wir sie leider nach dem Gesammturtheil anderer Nationen im Angesicht Europas finden? Bis auf die Zeiten Maximilians war die deutsche Nation, so oft auch ihre Ehrlichkeit gemißbraucht ward, dennoch eine geehrte Nation; standhaft in ihren Grundsätzen, bieder in ihrer Denkart und Handlungsweise. Seit fremde Völker mit ihren Sitten und Sprachen sie beherrschen, von Karl V. an ging sie hinunter. Die Reformation trennte, das politische Interesse trennte. Zuerst kam spanisches Zeremoniel zu uns, bald schrieben die Fürsten, Prinzen, Generäle italienisch, bis seit dem glorreichen dreißigjährigen Kriege nach und nach fast das ganze Reich an Höfen und in den obern Ständen eine Provinz des französischen Geschmacks ward. Hinweg war jetzt in diesen Ständen der deutsche Charakter! Frankreich ward die glückliche Geburtsstätte der Moden, der Artigkeit, der Lebensweise. An Höfen bekam Alles andere Namen; in manchen Ländern ward die ganze Landesverwaltung französisch eingerichtet. Den Landesherren, die voreinst deutsche Fürsten und Landesverwalter waren, ward jetzt wohl, wenn sie sich unter Ihresgleichen durch eine fremde Sprache in einem andern Lande finden konnten und an Geschäfte nur von einer abgesonderten Klasse Menschen (der Nation, die sie nährte) in grobem Deutsch erinnert werden durften. Die Edlen und Ritter folgten ihnen, der weibliche Theil unserer, nicht mehr unserer, Nation (denn von den Müttern hängt doch fast aller gute oder schlechte Geschmack der Erziehung ab) übertraf beide. So geschah, was geschehen ist, Adel und französische Erziehung wurden eins und dasselbe, man schämte sich der deutschen Nation, wie man sich eines Fleckens in der Familie schämt. Deutsche Bücher, deutsche Literatur in diesen obern Ständen — wie niedrig, wie schimpflich! Der mächtigste, wohlhabendste, einflußreichste Theil der Nation war also für die thätige Bildung und Fortbildung der Nation verloren, ja er hinderte diese, wie er sie etwa hindern konnte, schon durch sein Dasein. Denn wenn man nur mit Gott und mit seinem Pferde deutsch sprach, so stellten sich aus Pflicht und Gefälligkeit auch die, mit denen man also sprach, als Pferde.

Kennen Sie Swifts Tea-table Miscellanies? Gehen Sie in die galanten Zirkel der deutsch-französischen Conversation und suchen Gedanken, suchen wahre und angenehme Unterhaltung, Sie werden den alten Swift in Leerheit sowohl als anmuthigen Fortleitungen des Gesprächs übertroffen finden. „Deutsch spreche ich nicht in dieser Gesellschaft: im Deutschen sagt man immer zu viel und hier will ich nichts sagen. Wir zählen einander Zahlpfennige zu: die deutsche Sprache will wahre Münze. Sie ist so ehrlich, so herzlich wie eine Bauerndirne. Wir sind hier in guter, d. i. leerer Gesell-

ſchaft." Ein ſolches Leben, ein ſolcher Ton der Seele, eine Gewohnheit dieſer Art von Kindheit auf ſich zur Form gemacht, ſind ſie nicht traurig?

Herder.

6. Styl. Charakteriſtik.

837. Was heißt Styl? Büffon ſagt: le styl c'est l'homme. Büffon hatte einen ſchönen und glänzenden Styl und es war alſo ſein Vortheil, dieſen Satz geltend zu machen. Aber der Satz iſt falſch. Der eine dichtet die zarteſten Lieder und iſt der größte Grobian Deutſchlands; der andere macht Luſtſpiele und iſt ein trübſinniger Menſch; der dritte iſt ein fröhlicher Knabe und ſchreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, ſchrieb ſeinem Prinzen ſo, daß er alle rechtſchaffenen Pſychologen in Verlegenheit und in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſie gar nicht mehr wußten, was ſie ſprachen und ſie behaupteten, Machiavelli habe eine politiſche Satyre geſchrieben.

Was heißt alſo Styl? Wie geſagt, ich weiß es nicht und wünſche ſehr darüber belehrt zu werden. Börne.

*838. Der Menſch iſt der Styl ſelbſt! ſein eigenſtes Weſen, ſeine ganze, ihm allein gehörende Seele drückt ſich aus in Folge und Stellung der Worte. Wir werden oft ſelbſt überraſcht durch unſere Rede; es iſt ein geheimes, unbekanntes Etwas in uns, das ſie geſtaltet. Der Styl iſt das Geſicht: es gibt doch viele Millionen Menſchen; aber jeder hat ein anderes Geſicht und ſelbſt die einander ähnlichſten beſitzen charakteriſtiſche Verſchiedenheiten; kurz, dasſelbe wiederholt ſich nicht. Und eben ſo iſt es mit dem Styl: er iſt das Kulturgeſicht. Laube.

*839. Luthers Proſa iſt eine halbe Schlacht; wenige Thaten gleichen ſeinen Worten. Jean Paul.

840. Die natürliche Sprache des wirklichen Lebens iſt die Grundlage des Leſſing'ſchen Styls. Was irgend Affektation oder Pedantismus genannt werden kann, iſt ihm völlig fremd. Aber kein Styl kann auch weiter entfernt ſein von matter Schöngeiſterei und oberflächlicher Geſchwätzigkeit. Tief, aber nicht nach angenommenen Schulbegriffen, in den Gegenſtand einer Unterſuchung einzudringen, jeden Begriff ſo klar und ſo beſtimmt als möglich dem geſunden Verſtand zu vergegenwärtigen, mit ſtrenger Konſequenz ein geprüftes Urtheil an ein anderes zu knüpfen, aber auch dem Witze die Freiheit zu gönnen, einen Gedanken, während er immer klarer und überzeugender hervortritt, faſt muthwillig wie einen Fangball hin- und herzuwerfen und den Leſer, der Belehrung ſucht, ſo zu unterhalten, daß er wie im Spiel zu dem Reſultat geleitet wird — das war das Ziel, nach welchem Leſſing, wenn er eine

Abhandlung schrieb, nicht sowohl gestissentlich, als aus unwillkürlicher Neigung strebte, weil es der Natur seines Geistes gemäß war, so und nicht anders seinen eignen Gedanken zu verdeutlichen. Bouterweck.

841. Hamanns Styl ist ein Strom, den gegen die Quelle ein Sturm zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe gar nicht darauf anzukommen wissen. Jean Paul.

842. Aehnlich, aber periodologischer ist Jakobis straffe, aber kerndeutsche Prosa, musikalisch in jedem Sinne; denn sogar seine Bilder sind oft von Tönen hergenommen. Der seltene Bund zwischen schneidender Denkkraft und der Unendlichkeit des Herzens gibt die gespannte metallene Saite mit dem weichen Vertönen. Jean Paul.

*843. Die vollendete Prunk- und Glanzprosa schreibt Schiller; was die Pracht der Reflexion in Bildern Fülle und Gegensätzen geben kann, gibt er; ja oft spielet er auf den poetischen Saiten mit einer so reichen, zu Juwelen versteinerten Hand, daß der schwere Glanz, wenn nicht das Spielen, doch das Hören stört. Jean Paul.

*844. Von der gelehrten Bilderfülle Jean Pauls, und dem Naturalismus der Modernen wird man immer auf den bezaubernden Ton zurückkehren müssen, welcher, reich an Gesetzen, in Göthes Prosa herrscht. Diesen geglätteten Marmor nachzuahmen, möchte ich weniger anrathen, als ihn zu studiren. K. Gutzkow.

*845. Einen modernen Ableger der platonischen Dialektik stellt die Sprache Schleiermachers dar, in ihren rein wissenschaftlichen Darstellungen häufig peinlich, und ohne den idealen Schmelz, den Platos höhere poetische Natur selten verliert; aber in der Weihnachtsfeier, den Monologen und vielen Predigten, besonders den frühern, oft meisterlich und voll innerer Springkraft. Th. Mundt.

B. Sprachstudien.

1. Grammatik.

846. Für die Sprachstudien hat im wissenschaftlichen Aufschwung dieser Zeit eine ganz neue Epoche begonnen. Wie viele Vorurtheile wurden erst neuerlich auf diesem Gebiete zerstreut, wie viele Thatsachen erhoben, welche auf die alte Filiation der Völker, auf ihre Berührungen und Wanderungen das überraschendste Licht warfen, und die Forschung tiefer und tiefer in das innerste Wesen der Sprachen hineinführen! Auf diesen wunderbaren Geisterflüssen gehen jetzt zahlreiche Expeditionen stromaufwärts, nehmen sorgfältig ihre Ufer auf, befischen alle Zuflüsse, und dringen unermüdlich bis zu den

Quellen vor. Jedermann kennt die Anführer dieser Entdeckungszüge durch die tausendstimmige Wildniß der Geschichte — vorzugsweise Deutsche; — uns genügt hier die Bemerkung, daß es ächte naturwissenschaftliche Reisen sind durch das räthselhafte Gebiet der Menschenseele, die so tief und weit ist, als die Natur selbst. Sprachen, wunderbare Organismen, so mannigfaltig in Umriß und Gliederung, in Sitten und Gewohnheiten, als die lebendigen Geschöpfe der Natur in Luft und Wasser; und doch, wie diese, aus wenigen Wurzelformen zusammengebaut, wie sie, nach wenigen discordirenden Schematen der Bildung in große Gruppen gesondert, und die Glieder derselben Ordnung durch tausendfache Uebergänge verknüpft. Und wie das erkannte Prinzip des thierischen Baues, nach welchem die Organe einander bedingen und voraussetzen, den Zoologen befähigt, nach einem einzigen charakteristischen Knochenstück wesentliche Eigenschaften eines unbekannten Thieres zu bestimmen, wodurch ihm mit Sicherheit ein gewisser Platz in der Thierreihe angewiesen wird, so nach einem ähnlichen, die Sprache regierenden Gesetze erkennt der Sprachkundige in einem einzigen Wortfragmente eines verschollenen Idioms den Stamm und die Familie, dem es angehört; und wenn jenem die Hauptstücke des Knochengerüstes genügen, um das ganze Skelet mit Sicherheit zu ergänzen, so setzt dieser aus dürftigen Urkunden einer in Zeit oder Raum entlegnen Sprache das Gerüste ihrer Grammatik zusammen.

Deutsche Vierteljahrsschrift.

847. Die Sprachlehre ist die Dynamik des Geisterreichs: ein Kommandowort bewegt Armeen, das Wort „Freiheit" Nationen. Novalis.

848. Da die Sprache, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Geisteskraft, ein vollständig durchgeführter Organismus ist: so lassen sich in ihr nicht bloß Theile unterscheiden, sondern auch Gesetze des Verfahrens. Man kann diese, wenn man den Organismus der Körper dagegen halten will, mit den physiologischen Gesetzen vergleichen, deren wissenschaftliche Betrachtung sich auch wesentlich von der zergliedernden Beschreibung der einzelnen Theile unterscheidet. W. v. Humboldt.

*849. An dem sinnlich-geistigen Material der Sprache werden die Kategorien gleichsam gegenständlich geschaut, und darum auf eine so einfache und jedem Kinde, möchte man sagen, verständliche Weise zum Bewußtsein gebracht. Und ein genaues Studium der Grammatik zeigt, daß es keine einzige Kategorie gibt, die nicht in einem Theile der Grammatik hervorträte und geübt würde. Jede Grammatik ist bis jetzt noch reicher an Kategorien, als die Methaphysik in ihrer jetzigen Gestalt. Peinhardt.

850. Sollte es mir nicht gelungen sein, die früheren Eigenschaften und Schicksale unserer deutschen Sprache aus den verbliebenen Denkmälern getreu darzustellen, so zweifle ich gleichwol nicht, würde eine noch mangelhaftere

Ausführung deſſen, was ich im Sinn gehabt, genug ſiegende Kraft in ſich tragen, um die völlige Unzulänglichkeit der bisher ausgeklügelten Regeln in den einfachſten Grundzügen, aus denen alles Uebrige fließt, offenbar zu machen. Sind aber dieſe Sprachlehren ſelbſt Täuſchung und Irrthum, ſo iſt der Beweis ſchon geführt, welche Frucht ſie in unſeren Schulen bringen und wie ſie die von ſelbſt treibenden Knospen abſtoßen, ſtatt zu erſchließen.

Jk. Grimm.

851. Den geheimen Schaden, den dieſer Unterricht, wie alles Ueberflüſſige, nach ſich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts Anderes, als daß dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern geſtört und eine herrliche Anſtalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und ſie in dem Befang des elterlichen Hauſes zu Macht kommen laſſen will, verkannt werde. Die Sprache, gleich allem Natürlichen und Sittlichen, iſt ein unvermerktes, unbewußtes Geheimniß, welches ſich in der Jugend einpflanzt und unſere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländiſchen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen beſtimmt; auf dieſem Eindruck beruht jenes unvertilgliche, ſehnſüchtige Gefühl, das jeden Menſchen befällt, dem in der Fremde ſeine Sprache und Mundart zu Ohren ſchallt; zugleich beruht darauf die Unlernbarkeit einer ausländiſchen Sprache, d. h. ihrer innigen und völligen Uebung. Wer könnte nur glauben, daß ein ſo tief angelegter, nach dem natürlichen Geſetze weiſer Sparſamkeit aufſtrebendes Wachsthum durch die abgezogenen, matten und mißbegriffenen Regeln der Sprachmeiſter gelenkt oder gefördert würde, und wer betrübt ſich nicht über unkindliche Kinder und Jünglinge, die rein und gebildet reden, aber im Alter kein Heimweh nach ihrer Jugend fühlen. Frage man einen wahren Dichter, der über Stoff, Geiſt und Regel der Sprache gewiß anders zu gebieten weiß, als Grammatiker und Wörterbuchmacher zuſammengenommen, was er aus Adelung gelernt habe und ob er ihn nachgeſchlagen.

Jk. Grimm.

852. Außer dieſer etymologiſchen iſt noch eine andere philoſophiſche Behandlungsart der Grammatik zu erwähnen, welche viel abſtrakter zu Werke geht und ohne Rückſicht auf die Wurzeln der Wörter die bloß allgemein gedachten Formen und Formeln einer Sprache logiſch erörtert. Unausbleibliche Dürre und Verwirrung müßte aber der Erfolg ſein, inſofern ausgebildete Abſtraktionen über Begriff und Weſen der Sprache vorläufig, bevor jene unumgängliche Grundlage zu Stande gekommen, auf irgend eine und eben unſere deutſche Sprache, wie in der That vorgeſchlagen worden iſt, angewendet werden ſollten.

Jk. Grimm.

853. Ehe nicht die Philoſophen Grammatiker, oder die Grammatiker Philoſophen werden, wird die Grammatik nicht, was ſie bei den Alten war,

eine pragmatische Wissenschaft, und ein Theil der Logik, noch überhaupt eine Wissenschaft werden. Fr. v. Schlegel.

*854. Der vermeintliche Gegensatz von Vernunft und Wirklichkeit ist ein leerer, und die so genannte historische Grammatik ist eben so im Irrthum, wenn sie gegen die rationelle eifert, als diese, wenn sie glaubt, etwas Besseres zu sein, als jene. Die wahre Grammatik zeigt, daß das Vernünftige ist, und daß das Wirkliche vernünftig. Mager.

*855. Die Idee eines die ganze Sprache umfassende, und sie in allen ihren Theilen durchdringenden Organism (?) muß die leitende Idee aller Sprachforschung sein. K. F. Becker.

2. Rhetorik.

856. In einer Anweisung zur Beredsamkeit, nach dem gewöhnlichen Zuschnitt, würde man diese wiederholte Gedankenanstrengung oder Gedankenansatz mit der plötzlichen Hemmung auch wohl bald zu den Redefiguren zählen, und ihr einen eignen Namen geben, ohne zu erwägen, daß der Schriftsteller wahrlich an keine Redefigur dachte, da er diesen Gedanken so wahr und innig aus der Tiefe seiner Empfindungen niederschrieb; und daß die ganze schöne Bildung des Ausdrucks eben dadurch entstanden ist, weil der Schriftsteller die ganze Aufmerksamkeit seiner Seele nur auf die Entwickelung seiner Empfindung richtete, und deßwegen, weil ihm um die Sache zu thun war, so wenig Worte wie möglich brauchte, um die Aufmerksamkeit nicht zu zerstreuen. Moritz.

857. Denn Schönheit und Wahrheit sind unzertrennlich mit einander verknüpft. Die höchste Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch schön, weil sie ihn der Natur nachbildet. Und alles Bestreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich sein, wenn das Bestreben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorangegangen ist; wenn die Seele nicht sorgsam auf den innern Einklang gelauscht hat, durch welchen sie mit der umgebenden Natur zusammenstimmen, allein das Herz bewegen kann. Moritz.

3. Das klassische Alterthum als Bildungsmoment.

*858. Die Vollendung und Herrlichkeit dieser Meisterwerke (der Griechen besonders) muß das geistige Bad, die profane Taufe sein, welche der Seele den ersten, unverlierbaren Ton und Tinktur für Geschmack und Wissenschaft gebe. Und zu dieser Einweihung ist nicht eine allgemeine äußere Bekanntschaft mit den Alten hinreichend, sondern wir müssen uns ihnen in Kost und Wohnung geben, um ihre Luft, ihre Vorstellungen, ihre Sitten, selbst, wenn man will, ihre Irrthümer und Vorurtheile einzusaugen, um in dieser Welt einheimisch zu werden, — der schönsten, die gewesen ist. Hegel.

*859. Aber die Wahrheit in ihrer unendlichen Fülle und reinen Klarheit ist nicht bei den Alten zu finden. Es sind einzelne Fingerzeige, einzelne Funken, aber nicht die volle Offenbarung, nicht die leuchtende Sonne der Wahrheit, die das Alterthum hat. Die reine, volle, unendliche Wahrheit hat sich in Jesu Christo der Welt geoffenbaret und offenbart sich fortwährend in ihm, und in ihm muß nunmehr jeder sich die Wahrheit aneignen, der ihrer theilhaftig werden will und nicht ohne Wahrheit, ohne Erkenntniß der Wahrheit, ohne ewige Liebe, ja ohne Gott das Leben verbringen will.

Deinhardt.

860. Die Alten sind die Schöpfer von Kunst und Wissenschaft. In ihren Werken findet sich die erste und darum so frische, klare und schöne Gestaltung und Darstellung der Idee. Aus der antiken Kunst und Wissenschaft ist die christliche Kunst und Wissenschaft erwachsen, und hat sich aus ihr fortwährend erneuert und vervollkommnet. Und wie sich der wissenschaftliche Geist der ganzen Menschheit entwickelt hat, anders kann sich derselbe in dem einzelnen Menschen auch nicht entwickeln. Wenn also gesagt wird, daß der Gymnasiast nur durch die Beschäftigung mit den Alten und durch die ernstliche Bearbeitung und Durchdringung ihrer Werke eine wahre wissenschaftliche Weihe erhalten könne, so ist das ohne Zweifel die volle Wahrheit.

Andererseits aber ist es doch nicht minder wahr, daß das Alterthum in aller seiner Schönheit und Kraft nur als ein nothwendiger Durchgangspunkt zum Christenthum zu betrachten ist, und daß es also nicht für sich etwas gelten darf, sondern als ein Moment des christlichen Geistes und der durch das Christenthum begründeten modernen Bildung gefaßt und bearbeitet werden muß. Es wird mit Recht gefordert, daß auch auf Gymnasien das Christenthum der letzte Zweck und der volle Inhalt, das Alterthum aber bloß Mittel und Moment sein muß, wenn diese Anstalten wahrhaft gedeihen und Pflanzstätten der Wahrheit sein sollen und nicht des Irrthums oder todter Gelehrsamkeit.

Deinhardt.

4. Die Alterthumswissenschaft.

*861. Der Name Philologie bedeutet Liebe — d. h. Streben nach Erkenntniß — des Logos. Unter dem Logos haben die Griechen das Wort verstanden, insofern es den Geist zu seinem Inhalt hat, oder, was dasselbe ist, den Geist, insofern er das Wort zu der Form seiner Aeußerung und Erscheinung macht. Demnach ist die Philologie diejenige Wissenschaft, welche das Wort als die Form des Geistes, und den Geist in seinem Wort begreift.

Rädler.

862. Was Heyne und Winckelmann vorahnend eingeleitet und begonnen hatten, was sodann in Voß mehr der Trieb einer glücklichen Natur und die Wirkung seines starken, energischen Charakters gewesen war, brachte

Fr. Aug. Wolf in der Alterthumswissenschaft als Prinzip zur Anerkennung: die Beschäftigung mit dem Alterthum soll aufhören, einer todten und zerfallenden Gelehrsamkeit zu dienen; auf das Ethische, auf den Menschen des Alterthums gerichtet, soll sie auch in uns den Menschen ergreifen, bilden und verklären; die Form, die nicht mehr bloß Außenseite, bloß Schale ist in unorganischer Abstraktion, gewinnt Leben und Bedeutung als die eigenthümlichste und nothwendigste Offenbarung des innen schaffenden Geistes; auch das Kleinste, — aber es gibt jetzt kein Kleinstes mehr! — Form, Rhythmus, Darstellung, es ist Alles durchdrungen und belebt von dem allerfüllenden schöpferischen Geist, den wir in Allem ahnen, in Allem suchen, in Allem zu Verständniß und Darstellung zu bringen haben. Prutz.

863. Es ist ein Glück, aber nicht eine Tugend, ein Philolog zu sein, sein Leben lang umzugehen mit dem Herrlichsten, was das Genie der Menschen hervorgebracht hat, den Schatz zu hüten, den die Vorsehung in köstlichen Resten der alternden Menschheit erhalten hat, an dem sie sich immer wieder zur Natur und zum richtigen Geschmack herstellen, ja der ihr sogar ein Supplement der Religion, und mit dieser ein Gegengewicht gegen die jedesmaligen Zeitgebrechen darbieten kann; aber diesen Gewinn theilen auch die, welche den Schatz nicht einmal dem Namen nach kennen, und umgekehrt können seine besten Wirkungen an seinen geschicktesten Hütern verloren gehen, wie nicht alle Diener des Asklepios mäßig, und nicht alle Priester fromm sind; sondern auch durch Unwürdige spendet die Gottheit ihre Wohlthaten. G. Thudichum.

864. Alle Vertiefung ins Alterthum soll auch für den Philologen nur ein Durchgang, eine Bildung für das Leben der Gegenwart gewesen sein. Hall. Jahrbücher.

865. Wenn wir auch die glänzendsten Emendationen machen, und die schwersten Stellen vom Blatt erklären können, so ist es nichts, als bloße Kunstfertigkeit, wenn wir nicht die Weisheit und Seelenkraft der großen Alten erwerben: wie sie fühlen und denken. B. Niebuhr.

866. Uebersetzungen von Kunstwerken aus fremden Sprachen haben außer dem zunächst auffallenden Zweck, denen, welche nicht im Stande sind, diese Werke in ihren Grundsprachen zu lesen, einen neuen Weg zum Genuß und zur Bildung zu eröffnen, wol noch einen andern, in gewisser Hinsicht höhern. Der ächte Geist philosophisch historischer Wissenschaft verlangt nämlich nicht bloß Nachrichten von dem Einzelnen, was in vorigen Zeitaltern gethan, gedacht, gebildet worden sei; er strebt vielmehr als zu seinem letzten Ziele dahin, das ganze Leben jener Zeitalter selbst zu seiner eignen, unmittelbaren Anschauung zu bringen. Zu einem solchen Zwecke, der Darstellung eines vollständigen Lebens in seiner wirklichen Erscheinung, muß sich die unermüdlichste Durchforschung des Einzelnen mit dem belebenden Geiste des All-

gemeinen auf das innigste vereinigen. Diese Wiederbelebung muß auf alle möglichen Arten und unter allen möglichen Formen versucht werden, zuvörderst in historischen Entwicklungen, dann aber auch in sich annähernden Nachbildungen, wozu dann auch solche Kopien der Kunstwerke selbst gehören werden, in welchen Allgemeines und Einzelnes in der innigsten Einheit, und so streng wie möglich wieder dargestellt werden. — Zu diesen Kopien gehören dann auch die Uebersetzungen, deren Zweck also sein muß, ein altes Kunstwerk, so wie es im Alterthum selbst in allen seinen Beziehungen zu seiner Zeit da war, uns durch unser eigenthümliches Organ wieder zur lebendigen Anschauung bringen zu helfen. Solger.

5. Jakob Grimm, der Begründer deutscher Sprachwissenschaft.

*867. Lieber Wilhelm, als du vorigen Winter so krank warst, mußte ich mir auch denken, daß deine treuen Augen vielleicht nicht mehr auf dieses Buch fallen würden. Ich saß an deinem Tisch, auf deinem Stuhl, und betrachtete mit unbeschreiblicher Wehmuth, wie sauber und ordentlich du die ersten Bände meines Buches gelesen und ausgezogen hattest; mir war, als wenn ich es für dich geschrieben hätte, und es, wenn du mir weggenommen würdest, gar nicht mehr fertig schreiben möchte. Gottes Gnade hat gewaltet und dich uns gelassen, darum von Rechts wegen gehört dir auch dieß Buch. Zwar heißt es, einige Bücher würden für die Nachwelt geschrieben, aber viel wahrer ist doch noch, daß ein jedes auch auf den engen Kreis unserer Gegenwart eingeschränkt, sein innigstes Verständniß durch ihn bedingt ist, und nachher wieder verschlossen bleibt. Wenigstens wenn du mich liesest, der du meine ganze Art genau kennst, was sie Gutes haben mag, und was ihr gebricht; so ist mir das lieber, als wenn mich hundert Andere lesen, die mich hie und da nicht verstehen, oder denen meine Arbeit an vielen Stellen gleichgültig ist. Du aber hast nicht nur der Sache, sondern auch meinetwegen für mich die gleichmäßigste, unwandelbarste Theilnahme. Sei also brüderlich mit Allem zufrieden. Jk. Grimm.

868. Der Wetterstrahl, von dem mein stilles Haus getroffen wurde, bewegt die Herzen in weiten Kreisen. Ist es bloß menschliches Mitgefühl, oder hat sich der Schlag elektrisch fort verbreitet, und ist es zugleich Furcht, daß ein eigner Besitz gefährdet werde? Nicht der Arm der Gerechtigkeit, die Gewalt nöthigte mich ein Land zu räumen, in das man mich berufen, wo ich acht Jahre in treuem, ehrenvollem Dienste zugebracht hatte. „Gib dem Herrn eine Hand, er ist ein Flüchtling," sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel, als ich am 16. December die Gränze überschritten hatte. Und wo ward ich so genannt? In meinem Geburtslande, das an dem Abend

desselben Tages ungern mich wieder aufnahm, meine Gefährten sogar von sich stieß.

Ueber eine That, deren Absicht offen, deren Beurtheilung Allen unerschwert war, die nicht mit sehenden Augen blind sein wollen, durfte sich die allzu neue Aufwallung anfangs Schweigen gebieten; es ist mir von Freunden und Unbekannten liebevolle, ehrende Theilnahme, untermischt bei einzelnen mit scheuer Beklommenheit an den Tag gelegt worden. Weder nach Beifall gelüstet hat mir, noch vor Tadel gebangt, als ich so handelte, wie ich mußte; aber es verlauten auch widerwärtige Stimmen, vornehme, die mir Klugheit, hoffärtige, die mir gesunden Menschenverstand absprechen, selbst höhnende, die im voraus entschlossen sind, mir gemeine und unwürdige Beweggründe unterzulegen, wie die Krähe angeflogen kommt, dem, den sie für todt hält, die Augen auszuhacken. Ich bin keiner so weichlichen Gelassenheit, daß ich mein Recht unvertheidigt preisgeben und von allen in das Kreuz oder die Quere laufenden Tagesmeinungen verdrehen lassen möchte: mein gutes Recht, das, wie unbedeutend es der Welt scheinen mag, für mich den Inbegriff alles dessen enthält, was ich errungen habe, und ohne Makel ungelästert hüten will. Nur die Wahrheit währt, und selbst Uebelgesinnte oder Schwache, die sie nicht laut bekennen, fühlen sich insgeheim von ihr durchzuckt. Die Welt ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten werden, und zurückweichen. Ihr Zweifel gleicht dem Unkraut, das auf den Straßen durch das Pflaster bricht, manche rotten es aus, doch nicht lange, so hat es wieder ganze Stellen überzogen. Täuschungen und Entfärbungen darf sich die Kraft einer einfachen und schuldlosen Erzählung entgegenstellen: sie will glimpflich sein, aber frei und ungehemmt. Sie will keine Wunden vor der Zeit zuheilen lassen, sondern sich das Andenken an jeden Vorgang noch frisch erhalten; später wird Alles schon verharschen. Niemand setzt die Feder gern für sich selbst an, sogar in gerechtem Abwehren; wer mag neugierigen Blicken die Thüre seines Hauses öffnen, wo er, sähe er sich unangetastet, lieber in schirmender Zurückgezogenheit geblieben wäre?

Mein Leben, insoweit seine Schicksale von meiner Gemüthsart und Gesinnung abhängen, würde still und ungefährdet in unablässigem Dienste der Wissenschaft verflossen sein. Nun ist schon zum drittenmal der Pfad, den ich mir bahnen konnte, verdornt und gesperrt worden durch äußere Verhältnisse, die weit über den Widerstand hinaus walteten, den ich ihnen entgegen zu setzen hatte. Ich ziehe die Augen der Macht immer erst dann auf mich, wenn sie mich zwingt, das Feuer meines Herdes fortzutragen und auf einer neuen Stätte anzufachen. Nie, von früh auf bis jetzt, ist mir oder meinem Bruder von irgend einer Regierung Unterstützung oder Auszeichnung zu Theil geworden: einigemal jener, war ich dieser nie bedürftig. Diese Unabhängig-

keit hat meine Seele gestählt, sie widersteht Anmuthungen, welche die Reinheit meines Bewußtseins beflecken wollen. Mein Bruder hat noch die Pflicht eine solche Gesinnung seinen Kindern zu überliefern. Spräche er statt meiner, er würde sich in seiner Weise ausdrücken, aber seine Antwort auf jede ernste Frage würde nicht anders lauten, weil die Quelle, aus der ich sie schöpfe, auch ihn tränkt.

Ich bin von unbemittelten aber braven, mir frühe entrissenen Eltern in Hessen geboren und fühle mich noch heftig allen Eigenheiten meiner Heimat zugewandt, selbst von ihren Mängeln und Gebrechen berührt. Sie gewöhnten mich von Kindesbeinen an, diese durch glänzende Mittel wenig hervorstechende, durch angestammte Tüchtigeit und Genügsamkeit ausgezeichnete Landschaft nur als einen wesentlichen Bestandtheil des deutschen Vaterlands anzusehen, dessen Ruhm und Größe auch sie bestrahlen, und was sie ihm zum Opfer darbringen könnte, liebend empfangen müßte. Meine Gedanken, so bald ich sie sammeln, meine Arbeiten, so lange ich sie richten konnte, kehrten sich auf die Erforschung unscheinbarer, ja verschmähter Zustände und Eigenthümlichkeiten Deutschlands, aus welchem ich Haltpunkte zu gewinnen trachtete, stärkere, als uns oft die Beschäftigung mit dem Fremden zu Wege bringt. Schon der Beginn dieser Studien war hart aber trostreich. Mit herbstem Schmerz sah ich Deutschland in unwürdige Fesseln geschlagen, mein Geburtsland bis zur Vernichtung seines Namens aufgelöst. Da schienen mir beinahe alle Hoffnungen gewichen und alle Sterne untergegangen; nur erst mühevoll und langsam gerieth es mir, die Faden des angelegten Werkes wieder zu knüpfen und dann wehmüthig festzuhalten. Es war nicht umsonst, ich hatte mich heimlich emporgerichtet, und meine Arbeiten gewannen Fortgang. Nach Deutschlands Befreiung und Hessens Wiederherstellung sollten sie mir den großen Lohn tragen, daß für den Gegenstand ihrer Forschungen die ihnen vorher abgewandte öffentliche Meinung empfänglich und günstig wurde. Jahre lang konnten wir, mein Bruder und ich, von jeher in entschiedner, unzertrennlicher und wechselseitig aushelfender Gemeinschaft der Studien und Schicksale, mäßig und anspruchlos zusammen arbeiten, und Früchte gedeihen sehen, die auf den noch schmalen Beeten, aber unsers eigensten Bodens wuchsen. Als eine offenbare Ungerechtigkeit unsern treuen Dienst und erworbnen Anspruch auf damals oder nie in der Heimat zu erwartende Besserung unserer Lage, ohne welche unabhängig und sorgenfrei fortzubestehn schwierig schien, mit einem Mal abschnitt, kostete es wegzuziehen immer noch heiße Ueberwindung. Wir folgten einem Rufe nach Göttingen, keine der Anstrengungen scheuend, welche der Uebergang aus zurückgezogener, aber innerlich freier Wirksamkeit in eine öffentliche und gemessenere mit sich führt. Man behauptet mit Grund, die Bestimmung zur akademischen Laufbahn müsse von frühe entschieden und durch lange Gewohnheit unterstützt werden.

Das Lehramt auf Universitäten ist ein eigenes Element, das seine Freiheit, aber auch seinen Zwang hat, und dessen Wahl oft erst durch Nebenumstände, die außer allem Anschlag liegen, für viele gerechtfertigt erscheint. Seinen Anforderungen zu genügen haben wir acht Jahre hindurch gestrebt, wenn nicht ohne Sehnsucht nach dem vorausgegangenen Stillleben, auch nicht ohne das frohe Bewußtsein unvorhergesehener, in der engeren Gemeinschaft mit trefflichen Menschen beruhender Gewinne. Aus diesen neuen Gewohnheiten des Daseins und Wirkens, die vielleicht tiefere Wurzel in uns, als wir selbst wissen, gefaßt haben, sollen wir wiederum weichen, nicht einem Antrage folgend, dessen Vortheile und Nachtheile sorgfältig abgewogen werden dürfen, sondern auf einmal verschlagen in unabsehbare Ferne, gerissen mitten aus angelegten und begonnenen Arbeiten, ja was am innigsten versehrt, augenblicklich sogar persönlich von einander getrennt.

Was ist es denn für ein Ereigniß, das an die abgelegene Kammer meiner einförmigen und harmlosen Beschäftigungen schlägt, eindringt und mich herauswirft? Wer, vor einem Jahre noch, hätte mir die Möglichkeit eingeredet, daß eine zurückgezogene, unbeleidigende Existenz beeinträchtigt, beleidigt und verletzt werden könnte? Der Grund ist, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles mein Zuthun mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat, das zu thun, was ich ohne Meineid nicht thun konnte, nicht zauderte der Stimme meines Gewissens zu folgen. Mich hat das, was weder mein Herz noch die Gedanken meiner Seele erfüllte, plötzlich mit unabwendbarer Nothwendigkeit ergriffen und fortgezogen. Wie ein ruhig wandelnder Mann in ein Handgemenge geräth, aus dem ein Ruf erschallt, dem er auf der Stelle gehorchen muß, sehe ich mich in eine öffentliche Angelegenheit verflochten, der ich keinen Fußbreit ausweichen darf, nicht erst lange umblicken, was Hunderttausende thun oder nicht thun, die gleich mir zu ihrer Aufrechthaltung verbunden sind.

* * *

Nun liegen meine Gedanken, Entschlüsse, Handlungen, offen und ohne Rückhalt vor der Welt. Ob es mir fruchte, oder schade, daß ich sie aufgedeckt habe, berechne ich nicht; gelangen diese Blätter auf ein kommendes Geschlecht, so lese es in meinem längst schon still gestandenen Herzen. So lange ich aber den Athem ziehe, will ich froh sein gethan zu haben, was ich that, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde. Jh. Grimm.

III. Philoſophie.

1. Begriff.

*869. Philoſophiren iſt ein Bemühen, aufwärts zu fahren den Strom des Daſeins und der Erkenntniß bis zu ſeiner Quelle. F. H. Jakobi.

*870. Die Philoſophie iſt eigentlich Heimweh, ein Trieb überall zu Hauſe zu ſein. Novalis.

871. Derjenige, welcher ſelbſt nicht die allgemeine Idee der Wiſſenſchaft hat, iſt ohne Zweifel am wenigſten fähig, ſie in andern zu erwecken; der einer untergeordneten und beſchränkten Wiſſenſchaft ſeinen übrigens rühmlichen Fleiß widmet, nicht geeignet, ſich zur Anſchauung eines organiſchen Ganzen der Wiſſenſchaft zu erheben. Dieſe Anſchauung iſt überhaupt und im Allgemeinen nur von der Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften, der Philoſophie, im Beſondern alſo nur von dem Philoſophen zu erwarten, deſſen beſondere Wiſſenſchaft zugleich die abſolut allgemeine, deſſen Streben alſo an ſich ſchon auf die Totalität der Erkenntniß gerichtet ſein muß. Schelling.

872. Die Philoſophie iſt alſo die Wiſſenſchaft der Ideen oder der ewigen Urbilder der Dinge. Schelling.

2. Griechiſche Philoſophie.

Sokrates. Plato. Ariſtoteles. Zeno.

873. Dieſem äußerlichen Weſen gegenüber erſcheinen die von Sokrates herſtammenden Richtungen als die der Innerlichkeit zugewandten; in ihnen iſt der Fortſchritt der Zeit; hatte die Sophiſtik nichts als das von allen Poſitivitäten befreite Ich gelaſſen, ſo war es Sokrates große Bedeutung, dieſes Ich als ein durch ſich ſelbſt beſtimmtes aufzuweiſen und auf das Bewußtſein des Schönen und Guten zu bringen; es war das größere Werk des Plato, aus dieſem lebendigen Bewußtſein heraus eine Welt des Idealen zu entwickeln, die im mannigfaltigſten Widerſpruch mit der konfuſen Wirklichkeit den Geiſt nur noch mehr der wirklichen Welt entfremden, ihn von dem Unglück der Zeit in das ſtille Reich der Gedanken flüchten, ihn in edler Begeiſterung ſchwärmen und ſchauen, ihn ſchwelgen ließ in dem reinen Aether der Geiſtigkeit, für die hienieden keine Stätte mehr zu ſein ſchien.

Und dieſe Welt der Wirklichkeiten war doch der Boden, auf dem das Heidenthum mit ſeinen Göttern und Feſten und Dichtungen erwachſen war; ja ſie ſelbſt war einſt voll Götter geweſen und hatte ſich heimiſch und wohl gefühlt in der Nähe ſeiner Götter. Wie tief war dieſe ſchöne Welt nun

hinabgesetzt gegen die Ideale des Geistes; wie war sie öde und todt und verachtet von dem Geiste, der aus ihr geboren worden?

Dieser Widerspruch mußte gelöst werden. Aus Plato's Schule hervor ging Aristoteles, der größte Geist, den das Alterthum hervorgebracht hat; mit wahrer Vorliebe wendet er sich dem Bestehenden und Wirklichen zu, mit der bewunderungswürdigsten Gründlichkeit umfaßt er die Mannigfaltigkeit der empirischen Einzelnheiten; er hält Nichts so gering, daß er es nicht betrachtete und er sucht die wesentlichen Bestimmungen daraus hervor, mit dem guten Zutrauen, auch da Geistiges wirken und sich bethätigen zu sehen; diese Bestimmungen selbst aber führen ihn weiter und weiter zu den höchsten, zu den ewigen Ideen hinauf. So ist Aristoteles Philosophie gleichsam eine Rechtfertigung der Wirklichkeit der Platonischen gegenüber; sie erscheint wieder begeistert und vom lebendigen Hauch des Gedankens durchweht. Aber freilich die so nachgewiesene Geistigkeit ist nicht mehr die altpoetische des Griechenthums; die alten Gottheiten sind gewichen, dialektische Formeln und natürliche Gesetze beherrschen die einst so schöne Welt. Die Prosa in ihrer ganzen Strenge und Kälte hat den vollkommensten Sieg, nachdem sie im letzten Kampf den schönen Traum einer Ideenwelt überwunden hat. Prosen.

874. Den Frieden, in dessen Morgenroth die Poesie aus der Ferne blickte, erkämpfte die Philosophie durch eine beispiellose Aufopferung, indem Zeno den größern Gedanken faßte als das Schicksal, daß von seiner Nothwendigkeit der Weise sich losreißen, und durch die Aufhebung eines jeden von dem Willen unabhängigen Bedürfnisses frei der Welt gegenüber stellen könne, seine eigene Vorsehung. „Es giebt nur ein Gut, die Tugend, und ein Uebel, das Laster; alles übrige ist gleichgültig." Wie mühsam auch diese Selbstaufopferung von den Stärkern erkämpft werden mußte, und wie vergeblich selbst dieser Kampf des Menschen wider die Götter erschien: dennoch ehrwürdig durch die Kraft und Resignation, mit der im Leben er durchgeführt wurde, war die einzig wahrhafte heidnische Weisheit; denn ein großer Mensch, der nämlich folgerecht denkt und keinen Unterschied kennt zwischen Gedanken und That, muß entweder, im Geiste natürlich, denn der Name thut nichts zur Sache, ein Stoiker sein oder ein Christ; außerdem wird er wohl thun, wenn er frei sein will, in sein Schwert sich zu stürzen.

K. Hase.

3. Deutsche Philosophie.

Kant und Kantianer. Fichte. Schelling. Hegel. Daub.

875. Gut, rechtschaffen zu sein, befiehlt mir das Gemüth unbedingt und ohne Ausnahme. Meine Glückseligkeit zu befördern, befiehlt es mir aber nicht

unbedingt und ohne Ausnahme; sondern es fordert vielmehr, bei Strafe der Selbstverachtung von mir, daß ich jedesmal, wenn die Forderungen des uneigennützigen Triebes den Forderungen des eigennützigen widersprechen, mich für jene, wider diese entscheide. Da es nun bei dem Gefühl der Selbstverachtung unmöglich ist, recht glücklich zu sein, so hat der uneigennützige Trieb etwas Drohendes an sich; welche ihm eine Herrschaft über den eigennützigen Trieb gewährt und diesem Achtung abnöthigt. Der uneigennützige Trieb für sich bewirkt keine Glückseligkeit und will sie nicht bewirken; denn obgleich mit seiner Befriedigung, wenn sie auf Kosten des eigennützigen Triebes geschieht, ein köstliches Gefühl der Selbstachtung verknüpft ist, so kann der Tugendhafte mit demselben doch in einem hohen Grade unglücklich sein. Wer z. B., weil er seine Pflicht erfüllte, von seinem Weibe, seinen Kindern, seinen Freunden getrennt, nach einem wüsten Siberien verbannt, oder gar, mit Ketten belastet, in einen finstern Kerker geworfen wird, wo ihn Mangel und Krankheit verzehren — wer aus Pflicht seinen liebsten und heftigsten Wünschen entsagt hat, und alle seine Kräfte anstrengen muß, um den bittern Kampf zu bestehen — wer — — — Doch was brauche ich Beispiele anzuhäufen, um zu beweisen, was jeder gute Mensch minder oder mehr erfährt; nämlich, daß das Gefühl der Selbstachtung, Schmerz und Elend nicht in Freude verwandeln kann. Auch ist der uneigennützige Trieb so eifersüchtig, daß er nicht einmal die Rücksicht auf das mit seiner Befriedigung verknüpfte angenehme Gefühl als ein Prinzip, oder nur als ein Hülfsmittel seiner Thätigkeit gestattet. Also stehen wir zwischen dem drohenden Gebote der Sittlichkeit, das wir nicht abweisen, und zwischen der dringenden Begierde nach Glückseligkeit, die wir nicht vertilgen können, mit dem feindseligen Geschenke der Willensfreiheit in der Mitte, und müßten, da wir so mannigfaltig auf die Probe gestellt werden, Selbstverachtung zu wählen oder Qual, unser Daseïn verwünschen, wenn nicht in dem ernsten Gesetze der Sittlichkeit, das uns schlechterdings gerecht zu sein befiehlt, zugleich ein gerechter Gott erschiene, dessen Allmacht mit der Würdigkeit glücklich zu sein, auch die Glückseligkeit verbinden wird. Wir müßten Sittengesetz und menschliche Würde für Hirngespinnste, alle tugendhaften Gefühle und Reize in unserer Brust für Trug und Täuschung halten, wenn wir die Nothwendigkeit tugendhaft zu leben, von der Nothwendigkeit einer moralischen Regierung Gottes, mithin auch von der Erwartung eines zukünftigen Lebens trennen wollten. Schon die Ansprüche unsrer sittlichen Natur, unseres besseren Ichs an sittliche Vollkommenheit, an ein durchaus gereinigtes Herz, wozu wir in unserm gegenwärtigen Zustande unmöglich gelangen können, weisen auf ein anderes Daseïn hin und lassen es uns erwarten. Also ist der Glaube an Tugend mit dem Glauben an einen weisen, allmächtigen, gütigen Urheber der Welt, an seine moralische Regierung und die Belohnung der Tugend in einem künftigen Zustande, auf das

innigste verknüpft und muß jeden gründlichen Sittenlehrer zugleich zu einem Religionslehrer machen.

Daß ich Dich ehrlich unterrichtet und Dir den wahren Geist der Kantischen Moralphilosophie oder Moraltheologie vorgetragen habe, glaubst Du mir auf mein Wort. Jeder andere wird Dir bestätigen, daß der Hauptgrundsatz dieser Philosophie die Unabhängigkeit des Prinzipes der Sittlichkeit von dem Prinzip der Selbstliebe sei. F. H. Jakobi.

876. Fries genießt wegen seiner makellosen, patriotischen und freien Gesinnung einer ungetheilten Achtung in Jena, und es ist nicht zu verkennen, bei ihm vor Allen ist die Philosophie zum Charakter geworden. Seine Schriften verrathen die aufrichtige Theilnahme seines Herzens, und sein Leben in seiner ganzen Ausdehnung widerspricht ihnen nicht. In den praktischen Gebieten durchdringt seine Schriften eine gewisse Religiosität, welche z. B. in Freundschaftsbündnisse und in wohlgesinnte Genossenschaften das Heil des Staates setzt, und am Schlusse seiner Ethik in die Worte ausbricht: „wenn du aber neue Opfer forderst, o Vaterland, so nimm auch mich!" Man hat Fries bei dieser Gesinnung selbst angegriffen, theils von Seite des Staates, im Zusammenhange mit dem burschenschaftlichen Patriotismus, theils von Seiten der Hegel'schen Philosophie, welche die Erbaulichkeit und Gemüthlichkeit mit den härtesten Ausdrücken als unwissenschaftlich verwarf. Dagegen wenden wir ein, diese praktische Seite sei vielmehr dem Urtheile des Lebens unterworfen, und habe in der Anerkennung seines biedern Charakters ihre volle Rechtfertigung gefunden, ja sie dürfte vielleicht der jüngern Generation von Philosophen vielfältig kein ungeeignetes Vorbild sein; der Mangel also der Friesischen Philosophie sei weniger das Verhältniß seiner Theorie zu seinem Leben und zum Leben überhaupt, als vielmehr ihr Prinzip, das Stehenbleiben bei den Thatsachen des gewöhnlichen Bewußtseins, welchem Standpunkte nun einerseits die Ehrlichkeit, die Anspruchlosigkeit, die Offenheit und Freisinnigkeit, anderseits aber auch wieder eine rationelle Beschränktheit und eine Widersetzlichkeit gegen die genialen Thaten unserer Zeit folgt, die den freisinnigen Mann wider Willen zu den Unfreien gesellt. Fries und Krug sind ähnliche Nachwirkungen des Kantianismus, welcher überall den gesunden Verstand, und die verständige Geistesgesundheit hervortrieb, aber auch den Uebelstand mit sich führt, daß er nichts lehrt, als was alle Welt schon weiß, und wie das Sprüchwort sagt, an den Schuhen abgelaufen hat. Hall. Jahrbücher.

877. Erscheint Göthe als würdiges Seitenstück des „Bürgermeisters und Raths sächsischer Residenzien," der, als die tapfern Bürger die Franzosen, die ihre frevelnden Hände an ihre schöne Elbbrücke legten, in den Strom warfen, ihnen per proclamationem sein Eia Popeia zulullte — so ist Fichte der glorreiche Genosse Körners, und wie dieser die zündenden Blitze

seiner Lieder in die Herzen schleudert, schwingt er kühn die Streitart des Gedankens, und stößt den Speer des selbstbewußten Geistes in das Herz des Todfeindes. Hall. Jahrbücher.

878. Die Welt ist Fichten ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fangt. Schiller.

879. Mit tiefster Begeisterung sog sein Athem (Schellings) die Schönheit der Natur, die Herrlichkeit der Geschichte in sich; aber einem göttlich trunkenen Seher vergleichbar sprach er mehr rhapsodische Weissagungen aus, als daß er mit seinem Entzücken die umfassende Besonnenheit gepaart hätte, die äußere Breite seiner Erkenntniß in den einfachen Ring einer systematischen Universalität einzuschließen. Rosenkranz.

880. Hegels System tritt mit der riesenhaften Verheißung auf, nachzuweisen, wie Geschichte und Natur ihrem Wesen nach nichts anders, als der äußerlich gewordene Denkprozeß sind. Ich gestehe es — eine erhabene Verheißung, die wol ein Magnet genannt werden mag, der jeden strebenden Geist anzuziehen im Stande ist! Tholuck.

881. Ein großer Denker (Schelling) bemerkte, als er nach langem Schweigen zu kurzem Worte den Mund erschloß: „Daß die deutsche Philosophie in einem Prozeß begriffen sei, dessen wahre, ihn erst erklärende Krisis noch bevorstehe." Sieben inzwischen vorüber gegangene Jahre haben die Geltung dieses Urtheils nicht berührt. Indem die Hegel'sche Philosophie die lockende Versicherung brachte, daß in ihr die vollkommene Aussöhnung zwischen Christenthum und philosophischer Forschung gegeben sei, that sie der Gährung künstlich Einhalt. Aber schnell und unrettbar zerrann das Wolkenbild jenes Friedens. Es stellte sich mit hüllenloser Deutlichkeit hervor, daß der Hegel'sche Gott mit dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und die Hegel'sche Menschwerdung mit der Annahme der menschlichen Natur durch Gottes eingebornen Sohn nichts zu schaffen habe; der ganze Freundschaftsvertrag löste sich in die Zumuthung auf, die Sache fahren zu lassen, und sich zu begnügen, wenn das Wort, welches bisher die Sache bezeichnete, auf das Widerspiel derselben übertragen würde. Nun begann der Riß sich greller, als jemals kund zu geben; die Schüler sagten mit wachsender Zuversicht heraus, was der Meister mit mancher tröstlichen Redensart verschleiert hatte, und legten dabei gleichsam auf die ächte Philosophie, als ihr ausschließliches Eigenthum, Beschlag. Gott und Unsterblichkeit verflüchtigten sich in Träumen; das Jenseits ging in das Diesseits über; die Weltgeschichte trat (unstreitig zu großer Bequemlichkeit gar vieler Adamskinder) an die Stelle des unheimlichen Weltgerichts. Von diesem Standpunkt aus gestalten natürlich die Urkunden christlicher Offenbarung sich zu Märchen, oder

doch zu Ergebnissen der absichtslos dichtenden Sage, und man fragt bei jedem Zweige der Wissenschaft nach dem Zauberworte, welches diese geheimnißvolle, im Wandel der Systeme ruhig beharrenden Macht endlich einmal zu bannen vermöge. A.

882. Daub pflegte seine Ansichten durch einen Satz aus der „Encyclopädie" (die seine hauptsächlichste Autorität und ein wahres Evangelium für ihn war) oder auch aus einem andern Hegel'schen Werke einzuführen. Dieser Satz ward als ein Axiom, als ein „αὐτὸς ἔφα" hingestellt und nun Punkt für Punkt mit derselben Pietät kommentirt, wie man es sonst etwa nur mit einer Schriftstelle zu thun pflegt. — War dieß aber geschehen, und war auf solche Weise dem Begriffe sein Recht gethan, so begann erst das wahrhaft anziehende und belebende Moment des Daub'schen Vortrages. Er hieß die spekulative Idee an der konkreten Wirklichkeit sich brechen und reflektiren, er bekleidete das abstrakte Schema mit Fleisch und Blut, er ließ den einfarbigen Begriff in den mannigfachsten Schattirungen spielen. Dann erhob sich seine Stimme und bekam Klang und Modulation, seine Gestalt richtete sich empor, sein Arm streckte sich aus, seine ganze Figur, seine Stirne sprachen mit, wenn er große Naturprozesse, geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten, menschliche Seelenzustände und sociale Verhältnisse schilderte. — Für diese Schilderung stand ihm der ganze Reichthum des Lebens zu Gebote. Das Alterthum und die moderne Welt, die Naturwissenschaft und die Geschichte, die Literatur, die Kunst, der Staat, einheimische und fremde Verhältnisse, Sitten und Idiome, Alles mußte ihm dienstbar sein, um durch die geistvollsten Vergleichungen und Beziehungen dasjenige, was er vorher begriffsmäßig konstruirt hatte, nun auch der Anschauung und dem sinnlichen Verständniß näher zu bringen. — Daubs Stellung war den größten Theil seines Lebens hindurch eine isolirte und er fühlte dieß wohl. Die persönliche Berührung mit Gleichgesinnten, die unmittelbaren Anregungen der höhern Geselligkeit, der künstlerischen und literarischen Kreise waren ihm versagt; er stand in Heidelberg allein, von den Männern seiner Richtung getrennt, seinen Umgebungen fremd an Bildung und Gesinnung, nur mit Wenigen in einem geistigen oder gemüthlichen Verkehr. Auch diese Wenigen hatte er zum großen Theil vor sich dahingehen sehen. Das schien ihn zuweilen recht wehmüthig zu ergreifen; dennoch klagte er nicht, so wenig als er ein mürrischer Eiferer gegen das Neue und Lobredner des Alten war. Er glaubte an die schaffende und verjüngende Kraft der Idee, an die Macht des Weltgeistes, und im Dienste dieses Weltgeistes arbeitend, vergaß er sich, seine individuellen Bedürfnisse und Gefühle, sein ganzes körperliches Theil; — „und wenn ihm Kraft gebrach, so war sein Geist voran und riß den Körper nach." So über seine zunehmende Altersschwäche durch seinen jugendlichen Geist gebietend, war er auf dem Katheder wie im vertraulichen Gespräche mit seinen Schülern, das er gerne suchte,

fortwährend derselbe, so traf ihn der Tod mitten in seiner Vorlesung über das Leben und das Werden des Geistes und nur widerstrebend, fast zürnend, daß er durch diese Ohnmacht der Natur in seinem Werke unterbrochen werde, riß er sich von seinem Gegenstande los, und ließ sich sterbend von seinen Schülern forttragen. Hall. Jahrbücher.

4. Resultate.

883. Wie oft, sagte Mander, habe ich mich auf ein neu angekündigtes System der Weltweisheit, wie ein Kind auf die Weihnachtsgabe, gefreut und wenn ich durch die schwere Sprache mich zum Verständniß durchgearbeitet, fand ich nur neue Fragen ohne Antwort, neue Räthsel ohne Auflösung, wol tiefe Blicke ins Herz, aber keine Nahrung für das Herz, wol geistreiche Untersuchungen, aber keinen lohnenden Fund. Die Philosophen kamen mir vor wie Schatzgräber, die nach einem Schatze graben, dessen hohler Klang sie zu immer neuen Anstrengungen reizt, während neckische Geister ihn immer tiefer vor ihnen versenken. Piernatzki.

884. Unser Volk rühmt sich der Wissenschaft als der schönsten Perle seiner Krone: möge drum der Tag auch nahe sein, an welchem die Wissenschaft der Wissenschaften, die Philosophie, aus den Morgennebeln, in denen sie ringt, zu der Wahrheit ruhig herrschendem Lichte emporringt! Die gewaltsamen Schwankungen, welche die philosophische Forschung erfuhr, mögen von dem gewaltsamen Anlauf, welchen sie seit dem Jahr 1781 mit tief eingreifender Aufregung nahm, unzertrennlich gewesen sein; aber im Interesse des Deutschen wie des Christen liegt der Wunsch, daß sie das richtige Ebenmaß bald und vollkommen finde. A.

IV. Theologie.

Große Gottesgelehrte: Luther, Melanchthon, Semmler, Herder, Tholuck, Schleiermacher.

*885. Luther, du gleichst dem Rheinfall! Wie stürmst und donnerst du gewaltig! Aber wie auf seinem Wassersturm unbewegt die Regenbogen schweben, so ruht in deiner Brust der Gnadenbogen des Friedens mit Gott und Menschen unverrückt und du erschütterst die Erde, aber nicht den Himmel. Jean Paul.

*886. Melanchthons hohe, schöne Seele war dem Sturme der Zeit nur gewachsen durch den großen Freund, der ihn hineinriß; im Hause allein fand er den Trost für schmerzliche Verkennung; wir sehen noch das Lächeln über

dem blassen Gesichte, als er sein Töchterchen auf den Armen hielt, wie ein Zeitgenosse dieses Bild uns schildert, und das Kind, da es den Vater in Thränen sah, das Röckchen aufhob um die Thränen abzuwischen.

K. Hase.

887. Semmler. Ein bedeutendes Leben, das unter allen sauren Mühseligkeiten einer großen, achtungswerthen Gelehrsamkeit und Angst vor den entgegengesetzten Richtungen der Zeit eine Mitte sucht, aber nicht findet und statt der Mitte in einer mitlebenswerthen Halbheit stecken bleibt, ein Leben, das unter der rührendsten Aufopferung für Andere und unter den liebenswürdigsten Tugenden demungeachtet sich genügt und eine gewisse fühlbare Unruhe des Herzens nicht los werden kann, die es an Andern verlacht, in denen sie bestimmter zum Bewußtsein gekommen ist. Ueberall zeigt sich, daß er von den beiden entgegengesetzten Richtungen abgestoßen, aber auch von keiner ganz losgelassen wird und dennoch sich keiner hingeben kann, bis er endlich in beständiger Flucht vor dem entschiedenen Naturalismus auf der einen Seite, vor dem Mystizismus auf der andern dem Erdgeiste beider Geistesrichtungen verfällt, und mit der Goldmacherkunst endigt. Friede seiner Asche.

888. Herder betrachtete die ganze Menschheit als eine große Harfe in der Hand des großen Meisters; jedes Volk dünkte ihn eine besonders gestimmte Saite dieser Riesenharfe und er begriff die Universalharmonie ihrer verschiedenen Klänge. H. Heine.

*889. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was bei Berührung einer anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgeregter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräche ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstand herzukommen scheinen. W. v. Humboldt.

890. Wenige Geister waren auf die große Weise gelehrt wie Er. Die meisten verfolgen nur das Seltenste, Unbekannteste einer Wissenschaft; Er hingegen nahm nur die großen Ströme; aber aller Wissenschaften in sein himmelspiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst seine Bewegung von Abend gegen Osten aufdrang. Viele werden von der Gelehrsamkeit umschlungen, wie von einem austrocknenden Epheu, Er aber wie von einer Traubenrebe. — Ueberall das Entgegengesetzte organisch dichtend sich anzueignen, war sein Charakter, und um das trockene Kernhaus eines Lamberts zog er eine süße Fruchthülle. So verknüpfte Er die kühnste Freiheit des Systems über Natur und Gott mit dem frömmsten Glauben, bis sogar an Ahnungen. So zeigte Er die griechische Humanität, der Er den Namen wieder gab, in der zärtlichsten Achtung aller rein menschlichen Verhältnisse und in einem Lutherischen Zorn

gegen alle von Religion oder Staat geheiligten Gifte derselben. So war er ein Festungswerk voll Blumen, eine nordische Eiche, deren Aeste Sinnpflanzen waren. Wie herrlich, unversöhnlich entbrannte Er gegen jede kriechende Brust, gegen Schlaffheit, Selbstzwist, Unredlichkeit und poetische Schlammweiche, so wie gegen deutsche kritische Rohheit und gegen jeden Scepter in einer Tatze; und wie beschwor Er die Schlangen der Zeit! Aber, wolltest du, Jüngling, die süßeste Stimme hören, so war es seine in der Liebe, es sei gegen ein Kind, oder ein Gedicht oder die Musik, oder in der Schonung gegen Schwache. Er glich seinem Freunde Hamann, diesem Heros und Kinde zugleich, der wie ein elektrisirter Mensch im Dunkeln mit dem Heiligenschein um das Haupt sanft dasteht, bis eine Berührung den Blitz aus ihm zieht.

Jean Paul.

891. Bei Tholuck tritt in diesen Predigten das Dogma noch zu sehr zurück, dieselben weisen allerdings auf Christum als den Erlöser hin, aber es wird uns durch dieselben nicht eigentlich klar, wie wir durch ihn erlöst werden; sie sprechen wol vom heiligen Geiste, welcher den Menschen der Sünde überführt, aber zeigen nicht, wie er denselben heiligt. Aus dem Sündenschlafe weckt Tholuck den Menschen durch gewaltige Worte auf; er macht ihm angst und bange über das Elend, in welchem er sich befindet; aber er macht ihn nicht immer wieder getrost, so daß er mit Glaubensfreudigkeit die Welt verachtet, und mit Christo zu überwinden strebt. Er bewirkt, daß der Mensch fühlt, seine eigene Kraft reiche nicht aus, um sich aus der Sünde zu erheben, und in das Reich Gottes zu gelangen, daß er einsieht, wie er nicht durch sich selbst, sondern nur durch die Kraft Christi, nicht um seines Verdienstes willen, sondern allein aus Gnaden selig werden kann; aber über das ganze Erlösungswerk läßt er ihn zu sehr in Unklarheit. G. Funke.

892. Athen nun wäre viel früher schon durch sich selbst untergegangen, und viel schimpflicher als bei Chäronea gefallen, wenn den Sophisten jener Zeit nicht Sokrates und Platon mit einer Dialektik entgegengetreten wären, die den Schein aufdeckte und die Frivolität über sich selbst hinstürzen ließ. Und Deutschland, fürwahr! wir dürfen es dreist sagen, hätte, was ihm vorbehalten war, weder getragen, noch, so wie es gethan, so zu seinem Frommen genutzt, hätte nicht Gott zu einem der vorzüglichsten Rüstzeuge für die Rettung der Zeit diesen Schleiermacher gebraucht, der, empfohlen durch allen Glanz weltlichen Wissens, ausgestattet mit einer höchst seltenen Schärfe des Verstandes, empfänglich für Alles, was Wissenschaft hieß, als den Kern seines Wesens, die heilige Scheu vor und die sehnsüchtige Begierde nach dem Göttlichen in sich trug, und wie er den gemeinsamen Grund der allgemeinen Verheißung durchblickte, so auch als den Mittelpunkt des heillosen Jammers, den Abfall der Vernunft von Gott und den Ausgang alles

Lebensweines erkannte, und mit eben so siegreicher Dialektik als warmem Herzen, die Waffen des Zeitalters gegen dasselbe selbst kehrend, jene Sophistik auf jedem Felde schlug, des Himmels Kleinod, die Religion, in die Mitte der menschlichen Bestrebungen zurückführte, Glauben in die Vernunft, Tiefe in das Denken, Heiligkeit in das Gefühl, Demuth in die Untersuchung, Allseitigkeit in die Tendenzen, Salbung in die Predigt, Andacht in die Herzen, Erbauung in die Kirchen zurück rief. Thiel.

*893. Keiner in neuerer Zeit ist wie er Prediger der Religion für die Gebildeten unter ihren Verächtern geworden. Daß es mit dem Christenthume doch etwas mehr sei, als mit einer schönen Dichtung des Alterthums, daß es eine alle Zeiten überdauernde Realität sei, dies verdankt ihm Mancher, der nachher von der Sache noch mehr zu erfahren bekam. Tholuck.

*894. Da erklangen seine „Reden über die Religion," die wie ein wunderbarer Zaubergesang aus einer andern Welt auf das einer ungeistlichen Zunft gegenüber erwachsene irreligiöse Geschlecht donnernd hernieder rauschten. Ullmann.

895. Schon einmal ist Schleiermacher Vielen, die sich einer gründlichen Verständigung über ihr religiöses Leben nicht entschlagen wollten, ein Retter geworden aus der Leerheit oder aus der Knechtschaft. Der Umschwung, den er selbst einst mit überwältigender Begeisterung der Theologie gegeben, hat seitdem manches centrifugale Element entfesselt; er selbst aber hat nie den einigen und rechten Mittelpunkt verloren, sondern ihn nur immer deutlicher erkannt: und so wird er auch der Mann sein, welcher mit sicherem Geiste der neuen, durch ihn begonnenen Epoche der Theologie das Wort gefunden. Dieses Wort, um das sich mehr und mehr alle theologischen Parteien versammeln werden, welche nur nach und mit ihm dem religiösen Bewußtsein überhaupt eine eigene Provinz im Gemüth und eigenthümliches Leben zu erkennen und den Glauben weder von der Philosophie noch von irgend einem heilig gehaltenen Buchstaben zur Lehre nehmen wollen, dieses Wort ist — Schleiermachers Christologie. Sydow.

896. Schleiermacher war darin einer der größten Menschen, daß ihm weniger, als vielleicht irgend einem Andern, an einer eigenthümlichen Jüngerschaft lag. Tholuck.

*897. Unglaublich! aber der Treue wegen muß es berührt werden. Diesen Gewaltigen haben sie der Kälte und der Gefühllosigkeit geziehen und einen Verstandesprediger genannt. Freilich, aber wer? Die gekitzelt sein wollen und nicht erweckt, die Spannungslosen, die gespannt zu werden begehren von Außen, die Schwindelnden, die von der wahren Rührung nicht mehr verstehen, als von der göttlichen Traurigkeit oder des Herzens Zerknirschung. Thiel.

898. So liebte Schleiermacher, wie alle höhern Seelen, leidenschaftlich die Musik, und war daher kein seltener Theilnehmer an Konzerten, sprach höchst einsichtsvoll von Gemälden und plastischen Kunstwerken, liebte das Theater, das Kunst und Poesie ins Leben ruft. Und natürlich! Das Schöne liegt der Kunst zum Grunde; die Kunst läutert den Geschmack, und worauf anders basirte die höhere Geselligkeit? Wahre Frömmigkeit und Christlichkeit ist von großer innerer Ruhe, Heiterkeit des Sinnes, scherzender Anmuth des Gesprächs begleitet und verschmäht das Gastmahl des Lebens nicht. Thiel.

899. Wenn es Sokrates ist, der als einen Beweis der Sittlichkeit fordert, daß ein jeder Sorge trage, schön zu sein, so wird schon eben deßwegen an sich jeder bereit sein es von der schönen Seele zu verstehen, die sich in dem durch sie beherrschten und gestalteten Körper kund gibt, und nun denke man an das feine Gesicht Schleiermachers, die Regelmäßigkeit der durch keine Leidenschaft verzogenen, zusammenhängenden Züge, an das Wohlwollen, das im Gesicht ruhte, das vielsagende, Geistsprechende Auge, die innere Kraft und feste Haltung, die aus dem schwächlichen Gebäu hervorsah, die merkwürdigen Züge um den Mund, Scherzhaftes, Schelmisches, Satyrisches und doch so Gutmüthiges ankündigend, die Formbeweglichkeit, in der sein Aeußeres die inneren Zustände treu wiederzugeben geübt war, jene Würde und Heiligkeit auf der Kanzel, das Tiefdenkende auf dem Katheder, das Aufgeweckte im geselligen Leben, das Herzhafte seines Lachens und das Insichgezogene, ganz eigen Krampfhafte, wenn er oft Schmerz empfand, wie Christus vor Jerusalem über die Schlechtigkeit der Welt, einzelner Menschen und besonders moralischer oder juristischer Personen. Thiel.

900. Und dabei keine Spur von Anmaßung, kein Zug von frömmelndem Wesen, kein Air im Aeußern, keine pfäffische Unausstehlichkeit und erlogener Schein, kein herrschsüchtig Papstthum, sondern, wie sein Herr, an Geberden wie ein Jeder, an Gehalt und Wahrheit aber höher, denn irgend einer. Thiel.

901. Zwei Erfahrungen waren ihm, ehe er abtrat, noch zu machen aufbehalten, die eine traurig, der Tod seines einzigen Sohnes. Wie tief ihn dieses traf, womit er sich aufrichtete, ist aufbehalten in der denkwürdigen Rede, die der Vater ihm am Grabe gehalten. Wenn er seitdem zurückgezogner in sich, wenn auch gleich thätig, noch innerlicher, nach Außen gleichgültiger, ernster und gefühldurchdrungener erschien, so war dieß weniger Zerschlagenheit, als die veränderte Stellung, die zu Erde und Himmel eine tiefliebende Seele annimmt, wenn sie erst jenseits sich was Liebes aufbewahrt weiß. Thiel.

V. Geschichte.

1. Aufgabe und Bedeutung.

*902. Geschichte ist ein Epos oder Drama, das der Weltgeist dichtet und gibt.

*903. Was ist ein Trauerspiel mit einigen Charaktern gegen das vollbesetzte Trauerspiel der Geschichte? Die Geschichte fordert, da sie die Menschheit umfaßt, alle Kräfte des Darstellers, die poetischen, politischen u. s. f. beinahe einen Machiavell, Platon und Homer auf Einmal. Jean Paul.

*904. Demnach ist selbst unter dem Heiligsten nichts, das heiliger wäre, als selbst die Geschichte, dieser große Spiegel des Weltgeistes, dieses ewige Gedicht des göttlichen Verstandes; nichts, das weniger die Berührung unreiner Hände ertrüge. Schelling.

905. Alte Aussprüche haben schon die Geschichte die Mutter der Weisheit und die Meisterin des Lebens genannt. Denn sie schult auch wahrhaft zur ächten Weisheit und keine unter den moralischen Wissenschaften führt so wenig irre wie sie, vielleicht schon weil sie vor dem einseitigen Versinken in gelehrte Scheinweisheit und in Bücher schützt, und uns mit Welt und Menschen in Vertrautheit hält. Sie stellt den, der sich ihr widmet, in das natürliche Gleichgewicht zwischen Reception und Production (weil immer die Geschichtforschung der Geschichtschreibung vorausgeht), während Dichter und Philosophen vielfach der Gefahr ausgesetzt sind, in einem oder dem andern zu viel zu thun. Sie bewahrt vor allem frostigen Systemwerk, weil sie die Dinge in ihrer wahren Natur, im steten Flusse sieht, und sie wird daher als Begleiter in andere Wissenschaften stets nöthiger, in denen uns die gewöhnliche Betrachtung des Ruhestands in allen Dingen noch um die fruchtbarsten Fundamentalwahrheiten gebracht hat. Sie entfernt allen Stillstand, alles Vorurtheil, alle Befangenheit, in denen Religionsglaube und Philosophie leicht fest bannen, wie wir denn alle Nationen, die nicht Geschichte und Geschichtschreiber haben, in starrer Abhängigkeit von der Konvenienz solcher überlieferten Vorstellungen stille stellen sehen. Gervinus.

906. Die Geschichte ist, in ihren Beziehungen auf das moralische Leben, ein natürlicher Feind aller Isolirung, aller Tugend der Zelle; denn sie lehrt uns, uns stets in Gemeinschaft mit dem Ganzen in unsern geselligen Verhältnissen zu betrachten, sie benimmt uns Eigennutz, Egoismus und jedes aristokratische Verschließen, weist uns zu dem Sinne der Alten an, das gegenwärtige Leben zu nutzen, weil es ja thöricht ist, auf ein versprochenes Leben zu hoffen, ohne das gegebene gebraucht zu haben, eine höhere Ordnung ersteigen zu wollen, wenn man die Vorschule verschlafen hat. Sie

erfüllt mit Würde und Lebensernst. Die Betrachtung des bunten Scenenwechsels der Welt kann schwindelnd machen: hat man aber den ersten Aufflug verwunden, so lernt man fester stehen und von der Höhe schärfer und umsichtiger um sich blicken. Die stete Vergegenwärtigung der Hinfälligkeit der menschlichen Dinge, aber auch der Planmäßigkeit, die dahinten verborgen ruht, die Betrachtung des sich ablösenden Lebens und Todes, das wechselnde Gefühl von Freiheit und menschlicher Kraft, und von Abhängigkeit unter höhern Mächten, lehrt Mäßigung im Leben und in Urtheilen. Die Geschichte richtet ihren Jünger auf das Größte, daher hat er es leicht, ruhig und besonnen zu sein; er kann nicht schnell sein zu bewundern, weil ihm in jedem Augenblick das Beste, was die Welt hat, zu Gebote steht; das Ephemere kann den nicht reizen, der in den Jahrhunderten des Völkerlebens lebt. Wer aber nicht schnell zum Bewundern ist, der ist auch nicht schnell zum Verwerfen. Mit dem Werth und Unwerth des Lebens bekannt, wird er leichtsinnigen Lebensgenuß nicht theilen, so wenig wie den Ueberdruß am Leben und die Mode-Misanthropie. In nichts wird er sich mit rauschendem Eifer stürzen, denn sein Feuer kann sich nur an dem Schönsten und Höchsten entzünden, da ihn die Lehrerin überall an großartige Maßstabe gewöhnt. Die Geschichte adelt selbst einen Sallust, wo er sich mit ihr beschäftigt, und die ärgsten Verleumder des Machiavelli haben doch seinem Geschichtswerke nichts nachsagen können. Gervinus.

2. Die Geschichtschreiber. Arten der Darstellung. Niebuhr, Schlosser.

*907. Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet. F. v. Schlegel.

908. Der Geschichtschreiber muß ein Meister des Wissens und ein Meister des Lebens sein. Er soll den ganzen Umfang der Dinge erfassen; nichts darf ihm fremd sein, was je menschlich war, der ganze Kreis der Handlungen, Künste und Wissenschaften fällt unter seine Aufgabe. Daher eben braucht er auch alle Richtungen des menschlichen Geistes, und wie der Dichter wirkt und was der Weltweise sucht, muß ihm klar sein und geläufig. Gervinus.

*909. In ihrer reinsten Gestalt gedacht zeichnet die Chronik von Tag zu Tag oder Jahr zu Jahr eine Begebenheit je nach der andern auf, um gefällige Darstellung und innern Zusammenhang unbekümmert. Gervinus.

*910. Ferne Motive zu entdecken, geheime Neigungen und Leidenschaften aufzuhüllen, die Labyrinthe des menschlichen Herzens und Kopfes auszuforschen, an den feinsten und subtilsten Fäden eine Handlung bis auf die letzte Quelle derselben, die aber immer eine menschliche sein muß, zurückzuleiten, und eben so durch die längste Kette von Wirkungen zu begleiten, in die schon

hundert neue Verhältnisse ihre Glieder hineingeschoben haben, Uranfang und Endziel bis über die Punkte, die Andern sichtbar sind, hinaus zu verfolgen, überall gleichsam gegenwärtig zu sein, überall alle menschlichen Beweggründe zu wissen, und sich bei diesen zu begnügen; dieß sind die eigentlichen Kennzeichen des Pragmatikers. Gervinus.

*911. Der Pragmatiker beachtet aber nicht, wie viele Dinge unter der Sonne sind, zu denen man unzählige fernste und nächste Anläße wissen kann, ohne darum ihre letzten Gründe zu wissen; er ahnet nicht, wie viele Dinge sich der Erklärung aus Triebfedern menschlichen Witzes und menschlicher Willkür entziehen; bemerkt nicht, wie vieles gleich beim ersten Erscheinen die Spur eines verborgenen Zusammenhanges mit unsichtbaren Kräften in sich trägt, und wie sehr er durch seine Erklärung der menschlichen Dinge aus den kleinen Beweggründen der Individuen an das große Ganze der Weltgeschichte, die nach ewigem Plane geordnet ist, den kleinsten Maßstab anlegt. Gervinus.

*912. Wenn hingegen der Geschichtschreiber in den historischen Begebenheiten auf die Fingerzeige des Schicksals achtet, wie es jeder nicht gedankenlose Mensch in seinen Lebenserfahrungen thut, wenn er in dem verwirrten Gang der Dinge die Plane der Weltregierung ahnen lernt und auf sie zurück deutet, ohne die die Weltgeschichte nicht verstanden werden kann: so ordnet sich von selbst die chaotische Masse in gewisse Gruppen mit bestimmten Anfangs- und Endpunkten, die von historischen Ideen zusammengehalten werden, an denen sich die Vorsehung gleichsam offenbart. Diese Ideen begleiten unsichtbar die Begebenheiten und äußern Erscheinungen, durchdringen und gestalten innerlich die ganze Geschichte, und welcher Geschichtschreiber ihrem Wesen nachspürt, ihr Hervorgehen und erstes Erscheinen, ihre Bestrebungen, ihren Sieg und Herrschaft, und ihr Verschwinden und Weichen vor andern neuern, die an ihre Stellen treten, uns darstellt, der übt sein eigentliches Geschäft mit Meisterhand, und läßt uns in die Geschichte ganz andre Blicke thun, als die fatalistischen und naturhistorischen, die teleologischen und pragmatischen Betrachter der menschlichen Dinge. Gervinus.

*913. Ich habe es unternommen, die Geschichte Roms zu erzählen; ich werde in der Nacht des tiefen Alterthums beginnen, wo angestrengte Forschung, bei dem schwachen Licht später und zweifelhafter Sagen, kaum einige der Hauptmassen des alten Italiens zu unterscheiden vermag, und wünsche bis zu den Zeiten hinabzugehen, in denen eine zweite Nacht Alles, was wir in der langen Reihe von Jahrhunderten entstehen und altern sahen, in Gräber und Trümmer versunken, mit beinahe gleich tiefer Finsterniß deckt. Niebuhr.

*914. Den 22. Abends. Ich komme von einem Geschäft, wovon du

dir schwerlich vorstellest, daß ich es treibe vom Exerciren. Schon vor dem Abzug der Franzosen fing ich an das Exerciren heimlich zu treiben: ein Einzelner aber kann nichts Ordentliches lernen. Seitdem die Franzosen fort sind, exercirt eine Gesellschaft von einigen zwanzig Männern in einem Garten, und nun sind wir schon über das Schwierigste hinweg. Wenn meine Vorlesungen zu Ende sind, d. h. Anfang der künftigen Woche an, werde ich suchen an den Vormittagen mit ordentlichen Rekruten zu exerciren, und so oft als möglich nach der Scheibe schießen. Es ist sehr viel werth in dieser Zeit ein regelmäßig wehrhafter Mann zu sein. Niebuhr.

915. Niebuhrs Bedeutung gründet sich auf den tiefen, schneidenden Zwiespalt, der durch das Innerste seines Wesens ging, und nie von ihm überwunden worden ist. Mit einer weichen, sanguinischen, überaus reizbaren Gemüthlichkeit verband sich in ihm ein schroffer, trockner, zersetzender Verstand, ohne daß ein Mittelglied zwischen beiden da gewesen wäre. Er besaß ein unglaubliches Gedächtniß, aber sehr wenig produktive Phantasie, überraschenden Scharfsinn in der Auffassung des Einzelnen, aber nicht das geringste philosophische Talent. Auf allen Schritten und Tritten seines praktischen und theoretischen Strebens begleitet ihn diese Disharmonie, und vergebens hat er mit rastloser Anstrengung darnach gerungen, sie auszugleichen. Wo der eine Faktor ihm Ja sagt, spricht der ander Nein; wenn der eine ihn fortreißt, straft ihn der andre. „Es sei nie zu einer Revolution in ihm gekommen," sagt er, „obwol er ihr oft nahe gewesen; ihm habe die echte Wahrheit der objektiven Vernunft gefehlt." Daher denn sein kapriciöser Eigensinn, und was damit zusammenhängt, seine kritische Leidenschaft, sein subjektives Schalten und Walten; daher aber auch jene tiefe Melancholie, jenes Verzweifeln an aller Wirklichkeit, was keineswegs erst in seinen spätern Lebensjahren, etwa als Altersschwäche hervortrat. Eben deßhalb ist das historische Wissen, die todte Gelehrsamkeit sein eigentliches Fach; je todter und gegensatzloser, desto besser. In der Gegenwart und Zukunft sah sein „Kassandragemüth," wie er es selbst nennt, nur Flachheit und Schlechtigkeit und Anheben der Barbarei; er gab schon 1815 „Zeit und Nachkommenschaft" völlig auf, und so vergrub er sich dann in die Vergangenheit, weil diese wenigstens nicht unmittelbar durch ihre Kämpfe und Widersprüche verletzt, um aus ihrem Aktenstaube sich seine Welt zu bauen. Aber auch in dieser fühlte er sich verwundet; es schmerzt ihn, daß dieselbe nicht mehr ist. A. Ruge.

916. Aber sicherlich gibt es für junge, strebsame Geister und erregbare Gemüther keine bessere Schule als die Vorträge Schlossers und das Studium seiner Schriften. Hier übt man sich in tief eindringender, nicht rechts noch links sehender Forschung, hier lernt man dreimal prüfen, ehe man einmal urtheilt, und verlernt das vage Raisonnement, welches sich die Ge-

schichte nach subjektiven Gefühlen und Begriffen konstruirt. Die Geschichte darf nach Schlosser weder im Dienste einer politischen Parteiansicht, noch im Dienste eines philosophischen Prinzips arbeiten; sie soll überhaupt nicht gewisse Ideen bestätigen, oder ein gewisses System der allgemeinen Welt und Lebensanschauung vermitteln; sie soll nichts sein, als eine auf die genaueste Forschung gestützte Darstellung der einzelnen Fakta und der einzelnen Persönlichkeiten.

In diesem Geiste mit unermüdetstem Fleiße und aufgeschlossenstem Sinne forschend, ist Schlosser freilich in seinem Urtheile rücksichtslos wahr und offen, nicht selten auch schneidend in ernster Rüge oder in beißendem Spotte. Streng gegen sich selbst, und seinen eigenen vorgefaßten Meinungen, nie die Freiheit einer Berichtigung seines Urtheils opfernd, ist er auch unerbittlich gegen den Nimbus geschichtlicher Größe, so wie gegen die Ansichten des Tags und der Parteien. Diese rauhe Selbstthätigkeit mag Manchem als ein Mangel feinerer, geistigerer Organisation, als Nüchternheit, erscheinen. Nach unserer Ansicht jedoch ist ein solcher scharfer, klarer Verstand, der streng an der Sache, an dem Faktischen, festhält, und genau davon sondert, was nicht dazu gehört, ein nicht zu verachtendes Gut für eine Zeit und eine Wissenschaft, welche beide so geneigt sind, der poetischen Illusion die prosaische Wahrheit aufzuopfern. — Schlossers mündlicher Ausdruck ist minder glücklich, als sein schriftlicher. Zwar spricht er fließend und mit großer Leichtigkeit, aber es ist schwer, ihm zu folgen, weil er seine Sätze auf eine merkwürdige Weise — zu sechsen und sieben in einander schachtelt, und dabei fast regelmäßig den Anfang vergißt, so daß der Hauptsatz ohne Abschluß sich in seine Nebensätze verläuft. Hall. Jahrbücher.

VI. Die Rechtswissenschaft.

1. Entstehung der Verhältnisse, Begriffe und Wissenschaft des Rechts.

917. Wo wir zuerst urkundliche Geschichte finden, hat das bürgerliche Recht schon einen bestimmten Charakter, dem Volk eigenthümlich, so wie seine Sprache, Sitte, Verfassung. Ja diese Erscheinungen haben kein abgesondertes Dasein, es sind nur einzelne Kräfte und Thätigkeiten des einen Volkes, in der Natur untrennbar verbunden, und nur unserer Betrachtung als besondere Eigenschaften erscheinend. Was sie zu einem Ganzen verknüpft, ist die gemeinsame Ueberzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Nothwendigkeit, welches alle Gedanken an zufällige und willkürliche Entstehung ausschließt. Wie diese eigenthümlichen Funktionen der Völker, wodurch sie

ſelbſt erſt zu Individuen werden, entſtanden ſind, dieſe Frage iſt auf geſchichtlichem Wege nicht zu beantworten. In neueren Zeiten iſt die Anſicht herrſchend geweſen, daß alles zuerſt in einem thierähnlichen Zuſtande gelebt habe, und von da durch allmälige Entwicklung zu einem leidlichen Daſein, bis endlich zu der Höhe gekommen ſei, auf welcher wir jetzt ſtehen. Wir können dieſe Anſicht unberührt laſſen, und uns auf die Thatſache jenes erſten urkundlichen Zuſtandes des bürgerlichen Rechts beſchränken. Wir wollen verſuchen, einige allgemeine Züge dieſer Periode darzuſtellen, in welcher das Recht wie die Sprache im Bewußtſein des Volkes lebt. Dieſe Jugendzeit der Völker iſt arm an Begriffen, aber ſie genießt ein klares Bewußtſein ihrer Zuſtände und Verhältniſſe, ſie fühlt und durchlebt dieſe ganz und vollſtändig, während wir in unſerem künſtlichen, verwickelten Daſein, von unſerem eigenen Reichthum überwältigt ſind, anſtatt ihn zu genießen und zu beherrſchen. Jener klare, naturgemäße Zuſtand bewährt ſich vorzüglich auch im bürgerlichen Rechte, und ſo wie für jeden einzelnen Menſchen ſeine Familienverhältniſſe und ſein Grundbeſitz durch eigene Würdigung bedeutender werden, ſo iſt aus gleichem Grunde möglich, daß die Regeln des Privatrechts ſelbſt zu den Gegenſtänden des Volksglaubens gehören. Aber dieſer organiſche Zuſammenhang des Rechts mit dem Weſen und Charakter des Volkes bewährt ſich auch im Fortgang der Zeiten, und auch hierin iſt es der Sprache zu vergleichen. So wie für dieſe, gibt es auch für das Recht keinen Augenblick eines abſoluten Stillſtandes, es iſt derſelben Bewegung und Entwicklung unterworfen, wie jede andere Richtung des Volkes, und auch dieſes Entwicklung ſteht unter demſelben Geſetz innerer Nothwendigkeit, wie jene früheſte Erſcheinung. Das Recht wächst alſo mit dem Volke fort, bildet ſich aus mit dieſem, und ſtirbt endlich ab, ſo wie das Volk ſeine Eigenthümlichkeit verliert. Allein dieſe innere Fortbildung auch in der Zeit der Kultur hat für die Betrachtung eine große Schwierigkeit. Es iſt nämlich eben behauptet worden, daß der eigentliche Sitz des Rechts das gemeinſame Bewußtſein des Volkes ſei. Dieſes läßt ſich z. B. im römiſchen Rechte für die Grundzüge desſelben, die allgemeine Natur der Ehe, des Eigenthums u. ſ. w. recht wol denken, aber für das unermeßliche Detail, wovon wir in den Pandekten einen Auszug beſitzen, muß es jede für ganz unmöglich erkennen. Dieſe Schwierigkeit führt uns auf eine neue Anſicht der Entwicklung des Rechts. Bei ſteigender Kultur nämlich ſondern ſich alle Thätigkeiten des Volkes immer mehr, und was ſonſt gemeinſchaftlich betrieben wurde, fällt jetzt einzelnen Ständen anheim. Als ein ſolcher abgeſonderter Stand erſcheinen nunmehr auch die Juriſten. Das Recht bildet ſich nunmehr in der Sprache aus, es nimmt eine wiſſenſchaftliche Richtung, und wie es vorher im Bewußtſein des geſammten Volkes lebte, ſo fällt es jetzt dem Bewußtſein der Juriſten anheim, von welchen das Volk nunmehr in dieſer Funktion repräſentirt wird. Das Daſein des Rechts

ist von nun an künstlicher und verwickelter, indem es ein doppeltes Leben hat, einmal als Theil des ganzen Volkslebens, was es zu sein nicht aufhört, dann als besondere Wissenschaft in den Händen der Juristen. Die Summe dieser Ansicht also ist, daß alles Recht auf die Weise entsteht, welche der herrschende, nicht ganz passende, Sprachgebrauch als Gewohnheitsrecht bezeichnet, d. h. daß es erst durch Sitte und Volksglaube, dann durch Jurisprudenz erzeugt wird, überall also durch innere, stillwirkende Kräfte, nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers. Savigny.

2. Werth des römischen Rechts. Savigny.

918. Ueber den materiellen Werth des römischen Rechts können die Meinungen sehr verschieden sein, aber über die hier dargestellte Meisterschaft in der juristischen Methode sind ohne Zweifel alle einig, welche hierin eine Stimme haben. Savigny.

919. Es ist gezeigt worden, daß in unserer Wissenschaft aller Erfolg auf dem Besitz der leitenden Grundsätze beruhe, und gerade dieser Besitz ist es, der die Größe der römischen Juristen begründet. Die Begriffe und Sätze ihrer Wissenschaft erscheinen ihnen nicht wie durch ihre Willkür hervorgebracht, es sind wirkliche Wesen, deren Dasein und deren Genealogie ihnen durch langen, vertrauten Umgang bekannt geworden ist. Darum eben hat ihr ganzes Verfahren eine Sicherheit, wie sie sich sonst außer der Mathematik nicht findet, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß sie mit ihren Begriffen rechnen. Diese Methode aber ist keineswegs das ausschließende Eigenthum eines oder weniger großen Schriftsteller, sie ist vielmehr Gemeingut aller, und obgleich unter sie ein sehr verschiedenes Maß glücklicher Anwendung vertheilt war, so ist doch die Methode überall dieselbe. Savigny.

3. Bedürfniß eines deutschen Nationalgesetzbuches. Thibaut.

920. Bisher war es unmöglich, daß irgend Jemand, und wäre er auch der fleißigste Theoretiker gewesen, das ganze Recht übersehen, und mit Geist gründlich durchdringen konnte. Jeder hatte höchstens nur seine starken Seiten; an tausend Orten Nacht und Finsterniß! Von den unschätzbaren Vortheilen des Uebersehens der Wechselwirkung aller einzelnen Glieder der Rechtswissenschaft ist uns nichts zu Theil geworden. Ein einfaches National-Gesetzbuch, mit deutscher Kraft im deutschen Geiste bearbeitet, wird dagegen jedem, auch nur mittelmäßigen Kopfe in allen seinen Theilen zugänglich sein, und unsere Anwälde und Richter werden dadurch endlich in die Lage kommen, daß ihnen für jeden Fall das Recht lebendig gegenwärtig ist. Auch läßt sich nur

bei einem solchen Gesetzbuch eine wahre Fortbildung der Rechtsansichten als möglich denken. Mit unsern bisherigen gelehrten Erörterungen haben wir uns zwar immer tiefer in Philologie und Geschichte hineingewühlt, aber der kräftige Sinn für Recht und Unrecht, für die Bedürfnisse des Volks, für ehrwürdige Einfalt und Strenge der Gesetze ist bei diesem mühseligen Treiben immer stumpfer geworden. Was hätte sich auch für jene Fortbildung thun lassen, da die mehrsten Theile unsers positiven Rechts durch und durch verdarben sind, da wir ihre Gründe selten genau kennen, und da so auf der einen Seite keine Hoffnung der Besserung, und auf der andern Seite wenig Gelegenheit zu belebenden Erörterungen war. Wäre dagegen ein kräftiges einheimisches kräftiges Gesetzbuch das Gemeingut Aller, wäre es von anerkannt bedeutenden Staatsmännern und Gelehrten verfaßt, nach reifer Prüfung und voller Benutzung des öffentlichen Urtheils, und wären dann auch dessen Gründe mit unbedingter Offenheit zur allgemeinen Kenntniß gebracht, so würde nun die wahre Rechtswissenschaft, d. h. die philosophirende, sich leicht und frei bewegen können, und Jeder würde Gelegenheit und Hoffnung haben, zur fernern Vervollkommnung dieses großen Nationalwerks mitzuwirken. Auch wäre es unschätzbar, daß nun alle deutschen Rechtsgelehrten einen gleichen Gegenstand ihrer Untersuchungen hätten, und durch stete Mittheilung ihrer Ideen über dasselbe Werk sich wechselseitig heben und unterstützen könnten, daß also die trostlosen Winkelpfuschereien, unter denen bisher unsere zahllosen Partikulargesetze darniederlagen, im Wesentlichen ganz aufhörten. Thibaut.

921. Sehen wir nun ferner auf das Glück der Bürger, so kann es gar keinen Zweifel leiden, daß ein solches einfaches Gesetzbuch für ganz Deutschland die schönste Gabe des Himmels genannt zu werden verdiente. Schon die bloße Einheit wäre unschätzbar. Wenn auch eine politische Trennung Statt finden muß und soll, so sind doch die Deutschen hoch dabei interessirt, daß ein brüderlicher, gleicher Sinn sie ewig verbinde, und daß nie wieder eine fremde Macht den einen Theil Deutschlands gegen den andern mißbrauche. Gleiche Gesetze erzeugen aber gleiche Sitten und Gewohnheiten, und diese Gleichheit hat immer zauberischen Einfluß auf Völkerliebe und Völkertreue gehabt. Außerdem macht der bürgerliche Verkehr jene Einheit fast zu einer schreienden Nothwendigkeit. Unsere deutschen Länder können allein durch einen lebhaften innern, wechselseitigen Verkehr ihren Wohlstand erhalten, und von dem schmidenden Volks-Egoismus, den der französische Code ausspricht, darf bei uns durchaus nicht gehört werden. Ist also keine Gleichheit des Rechts, so entsteht das fürchterliche Unwesen der Collision der Gesetze, wobei dennoch wieder der leidige Umstand eintritt, daß es, nach Herr, wenigstens hundert und drei und dreißig Streitfragen über jede Collision gibt, die armen Unterthanen also bei ihrem Verkehr in solche ewige Stockungen gerathen, und in ein solches Labyrinth von Unsicherheit und

Schwanken verstrickt werden, daß ihr ärgster Feind sie nicht übler berathen könnte. Die Einheit des Rechts würde dagegen den Weg des Bürgers von dem einen Lande in das andre eben und sicher machen, und schlechte Anwälde würden nicht mehr Gelegenheit finden, bei dem Verkauf ihrer Rechtsgeheimnisse die armen Ausländer schändlich auszusaugen und zu mißhandeln. Thibaut.

922. Der eigentliche legislative Theil des Römischen Rechts paßt uns aber gar nicht an, auch wo man ihn nicht gerade schlecht und dem römischen Volksgeist gemäß nennen wollte. Der deutsche Sinn ist immer auf das Feste, Mäßige, Einfache gegangen; auf billige, sittliche häusliche Verhältnisse, Gleichheit der Geschlechter, wohlwollende und achtungsvolle Behandlung der Weiber, besonders der Mütter und Wittwen, weise und kräftige Einwirkung der Obrigkeit in allen Verhältnissen, wo man ihrer bedarf, Einfachheit der Verpflichtungsarten, aber auch dagegen Sicherheit des Eigenthums und der Hypotheken durch wohlgeordnete, offenkundige Staatsanstalten. Ganz anders war der Geist des Römers. Ganze Massen des ältern Rechts lassen sich auf militärisch-republikanischen Mannestrotz, Stolz und Egoismus und eine Art militärischer Steifheit und Pedanterie zurückführen. Daher diese unerhörte Despotie des Hausvaters, diese Entfernung aller mütterlichen Gewalt, die harte Zurücksetzung der Weiber bei der Erbfolge, dieser fast gänzliche Mangel obrigkeitlicher Aufsicht bei Vormundschaftsangelegenheiten, diese gränzenlose Neigung, alle Geschäfte in steife Formeln einzukleiden, und die Verträge von allen Seiten einzuengen, während da, wo von der Sicherheit gegen Dritte, und von der Sicherheit Dritter die Rede ist, nirgends eine mitwirkende Staatsanstalt hülfreich erscheint. Thibaut.

923. Jeder denkende Germanist wird es einräumen, daß die feinen Verfälschungen, welche römische Begriffe in die unsrigen gebracht haben, fast zahllos sind. Was uns würde anpassend gewesen sein, das ist zum Theil die alte römische Strenge, das alte Hypothekensystem, insofern es keine Privilegien kannte, und jene hohe Achtung gegen die Person des Bürgers, welche sich in Beziehung auf Kriminalsachen und in Ansehung der Freiheit der Emigration so laut aussprach. Allein gerade diese herrlichen hellen Punkte wurden unter den Kaisern in Nacht und Finsterniß gehüllt; und so wird denn kein deutscher Mann, dem der Himmel in diesen Zeiten der Abspannung und Demüthigung milde deutsche Kraft und Einfalt erhalten hat, irgend eine Hauptlehre des römischen Rechts entdecken können, von der er behaupten möchte, daß sie ächten deutschen Sinn zu beleben und zu befestigen im Stande sei. Thibaut.

924. Den ersten Platz unter Heidelbergs Professoren müssen wir ohne Widerrede dem Senior Thibaut einräumen. So bekannt Thibauts wissenschaftliche Richtung und Methode aus seinen Schriften ist, so wird sie doch

in ihrer wahren Eigenthümlichkeit erst aus seinem mündlichen Vortrage erkannt; denn sie ist aufs engste mit seiner Persönlichkeit verwachsen. Thibauts ganzes Wesen hat jene Innigkeit und Tiefe, die nur bei der höchsten Einfachheit und Naivität des Denkens und Empfindens zu erreichen ist, und die wir, im besten Sinne, eine kindliche Einfalt nennen möchten. Thibaut ist eines von den Gemüthern, die, früh und rasch entschlossen, sich Richtung und Ziel bestimmen, und daran unverbrüchlich und ohne Wanken festhalten. Daß dieß nicht möglich ist, ohne eine gewisse Einseitigkeit, ohne ein absichtliches Abweisen aller fremdartigen Richtungen, also auch allen Fortschrittes in die Weite und Breite, läßt sich nicht läugnen.

Auf der andern Seite aber wird nur auf solche Weise in einer bestimmten Sphäre Außerordentliches geleistet, und eine wahrhaft klassische Vollendung des Geistes und Charakters erreicht. Diese klassische Naivität und Entschiedenheit, welche Thibaut selbst in seinen Geschmacksneigungen offenbart, z. B. in seiner ausschließlichen Vorliebe für die alte und seinem schroffen Hasse gegen die moderne Musik, bethätigt sich auch in vollem Maße in seiner Methode der Behandlung des Rechts. Thibaut hat den ersten Impuls zu einer gründlicheren und geistvolleren Auslegung des römischen Rechts gegeben. Seine leitende Idee dabei war die einer Entwicklung und Darstellung der innern Kraft des römischen Rechts, durch eine tief eindringende Auffassung der einzelnen Gesetzesstellen in ihrem wahren und eigentlichen Geiste, nach ihrer nationellen Entstehung und Bedeutung, ohne jegliche fremde Zuthat.

Wer das Glück gehabt hat, Thibauts Vorträge zu hören, erinnert sich gewiß gerne mit mir, wie es dabei zuging. Also wir sind in Heidelberg zur Zeit seiner Blüthe, und zu Anfang des Wintersemesters, um der Eröffnung der Vorlesungen Thibauts über die Pandekten beizuwohnen. Von allen Enden Deutschlands sind die jungen Juristen beigeströmt, das größte Auditorium des Universitätsgebäudes ist gedrängt voll, und die neu ankommenden Zuhörer erwarten gespannt den berühmten Lehrer. Zur bestimmten Zeit erscheint ein großer Mann, mit offenem, freiem Gesicht, und zurückgestrichenen weißen Haaren. Er trägt einen gewöhnlichen blauen Rock, aber diese Einfachheit seiner Kleidung wird noch durch die Anspruchlosigkeit seines Benehmens übertroffen. Ruhig, ohne Anmaßung und Eitelkeit, schreitet er zum Katheder, nimmt ohne Geräusch auf demselben Platz, betrachtet mit zwei kurzen, geistvollen Blicken seine Zuhörer, und fängt dann seine Vorlesungen folgendermaßen an: „Meine Herren, ohne weitere Vorrede wollen wir uns sogleich mitten in die Sache hineinbegeben, wir wenden uns daher zum ersten Paragraphen meines Kompendiums."

Thibaut ist nun sogleich mitten in der Sache, und auch seine Zuhörer sind es vom ersten Augenblick an. Denn sein Vortrag ist so klar, so einfach, so vernunftgemäß, daß er jeden sogleich zu fesseln weiß. Hier sitzt nicht die

Vornehmheit und die Suffisance auf dem Katheder, sondern ein Jeder meint, er höre einen väterlichen Freund, der sich besonders mit ihm unterhalte. Hat er den Gegenstand besprochen, so gibt er sein Diktat, aus welchem die gründlichste Kenntniß des gemeinen Rechts hervorgeht.

Seine Vorträge über den Code Napoléon gehören zu seinen ausgezeichnetsten Leistungen, und werden deßhalb häufig auch von Studirenden besucht, welche nicht durch ihre künftige Praxis auf dieses Gesetzbuch hingewiesen sind. Er schließt sich in diesen Vorlesungen an sein System des Pandektenrechts an, weil diesem eine verständige Anordnung zu Grunde liegt, welche dem Code gänzlich fehlt. Hierdurch wird zugleich der Vortheil erreicht, daß eine Vergleichung des gemeinen und französischen Rechts erleichtert, und eine kürzere Fassung überall möglich wird, wo beide Rechte nicht von einander abweichen. Das Anziehende dieser Vorträge ist, daß Thibaut mit einer übersichtlichsten Darstellung die größte Gründlichkeit und ein reiches Detail zu vereinigen sucht, die Motive, welche die neuen Bestimmungen des Code hervorgerufen haben, mit solcher Lebendigkeit veranschaulicht, daß man den Diskussionen des Staatsrathes beizuwohnen glaubt. Dabei blickt überall seine Kenntniß nicht nur des Juristischen, sondern des Lebens überhaupt und sein tiefer Sinn für Gesetzgebung durch. Hall. Jahrbücher.

VII. Die Naturwissenschaften.

Newton, Leibnitz, Schelling. Segen der Industrie.

925. So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höheren Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Menschengeschlechts. Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern den Blick in das stille Leben der Pflanzen und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken, oder, hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden die Menschenbrust durchglüht, blickt er ahnungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche in ungestörtem Einklang die alte ewige Bahn verfolgen.

A. v. Humboldt.

*926. Als man einst Newton die verdiente Bewunderung über seine Werke aussprach, antwortete er: „Ich weiß nicht, was die Welt zu meinen Arbeiten sagen wird; mir selbst bin ich nur wie ein Kind vorgekommen, spielend am Ufer des Meeres, bald ein buntes Steinchen, bald eine glänzende Muschelschale findend, indeß sich der Ozean der Wahrheit unerforscht und unerforschlich in unendlicher Weite vor meinen Augen ausdehnte."

*927. Leibnitz setzte ein Thierchen, das er lange angesehen, ungetödtet auf sein Blatt zurück.

*928. Industrie ist nichts Anders, als Begründung der Geistesherrschaft über die materielle Welt, oder der menschliche Geist, der sich aus unserm Planeten einen prächtigen Thron erbaut. Nach M. Chevalier.

929. Naturerscheinungen, die man früher aus Furcht wie Götter verehrte, werden zu Vasallen des Menschen und arbeiten gelehrig für ihn. Das ist eine Eroberung des menschlichen Geistes, und diese Eroberung nützt dem menschlichen Geiste. Denn die Einsicht der Mehrzahl, die jetzt durch die Sorge für die materiellen Bedürfnisse gänzlich beschäftigt, durch mühsame Arbeiten beschränkt und vernichtet wird, emanzipirt sich dann, und erlangt ihre natürliche Spannkraft wieder. So setzt die Industrie, vollständig entwickelt, keineswegs den Materialismus auf den Thron, sondern bewirkt nichts Geringeres, als eine intellektuelle Erlösung. Nach M. Chevalier.

930. Trotz ihrer Unvollkommenheit, und ungeachtet der Leiden, die sie jetzt begleiten, ist die Industrie eine starke Macht geworden. Schon hält sie den kriegerischen Interessen, die bis jetzt die Welt regierten, das Gleichgewicht. Das Wort des Propheten Jesaias, der vor zweitausend Jahren ankündigte, daß man eines Tages das Eisen der tödtenden Lanzen in Pflugscharen verwandeln werde, ist der Erfüllung nahe, mindestens insofern, daß künftig das Eisen der Lanzen nicht mehr geschwungen werden soll, bis die Pflugschar es vorher erlaubt und gutgeheißen hat. Ich wähle absichtlich die Pflugschar als Zeichen der Industrie, um anzudeuten, daß ich den Ackerbau nicht davon trenne. Industrie ist die materielle Arbeit in jeder Gestalt. Sie umfaßt Landwirthschaft, Fabriken und Handel. Durch die Zahl der Menschen, die der Ackerbau beschäftigt, durch den Werth der Produkte, die er liefert, durch den glücklichen Einfluß, den derselbe auf die Gesundheit des Leibes und der Seele ausübt, nimmt die Landwirthschaft den ersten Rang ein. Zwingt eine Beleidigung der Nationalehre die Völker, zu dem furchtbaren Mittel des Krieges zu greifen; so liefert die Landwirthschaft dem Vaterland die kräftigsten Vertheidiger, die als moderne Cincinnaten an ihre bescheidene Arbeit zurückeilen, sobald sie das Vaterland gerettet haben.

Nach M. Chevalier.

931. Viele Zweige der Naturwissenschaft dürfen des Vorzugs sich freuen, daß ihre Erfindungen oder Entdeckungen unmittelbar dem Leben zu gut kommen, einer ungesäumten Anwendung auf Bedürfnisse, auf Nutzen, Annehmlichkeiten und selbst Bequemlichkeiten des Lebens fähig sind. Groß und von nicht zu berechnenden Folgen sind in dieser Hinsicht die Wirkungen einer immer tieferen Erkenntniß der allgemeinen und besonderen Naturkräfte, und wol mag sich die Wissenschaft solcher glänzenden und in die Augen fal-

lenden Erfolge rühmen. Aber die Naturkräfte selbst bieten eine äußere und innere, wir können sagen, exoterische und esoterische Seite dar; mit jener sind sie dem Leben und der Technik zugewendet, hier Gegenstände der reinen, uneigennützigen Betrachtung, welche sich an der Wahrheit *um ihrer selbst willen* erfreut, und jeder Spur des großen Zusammenhangs nachgeht, den wir zwar nur stückweise zu erkennen vermögen, aber in welchen wenigstens hineinzuschauen das größte Vergnügen jedes höher gestimmten Geistes ist. Und wie verschieden nach den verschiedenen Standpunkten die Urtheile über beide Richtungen sein mögen, zweifeln wir nicht, welche von beiden die bleibendere sei; denn alle Bedürfnisse des Menschen, die früher oder später ihre Befriedigung finden, werden von jenem höchsten Bedürfniß seines Geistes überdauert, welches nach dem Wissen nicht um eines *Zwecks* oder *Erfolges*, sondern *um seiner selbst willen* verlangend ist, und um so entschiedener dessen begehrt, je freier und unabhängiger der Mensch von untergeordneten Bedürfnissen geworden ist. **Schelling.**

VIII. Die Heilkunde.

Ihre Aufgabe. Schönlein.

932. Die Medizin ist eine Naturwissenschaft, nur eine auf die Heilung der Krankheiten angewandte. **Hall. Jahrbücher.**

933. Wo so entgegengesetzte, zum Theil ganz unbegreifliche Ansichten nicht nur auftauchen, sondern sich sogar allgemeinere Geltung verschaffen, wie die Homöopathie, da ist wenigstens so viel gewiß, daß ein einigermaßen überzeugendes, allgemein gültiges Prinzip noch nicht hat Wurzel fassen können; und man müßte sich wundern, wie die medizinische Praxis so ohne alle gründliche Theorie freischen Fußes im Leben fortgeht, wenn hier nicht die kräftige Persönlichkeit und Individualität des Arztes, sein Gefühl und Gutdünken, sein praktischer Takt das Bedürfniß der Grundsätze einigermaßen ersetzte. Man sieht so merkwürdiger Weise große Aerzte durch Talent und richtige Naturanschauung, die mehr durch ihre persönliche Individualität, als durch die Wissenschaft groß sind. **Hall. Jahrbücher.**

934. *Schönlein* ist der Mann des Lebens und Handelns in der Medizin, der den rechten Punkt im rechten Augenblick ergreift und dabei mehr durch große Naturgabe als durch systematische Theorie geleitet wird, wenigstens das Geheimniß der letzteren nicht enthüllt hat. Wie alle großen Aerzte früherer Jahrhunderte, so geht auch Schönlein von reiner Naturkenntniß in der Medizin aus und betrachtet daher die Naturwissenschaften als die alleinigen

Grundpfeiler der Praxis. Dieß ist es, wodurch sich Schönleins Richtung so sehr erhebt. Die van Helmonts, Sylvius, Sydenhams, Boerhaves, Hallers, Hoffmanns, welche Naturforscher und Aerzte in einem Guß waren, sind in neuerer Zeit nicht wieder gekommen, weil das riesenmäßig angeschwollene Material in den vielen neuen Zweigen der empirischen Naturkunde sie in der Geburt erstickt hat, und der Geist derselben nicht mehr so leicht zu fassen ist, als zu einer Zeit, wo durch leichtere Uebersicht der Forscher über das Ganze mehr Herr werden konnte. Daher sind die Aerzte zur unmittelbaren praktischen Empirie übergegangen und haben sich der Naturkunde entledigt, aber dadurch ihre wahre praktische Kraft gelähmt, indem sie sich des medizinischen Nervensystems beraubt haben. Das Vorurtheil der neuern Praktiker, daß es keine andere Wahrheit in der Medizin, als die unmittelbare Anschauung am Krankenbette gebe, ist aber so stürmisch durchgebrochen und hat so weit alle Ufer der Medizin überschwemmt, daß man es schon für eine spielende Liebhaberei anzusehen anfing, wenn sich ein Arzt neben der klinischen Beobachtung auch noch sonst mit Naturwissenschaft beschäftigte. Es war daher das Ei des Kolumbus von Schönlein, daß er sich über dieses Vorurtheil hinwegsetzte und es als nichtig durch die That widerlegte, indem er die Praxis wieder auf ihre natürliche Basis zurückführte und wissenschaftlich und naturgemäß die Medizin als eine angewandte Naturwissenschaft behandelte. Schönleins Gang dabei ist naturhistorisch, indem er sich an Sydenham unmittelbar anschließt, mehr die äußern Phänomene studirt und den physiologischen innern Gang des Krankheitsprozesses weniger berücksichtiget, so weit sich nämlich aus den Vorlesungen übersehen läßt. Schönlein ist nämlich selbst noch nicht zur Herausgabe seiner Naturgeschichte der Krankheiten gekommen, und das als seine Vorlesungen gedruckte Werk, wenn es auch im Allgemeinen als der Ausdruck seiner Ansichten gelten kann, ist jedoch von ihm nicht anerkannt worden, so daß man bis jetzt bloß die von ihm herrührenden Traditionen als sein Eigenthum ansehen darf. Diese sind übrigens reichhaltig und zeugen von einer reifen Verarbeitung eines reichen Materials, von umfangreicher Kenntniß durch Belesenheit und rascher Aneignung des Neuen in der Wissenschaft. Durch die naturhistorische Behandlung der Pathologie hat die Wissenschaft eine nach Analogie der Familien im Pflanzenreich und im Thierreich gebildete Unterscheidung der Krankheiten in natürliche Krankheitsfamilien erhalten, deren genaue Schilderung vor Allem zu Schönleins Eigenthümlichkeiten gehört. Der Bildung der Familien selbst aber liegt eine getreue naturhistorische Beschreibung der Arten zu Grunde, deren Gesammterscheinungen Schönlein zu einem Krankheitsbilde zusammenstellt, wodurch er sich zu einer vollendeten Kunst der Diagnose erhoben hat. Man möchte sagen, Schönleins ganze Vorzüglichkeit sei in der Auffassung der Krankheitsbilder und der darauf gegründeten natürlichen Diagnostik begründet. Auf die innere Analyse des Krankheits-

prozesses läßt er sich weniger ein; aber dennoch gewinnt seine Pathologie durch die reinhistorische Behandlung eine lebendige Wissenschaftlichkeit, wie sie nur von Sydenham, Stahl, Frank irgend hat gegeben werden können. Ob die Behandlung der Pathologie nach naturhistorischen Analogien das letzte Ziel derselben sei, kann hier dahingestellt bleiben; es handelt sich jetzt nur um eine zeitgemäße Befreiung der Wissenschaft aus den Fesseln der rein praktischen Empirie und von der drückenden Last der unbegriffenen traditionellen Massen, durch eine Rückkehr zu den Naturwissenschaften als natürlichem, theoretischen Fundament der Medizin. In diesem Betracht wirkt Schönlein tief eingreifend und belebend auf das medizinische Studium schon dadurch, daß die angehenden Aerzte von der praktischen Schule wieder auf das Studium der Naturwissenschaften zurückgewiesen werden, wodurch doch wieder die lange vermißte harmonische Verbindung und ein organischer Zusammenhang zwischen den theoretischen und praktischen Studien in der Medizin hergestellt werden muß, so daß wir nur Erfreuliches von Schönleins Mitwirkung an der Berliner Universität zu hoffen haben. Hall. Jahrbücher.

Die Vollendung.

Das Ziel der Weltgeſchichte. Letzte Aufgabe aller Kunſt und Wiſſenſchaft.

935. Wir ſind auf einer Miſſion: zur Bildung der Erde ſind wir berufen. Novalis.

936. Wir glauben an ein gemeinſames Werk der Menſchheit, zu welchem das einzelne Staatsleben nur die Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollendung der Dinge am Ende der Geſchichte. Dahlmann.

937. Der Glaube an die immer weitere Vollendung des Reiches Gottes in der Zeitlichkeit iſt ſo zugleich der Glaube an die beſte Welt. H. Karſten.

938. Der Menſch ſieht nur das Spinnrad des Schickſals, aber nicht die Spindel; daher heißt es: ſehet ihr nicht den ewig leeren Kreislauf der Welt? Jean Paul.

939. Die Bildung und Erhaltung des neuen Lebens durch Chriſtum ſchließt ſich in dem Bewußtſein ab, daß die Erlöſung, als der ewige Rathſchluß Gottes, die Erfüllung des menſchlichen Daſeins, und ſomit das Ziel der Weltgeſchichte iſt. H. Karſten.

940. Geſchichte iſt Offenbarung der ewigen Vaterliebe. Hinter dem trüben Gewirre der Leidenſchaften und anſcheinender Zufälligkeiten iſt einer Vorſehung feſt und wunderbar leitende Hand verborgen.

Der Menſch iſt ein Weſen der Freiheit; Freiheit erzeugt Kampf, Kampf erzeugt Noth, Noth entwickelt Kraft; nur Kraft führt zur Vollendung.

Vollendung, Fortſchritt iſt Ziel der Menſchheit. Stillſtand oder Rückſchritt iſt nur ſcheinbar, gleich wie den Fahrenden oft der Wagen zu ſtehen, Bäume und Häuſer aber ſich fortzubewegen ſcheinen.

Die Menſchheit hat, wie der Menſch, ihre Lebensſtufen und Entwicklungsperioden, in welchen beſtimmte (hiſtoriſche) Ideen zur Verwirklichung gelangen. Nicht minder hat auch jede Nation eine beſtimmte Seite des menſchheitlichen Seins in ihrer höchſten Blüthe zur Darſtellung zu bringen. Hat ſie dieſe Aufgabe gelöst, ſo tritt ein neuer Gedanke, ein neues Volk auf den Schauplatz der Geſchichte, um ſeiner Zeit wieder einer höhern, Kraft entwickelnden Idee zu weichen.

Kriege ſind Entwicklungskämpfe, und hierdurch erhalten ſie ihre Weihe und Bedeutung. Sie bezeichnen, gleich den Aequinoctialſtürmen, den Uebergang von einer Entwicklungsſtufe zur andern, den Kampf des mit jugendlicher Kraft auftretenden Neuen gegen das, auf ſein mühſam erworbenes, durch die Dauer geheiligtes Recht pochende Alte. Nur wo der von der Vorſehung gewollte Fortſchritt angeſtrebt wird, dahin neigt ſich der Sieg.

Aber der ſchönere Kampf iſt das heilige, ſtille Ringen des Geiſtes, die reine, liebende That des Herzens. Keine ſolche ging jemals verloren; auch die kleinſte iſt ein Bauſtein zum Tempel Gottes in der Geſchichte der Menſchheit.

Denn die Selbſtſucht gräbt, durch der Gottheit Gericht, ſelbſtmörderiſch ſich das Grab; nur die ſich hingebende Liebe wird bleiben; denn die Liebe iſt das Größte: ſie öffnet der Menſchheit die Pforte zur Vollendung im Gottesreich!

941. Und nun, ihr aus den Felſenhallen und Burgen der Vorwelt herüberſchimmernde Rieſengeſtalten der erſten Fürſten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltſtürmer von Babylon und Macedonien, mannigfaltige Reiche der Cäſarn, Attila, Araber, Mongolen, Tartaren; Fürſten der Gläubigen, am Tigris und Fürſten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige oder Königen gleich, benarbte, belorbeerte Triumphatoren, Konſuln, Diktatoren, mit erhabenem Blick, ungebeugtem Nacken und unerſchüttertem Muth, wie ein Rath von Göttern — ſtehet auf! Wer waret ihr? Die erſten der Menſchen? Selten! Die beſten der Menſchen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menſchen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren in einander greifendes Maſchinenwerk der Unſichtbare den myſtiſchen Wagen der Weltregierung unter unaufhörlichem Gepraſſel, Geſchrei und Schnattern über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr des Rades ſchallt von dem Geiſte, der auf den großen Waſſern lebt, das Gebot der Weisheit: Mäßigung und Ordnung! Wer es überhört, der iſt gerichtet. Menſchen von Erde und Staub, Fürſten von Erde und Staub, wie ſchrecklich dies geſchehe, das zeigt die Geſchichte!

J. v. Müller.

942. In der Gewißheit, daß das göttliche Leben des Erlöſers, einmal der Welt mitgetheilt, nicht nur bleibend darin ſein werde, ſondern auch immer mehr die herrſchende Kraft werde, die alles durchdringt und zum Geiſtigen umbildet, iſt zugleich auch das chriſtliche Bewußtſein von der Vollkommenheit der Welt begründet. Sie iſt nicht mehr ein Jammerthal, ſondern vielmehr die neugewonnene Heimat des Friedens Gottes. Der Herr hat jede Stätte des Lebens verklärt und geweiht, und alles wartet nur auf die Offenbarung der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. G. Karſten.

943. Der Geiſt der Erlöſung iſt die weltbildende Macht, der nicht nur immer mehr alles weichen muß, was aus der Sünde und dem Irrthum iſt; ſondern der auch immer mehr in Kunſt und Wiſſenſchaft, in allen menſchlichen Anlagen und Fähigkeiten ſchöpferiſch den wahren Reichthum entfalten, und ſo immer tiefer alles aus dieſem Einen Geiſte als eine Verklärung des Vaters in dem Sohne darſtellen wird. Der neue Himmel und die neue Erde ſind alſo mitten unter uns getreten, ſeit dem das Wort Fleiſch geworden iſt, und hat Wohnung unter uns gemacht. Sie brauchen nicht mehr aus der Ferne erſehnt zu werden; ſo weit wir im Geiſte leben und wandeln ſind wir mitten in dieſer Herrlichkeit, und hören das Seufzen der Kreatur nur noch an fernen Gränzen. Und immer weiter werden dieſe Töne, wie die letzten Schwingungen aus den Stürmen des alten Lebens, in dem Frieden der Erde nachzittern. H. Karſten.

Anhang.

Biographische Notizen und Charakteristiken.

(Die Zahlen bezeichnen die Nummern des Textes.)

Ancillon, Friedrich, geb. 1766 zu Berlin, Nachkomme französischer Emigranten, ausgezeichneter Prediger, dann Historiograph, endlich Staatsrath und Erzieher des Kronprinzen, des jetzigen Königs von Preußen. Freisinniger, hochgebildeter Staatsmann voll warmer Anhänglichkeit an das königl. Haus. Seine Darstellung athmet Klarheit und Würde. „Zur Vermittlung der Extreme" und „Ueber den Geist der Staatsverfassungen. 546.

Arndt, Ernst Moritz, geb. 1769 in Pommern, Prof. der Geschichte in Bonn, ein ehrenfester, deutscher Charakter. Einer der entschiedensten Gegner Napoleons mußte er nach Schweden flüchten. 1821 wurde er in Folge einer Untersuchung über s. g. demagogische Umtriebe seiner öffentl. Stelle enthoben, 1840 von dem freisinnigen König wieder mit verdienten Ehren eingesetzt. Sein „Geist der Zeit" hat 16 Aufl. erlebt. Wenig Männer wirkten mit mehr Feuer für Weckung des deutschen Nationalgefühls; und sein Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" ist zu einem Nationalgesang geworden und ergreift die Herzen, so weit die deutsche Zunge klingt. 677.

Barth, Christ. Georg, ein würdiger Theologe Würtembergs, der durch seine von warmer Frömmigkeit durchglühten Volks- und Jugendschriften viel Segen schon verbreitet hat. 324.

Becker, Karl Ferdin., Dr. med., Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Offenbach. Einer der scharfsinnigsten Sprachforscher, der der Begründer eines neuen Sprachsystems, und einer wahrhaft formal bildenden Unterrichtsmethode geworden ist. Man hat das System zu philosophisch genannt. Mit Unrecht; es will die Sprache nicht machen nach philosophischen Begriffen, sondern es will nur den Geist und seine Gesetze als Grundlage aller Spracherscheinungen anerkannt wissen, der Sprachforschung die Aufgabe zutheilend, aufzufinden, in welchen Lautformen der Geist leiblich geworden. Begründeter ist der Vorwurf mehrfacher Willkürlichkeit. Und ohne Widerrede ist durch Humboldt u. A. die Sprachwissenschaft in der von B. erstrebten Richtung wesentlich schon weiter geführt. „Organism der Sprache." „Deutsche Grammatik." 855.

Bettina Arnim, geborne Brentano aus Frankfurt. Dieses wunderbare Wesen ist von Weiße (716—718) richtig gewürdigt. Die in ihrer Familie umgehenden Traditionen von Göthe, der mit ihrer Großmutter Larroche in einem innigern Verhältniß gestanden, ihre Mutter über die Taufe gehalten hatte, regten frühe ihre schwärmende Phantasie auf. Bei Göthe's Mutter nistete sich die kindliche Jungfrau recht gemüthlich ein, und saß auf einem Schemelchen zu den Füßen der Frau Rath, mit ihr vom Wolfgang zu schwatzen, und sich mit ihr für ihn immer von neuem zu begeistern. Jetzt schrieb sie an ihn, und lernte ihn den 60jährigen Mann bald darauf kennen (366). Ihr Briefwechsel ist eine wunderbare Erscheinung. Sie schwelgt in den Offenbarungen der Natur mit der Trunkenheit einer Seherin, der die innersten Mysterien derselben sich entschleiern. Dämmer betrachtet sie als eine christlich abendländische Reproduction des indischen Sonnendienstes, eine mystische Tempeldienerin der Natur. Mit ihrer Verheirathung an Arnim, den Romantiker (715), hörte der Briefwechsel auf. Jüngst erschien ein ähnlicher Briefwechsel von ihr: „Die Günderode." Sie lebt noch in Berlin. 121. 178. 211. 366. 371. 557. 616. 752.

Biernatzki, ein geistvoller Prediger Schleswigs, der sich die Aufgabe gestellt hat, die in unsrer Zeit am meisten verkannten christlichen Grundwahrheiten im Gewand der Novelle in die ihnen entfremdeten Herzen wieder zurück zu führen

Seine Erzählungen haben zwar nicht die künstlerische Vollendung wie der so Vielen zum Vorbild gewordene „Pater Clemens", der edlen Schottin Grace Kennedy; doch sind sie in unsrer Literatur eine erfreuliche Erscheinung. Die oben gegebenen Proben sind entlehnt aus „Die Hallig", der vorzüglichsten seiner Erzählungen. 453. 509. 883.

Börne, Ludwig, geb. 1784 zu Frankfurt, gest. 1840 in Paris, stammte von jüdischen Eltern, ging 1801 zum Christenthum über. Humoristen werden selten verstanden; auch Börne wurde hart angeklagt, und doch war er glühender Patriot und sittlicher Mann; freilich den Frieden des Christenthums hat er nicht gekannt; und zur Bitterkeit brachten ihn die unaufhörlichen gehässigen Angriffe. Seine „Briefe aus Paris" werden ein eben so interessantes Denkmal der Zeitgeschichte, als des geistvollsten Humors bleiben. Seiner Darstellung, herb und keck, fehlt aller poetische Duft. 341. 618. 699. 705. 788. 793. 837.

Bouterweck, Friedr., verdienstvoller ästhetischer Schriftsteller, starb als Prof. in Göttingen 1828. Seine „Geschichte der neuern Poesie und Beredsamkeit", 12 Bde., ist sein bestes Werk. 840.

Claudius, Matthias, geb. 1743 in Holstein, gest. 1815 in Hamburg. Einer unsrer besten Volksschriftsteller. Unter dem Titel: „Asmus, der Wandsbecker Bote", gab er in 8 Bdn. seine Schriften heraus, Lieder, Fabeln, Sinngedichte, prosaische Aufsätze. In ihnen herrscht innige Empfindung, gesunder Verstand, edle Denkart, naiver Witz und gemüthliche Laune. Popularphilosoph im edlern Sinn des Worts war er Christ im vollesten. Schade, daß von künstlerischem Standpunkt aus seine durch rührende Einfachheit oft unaussprechlich schöne (6. 345. 877.) Darstellung keineswegs immer tadelfrei ist. Fremdwörter, zu kühne und ungewöhnliche Elisionen, sonderbare Metaphern (174. 376.) sind mit Recht gerügt worden. Auch weht in den letzten Bänden nicht mehr der frische, produktive Geist, wie in den ersten. Er lebte als Revisor der holstein. Bank in Wandsbeck. 4. 6. 51. 54. 69. 142—144. 167. 173. 174. 181. 217. 265. 286. 291. 345. 375—377. 392. 441. 495. 502. 503. 512. 563. 611. 620. 671.

Credner, Karl August, geb. 1797 zu Waltershausen bei Gotha, Prof. der Theologie in Gießen. Seine Wahl schwankte lange Zeit zwischen Naturwissenschaft und Theologie, bis er sich für letztere völlig entschied, und nun seinen Beruf für sie durch mehrere treffliche, historisch kritische Schriften (Einleitung in das neue Testament) bewährt hat. „Das neue Testament, nach seinem Zweck, Ursprung und Inhalt, für denkende Leser der Bibel", dürfte Manchen nach der durch Strauß weit verbreiteten Skepsis in Bezug auf die Fundamentalthatsachen des Christenthums, ein werthvoller Führer sein. Cr., an unbefangene Naturanschauung gewöhnt, sucht rücksichtslos die Wahrheit, will nichts in's Evangelium hineintragen, und ist, wenn auch das tiefere Glaubensleben in seinen Schriften weniger hervortritt, doch weit davon entfernt, in Christo und den Aposteln nur die noch nicht zum Licht vorgedrungenen Vorläufer des Philosophen an der Spree zu erblicken. 504. 505. 507.

Dahlmann, Friedr. Christoph, geb. 1785 zu Wismar, aus schwedischer Familie, Prof. der Staatswissenschaften in Göttingen, lebt jetzt in Leipzig, einer der sieben deutschen Männer, die, weil ihrem Eide getreu, durch Gewaltthat von Amt und Stelle verjagt wurden. Aber das Vaterland hat seine Verpflichtung gegen diese Männer erkannt und bethätigt. D. hatte die bekannte Protestation entworfen. In Kassel hatte die Regierung den Verbannten kaum eine Nacht zu verweilen gestatten wollen (868.). Seine „Politik", seine „Quellenkunde der deutschen Geschichte", seine „Geschichte v. Dänemark" bewähren ihn als einen unsrer ausgezeichnetsten Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber. Die Geschichte ist ihm ein sich fortentwickelnder, lebensvoller Organismus. Echte Religiosität und Biederkeit blickt aus seinen tiefsten und schönsten Darstellungen als Grundton seines Charakters hervor. 519. 524. 580. 532. 534. 543. 555. 556. 574. 578. 579. 936.

Deinhardt, Joh. Heinr., Lehrer der Mathematik in Wittenberg; verfaßte: „Der Gymnasialunterricht, nach den wissenschaftl. Anforderungen der jetzigen Zeit", ein Buch voll tiefer Ansichten, dem Boden gründlicher Wissenschaft und positiven Christenthums entsprossen. Wann unsre Gymnasien sich dem hier gezeichneten Ideal annähern werden, erst dann werden ihre Leistungen groß genannt werden dürfen. Schade, daß der Styl mitunter breit und gedehnt ist. 849. 859. 860.

Fürtmar, Heinrich, Vorsteher einer Erziehungsanstalt in Nürnberg, Verfasser mehrerer durch Geist und Herz, Sinnigkeit und Frömmigkeit hervorleuchtender Jugendschriften. „Waizenkörner". 64. 266.

Droysen, Joh. Gustav, früher Prof. in Berlin, jetzt in Kiel, der geistvolle Biograph Alexanders d. G., und Uebersetzer des Aristophanes und Aeschylos. Eine tiefe, christliche Weltanschauung geht durch jenes Geschichtswerk. 213. 214. 873.

Engel, Joh. Jak., geb. zu Parchim 1741, Prof. in Berlin, starb 1802. Galt früher als vorzüglichstes Muster deutscher Prosa. Die rhetorische Glätte und Eleganz vermag aber für den Mangel tiefer Ideen nicht schadlos zu halten. Immer noch recht lesenswerth sind sein „Philosoph für die Welt", „Lorenz Stark", „Fürstenspiegel" und „Ideen zu einer Mimik" mit Kupfern. 287.

Fichte, Joh. Gottl., geb. 1762 in der Oberlausitz, gest. 1814 als Prof. in Berlin. Seine Philosophie, in der er das Ich als das Absolute, und das Wirkliche außer uns (Nicht-Ich) nur als Geschöpf unsrer eignen innern Thätigkeit setzte (Idealismus), wird allgemein als eine zwar nothwendige, aber nur einseitige Fortentwicklung der Kantischen Philosophie bezeichnet. Demungeachtet war sein Einfluß in jener in der tiefsten Selbstsucht versunkenen Zeit ein außerordentlicher. Seine, mitten in dem von Franzosen besetzten Berlin gehaltenen „Reden an die deutsche Nation", zündeten Muth und Begeisterung für das niedergetretene Vaterland. Sein Herz und sein Wandel entsprach auch seiner Lehre. Lebhafte Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, für Liebe und Freundschaft, unerschütterliche Rechtschaffenheit und heldenmüthige Wahrheitsliebe waren sein Erbtheil; freilich auch die diesen Tugenden zur Seite schreitenden Fehler: Eigensinn, Hartnäckigkeit und selbst wissenschaftliche Unduldsamkeit. Die für ihn hieraus entspringenden Unannehmlichkeiten waren mehr selbst verschuldet, als die gegen ihn erhobene abscheuliche Anklage des Atheismus, die ihn aus Jena vertrieb. Seine würdige Gattin, eine Schweizerin (F. hatte einige Jahre in Zürich als Hauslehrer, und Freund Pestalozzis gelebt) widmete sich in den Freiheitskriegen der Pflege der Kranken und Verwundeten; dem Lazarethfieber, von dem sie war befallen worden, erlag Fichte. 88. 391. 517. 589. 789. vgl. 877. 878.

Fortlage, Carl, geistreicher Privatdocent in Leipzig. Seine „Vorlesungen über Geschichte der Poesie", hielt er in Dresden vor einem zahlreichen Publikum, und selbst dem Mitregenten. Sie zeichnen sich durch meisterhafte Darstellungsgabe aus, weniger durch eigene originelle Ansichten. 621—624. 626—633. 635—638. 640. 646—648. 656. 657. 675. 706. 730. 731. 733. 737—741. 762.

Funke, Georg, junger Theologe in Osnabrück, geistvoller aber selbständig urtheilender Schüler Hegels, Verf. von „geschichtl. Entwicklung der geistigen Richtungen seit der Mitte des vorigen Jahrh." 487. 891.

Gellert, Christian Fürchtegott, geb. 1715 im Erzgebirg, gest. 1769 als Prof. in Leipzig. Die liebenswürdige Persönlichkeit und die wichtigste Bedeutung Gs. für seine Zeit ist oben (663) dargestellt. In der That, können nur noch wenige von Gs. Gedichten dem gebildetern Geschmack genügen, so wirkte er doch in seiner Zeit äußerst wohlthätig. Bei der Mattigkeit und Dürre der Gottschedischen Periode mußten seine durch treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz hervorleuchtenden Fabeln, seine zwar nicht tiefen, aber die herzlichste Religiosität und demüthige Hingebung athmenden Lieder, seine in edler Popularität gehaltenen „moralischen Vorlesungen" die Gemüther laben wie ein Trunk Wasser den Wanderer in der Wüste. G. wurde auch von Vornehm und Gering wahrhaft verehrt; und bei der Dürftigkeit seiner Besoldung (150 Thlr. jährl.) flossen ihm von unbekannten Verehrern nicht unbedeutende Summen zu, so daß er sorgenfrei hätte leben mögen, wenn nicht Krankheit und Hypochondrie ihm manche trübe Stunde bereitet hätten. Seine schöne Stirne mit den sanften aber traurigen Augen machte einen ergreifenden Eindruck; sein Hörsaal war stets zum Erdrücken voll. 42. 52. 200. 382.

Gemberg, Aug. Fr. Leop., machte als Kandidat, unterstützt von dem preußischen Ministerium, eine Reise nach Schottland, um durch eigene Anschauung das religiös kirchliche Leben in der schottischen Nationalkirche kennen zu lernen. Die Resultate dieser Reise hat er in seiner Schrift: „Die schottische Nationalkirche" niedergelegt, und sie sind so merkwürdig, und für uns bei dem immer entschiedner

werdenden Ringen nach Befriedigung des religiösen Bedürfnisses, so wichtig, daß kein Theologe, kein wissenschaftlich gebildeter Christ mit dieser Darstellung unbekannt bleiben darf. 319. 474.

Gentz, Friedr. v., geb. 1764 zu Breslau, gest. 1832 in Wien, höchst talentvoller publizistischer Schriftsteller, aber ein Mensch ohne Charakter, Sittlichkeit, Religiosität, den wir schon oben als eines der abschreckendsten Zerrbilder moderner Kultur aufgestellt haben (720. 721.). Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. begrüßte er diesen im Namen des preußischen Volks mit einem Sendschreiben, in dem allerdings ein Funke britischen Freimuthes brannte. Auch waren seine vom östreichischen Kabinet erlassenen Proklamationen gegen Napoleon volksthümlich. Aber sein in Ausschweifung und Schlemmerei sich gefallender Epicureismus machte ihn unfähig, ein Kämpfer der Freiheit zu sein. Er schrieb gegen die Preßfreiheit, und war der feile Panegyriker des entschiedensten Absolutismus. Seine Todesfurcht machte ihn bemitleidenswerth. Die völlige Zernichtung und Abgestorbenheit — unsre Sprache hat doch, Gott sei Dank! noch keinen Ausdruck für den französischen Salonbegriff der „Blasirtheit" zu schaffen gewußt — dieses geistig und sittlich zerrütteten Menschen spricht obiger Brief in schauerlicher Weise aus. 554. 720.

Gervinus, Georg Gottfr., geb. zu Darmstadt 1805, Prof. der Geschichte zu Göttingen, einer von den Sieben (s. Dahlmann). Seine „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" gehört zu den klassischsten Erscheinungen unsrer Zeit. Seine „Historik" (905—912) wird von Einigen der Poetik des Aristoteles an die Seite gesetzt. Schon als Kaufmann thätig, brach sich sein Talent, in seinem 19. Jahr, Bahn und führte ihn in seinen wahren Beruf. Eine äußerst vielseitige, ernste, auf's Leben selbst gerichtete Bildung, ästhetisch kritischer Scharfsinn und ein edler, liebenswürdiger Charakter, mit Feuer und Energie gepaart, machen ihn zu einer sehr interessanten Persönlichkeit. Ein guter mündlicher Vortrag geht ihm ab. 643. 658. 660—662. 806. 905. 906. 908—912.

Göthe, Joh. Wolfgang v., geb. zu Frankfurt 1749, gestorben zu Weimar 1833. Ueber diesen größten aller deutschen Dichter werde ich hier nichts sagen; wer möchte hoffen, ein so reiches Leben, einen so erhabnen Geist in einen so engen Rahmen zusammen zu fassen? Auch bietet der Text wol hinlänglichen Stoff. Nur Eine Bemerkung will ich nicht unterdrücken. Als in neuster Zeit die Idee eines Kultus des Genius ausgesprochen worden, war Göthe in die vorderste Reihe gestellt, und — trotz so mancher sittlicher Blößen, die sein Leben gegeben — nicht mit Unrecht. Nun wohl: so erlaube man uns auch zu zeigen, daß dieser Genius in den Momenten der höchsten Begeisterung, der Hingebung an die Macht der höheren Welt, nur zum Organ des alleinwahren Gottes geworden ist; gerade aus seinen Werken haben wir absichtlich eine große Menge von Stellen beigebracht, die, oft in der ergreifendsten Weise, eine Darstellung der Fundamentalwahrheiten des Evangeliums sind (vgl. 156. 164. 165. 168. 169. 183. 190. 138. 311. 378). 36. 55. 60. 70—72. 74. 101. 111. 112. 126. 135. 138. 151. 155. 163. 188—191. 201. 206. 249. 267. 269. 272. 278. 283. 285. 297. 307. 311. 313. 362. 363. 372—374. 378. 379. 381. 393. 397. 409. 414. 420. 421. 430. 439. 447. 448. 457. 501. 516. 537. 544. 552. 568. 599. 603. 607. 610. 615. 688. 694. 702. 703. 732. 765—768. 780. 784. 786. 798. 802. vgl. 677—687. 366. 877. 844. 609.

Götzinger, Maxim. Wilh., Prof. der deutschen Sprache in Schaffhausen, der gelehrte Verfasser einer deutschen Grammatik, und kenntnißreicher Herausgeber eines Kommentars zu deutschen Dichtern. Letzterer hat um so größeres Verdienst, als er der erste gelungene Versuch eines solchen Werks für Schulen war. 835.

Grimm, Jakob Ludwig, geb. 1785 zu Hanau, jetzt Mitglied der Akademie und Bibliothekar zu Berlin, mit seinem Bruder Wilhelm (geb. 1786) auch einer jener Sieben (s. Dahlmann); mit Letzterem hat er sich in der edelsten Gemeinschaft des Geistes und des Lebens unzertrennlich der großen Aufgabe gewidmet, das Nationalleben und Bewußtsein des deutschen Volks durch Darlegung der wie aus unzugänglichen Schachten gewonnenen Reichthümer alt germanischen Lebens in Sprache, Literatur und Recht zu erfrischen und neu zu begründen. Er ist der Vater der deutschen Grammatik genannt worden, und zwei Sprachforscher wie J. Grimm und W. v. Humboldt hat kein Volk der Erde weder in der Ge-

genwart, noch in der Vergangenheit aufzuweisen. Ueberhaupt ein eigenthümliches Glück und Wahrzeichen deutscher Nation: zwei Brüderpaare, wie die Grimm und die Humboldt, man weiß nicht, ob mehr in Bezug auf Charakter oder Wissenschaft zu bewundern! Die jetzt 4 Bände umfassende Grammatik vereinigt mit der großartigsten Gelehrsamkeit alle dem germanischen Sprachstamm angehörige Verzweigungen. Gemeinsam wurden von beiden Brüdern herausgegeben: die unvergleichlichen „Kinder- und Hausmährchen", „Deutsche Sagen", „Irische Elfenmährchen". Zur Erläuterung der im Text gegebenen autobiograph. Skizze stehen hier noch folgende Bemerkungen: J. Gr. widmete sich der Rechtswissenschaft, ging mit Savigny nach Paris, wo er sich mit Untersuchung des deutschen Mittelalters zu beschäftigen anfing. (Eine später herausgegebene Frucht dieser Studien sind „Deutsche Rechtsalterthümer"). Durch J. v. Müller wurde er bei der Privatbibliothek des Königs von Westfalen angestellt; später reiste er mehrmals als Gesandter nach Wien und Paris, und wurde dann 2. Bibliothekar in Kassel. Als aber 1829 durch Rommels Ernennung er sich zurückgesetzt sah, nahm er einen Ruf nach Göttingen an. Die ergreifenden Worte, mit denen er das Geschick, das ihn gewaltsam von dort wegtrieb, schildert, sollte jeder deutsche Jüngling („J. Gr. über seine Entlassung". Basel 1838.) nachlesen, um sich das Bild deutscher Treue, Wahrhaftigkeit und würdiger Mannheit mit unverlöschlicher Schrift in das Herz zu schreiben. Die Einleitung daraus mitzutheilen, konnten wir uns nicht versagen. Der hochherzige König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., der überhaupt Berlin zu einem Prytaneum deutschen Verdienstes erheben zu wollen scheint, hat beiden Brüdern in Berlin Wirkungskreis und Anerkennung, wie sie ihnen gebühren, zugewiesen. 9. 10—12. 192. 514. 539—542. 569. 650—655. 807. 828. 830. 850—852. 867. 868.

Gutzkow, Karl, geb. zu Berlin 1811, jetzt in Hamburg Redakteur des Telegraphen. Ein sehr geistvoller Schriftsteller der modernen Zeit und Richtung, über dessen wahren Werth freilich die Ansichten sehr verschieden sind. Eine glänzende Darstellung, wo jeder Begriff zum Bild, zur Anschauung wird, bedeutender Scharfsinn und ästhetischer Kunstsinn müssen ihm allgemein zuerkannt werden. An der Tiefe und Innigkeit des Gemüths ist von Manchen gezweifelt worden, und wenn man auch von den Erzeugnissen einer früheren, von ihm glücklich überwundenen Periode absehen will („Wally", „Seraphine"); so zeugen doch auch seine späteren Schriften noch keineswegs von einer gewonnenen höhern Versöhnung, und junge phantasiereiche Köpfe mögen sich hüten, sich ohne Führer ihm anzuvertrauen. 682. 736. 844.

Hailbronner, Karl v., Obrist in baierischen Diensten, einer der berühmtesten Reisenden der neuern Zeit. Auch sein schönes, kriegerisches Aeußere, sein Muth und seine körperliche Kräftigkeit befähigen ihn vorzugsweise für seine, zum Theil gefahrvollen Unternehmungen. Die Hinabsteigung in den Vesuv (120) ist aus den „Reisekartons" entlehnt. Sein neustes Werk ist: „Morgenland und Abendland". Sein Styl bedarf keines Lobredners.

Hamann, Joh. Georg, geb. 1730 zu Königsberg, wo sein Vater Bader war, gest. 1788 zu Münster. Mit Unglück und Noth, die er sich großentheils selbst bereitet, hatte er in seiner Jugend zu kämpfen; endlich als Packhofverwalter fand er schriftstellerische Muße. Aus seinen Ausschweifungen hatte ihn die Bibel gerettet, und alle seine Schriften gingen darauf aus, den oberflächlichen Richtungen des Zeitgeistes entgegen, den alten, frommen Bibelglauben wieder zu begründen. Seine tiefsinnigen Gedanken stellte er in eigenthümlich symbolischer Weise dar und blieb darum den Meisten unverständlich. Er nannte sich selbst den Magus aus Norden. Seinen Lebensabend verschönte sein Freundschaftsverhältniß zu Jakobi und dessen Schwestern (418) und zu dem Baron v. Buchholz, der ihn zu seinem Erben eingesetzt hatte. 418. 669. vgl. 841.

Hase, Karl, geb. 1800 im Altenburgischen, Prof. der Theol. in Jena. Gründliche Gelehrsamkeit, eine zwischen den Extremen sich haltende theologische Ansicht, mit naturphilosophischen Sätzen legirt, eine äußerst anziehende, von poetischen Schlaglichtern gefärbte, mündliche wie schriftliche Darstellung machen ihn zu einem eben so ausgezeichneten, als geliebten Lehrer. Schade, daß seine Darstellung öfter etwas gesucht und pretiös ist. Seine „Gnosis", eine Dogmatik für die gebildete Welt, verdient dieses Mangels ungeachtet allgemeinere Verbreitung. „Testa-

ment des alten Pfarrers". „Das junge Deutschland". 2. 7. 13. 15. 59. 123. 125. 182. 228. 386. 464. 498. 499. 874. 886.

Hegel, Georg Wilh. Fr., geb. 1770 zu Stuttgart, gest. 1831 in Berlin an der Cholera. Wie jedes philosophische System seine begeisterten Verehrer und seine Gegner gefunden hat, so auch das Hegels. Der Streit selbst wird noch mit Erbitterung fortgeführt. Wir haben uns also hier jedes entscheidenden Urtheils zu enthalten, obschon wir die Ansicht aussprechen dürfen, daß auch diese Philosophie einen Fortschritt in der Entwicklung des philosophischen Denkprozesses darstelle; nur mutze man uns nicht zu, wie es von einem Altjünger sogar an Hegels Grabe geschehen ist, in H. den neuen Christus zu erkennen, der noch aus seinem Sarge das Wort erschallen lasse: „gehet hin in alle Welt u. s. w." Unsre Meinung wird vielmehr bleiben müssen, daß auch dieses System wol ein glänzendes Meteor sein möge, wie so manches, welches schon am Horizont der Geschichte aufgestiegen ist, daß es aber auch wie diese wieder verbleichen und sinken werde, während das Christenthum gleich der himmlischen Sonne in ewigem Glanze fortstrahlet. Die von uns mitgetheilten Stellen sind übrigens theilweise nur dem Gehalt, nicht der Form nach Hegels Eigenthum. Sein Styl ist hart, scholastisch abstruse, oft selbst grammatisch unrichtig. 466. 468—471. 531. 535. 562. 564 565. 571—573. 795. 858. vgl. 880—884.

Heine, Heinrich, geb. 1797 in Düsseldorf, von israelitischen Eltern, studirte die Rechtswissenschaft, lebt jetzt in Paris. Gab einst zu schönen Hoffnungen Anlaß („Lieder der Liebe", „Reisebilder"); er hat sie getäuscht (526), und in neuster Zeit durch seine Angriffe auf den todten, sittlich so weit über ihm stehenden Börne, sich das Brandmal tiefer Gemeinheit und Charakterlosigkeit selbst aufgedrückt. Nochmals Schade! Ueberweiche Zartheit, Tiefe, Scharfsinn, bewundernswerthe Anmuth und Kraft der Darstellung leben in seinen Gedichten, werden aber überschattet durch frivolen Spott gegen das Heiligste, durch Proklamirung eines Kultus der gemeinsten Sinneslust, durch ironische Kälte und tödtende Gleichgültigkeit. Auch ein blasé! 659. 690. 888.

Heinse, Wilh., geb. 1749 bei Ilmenau, gest. 1803 als Bibliothekar in Mainz. Diesen Schriftsteller kann nur noch historisch zu betrachten von Gewinn sein. Seine Darstellung, theilweise durch sinnliche Malerei und Anschaulichkeit vortrefflich, leidet doch durchweg an Inkorrektheit. Seine Kunstansichten genügen nicht mehr. Seine, sogar von Wieland mißbilligte, unzüchtige Behandlung der Kunstgegenstände erregt Ekel. Die Jugend lerne an ihm, wie Genialität ohne Sittlichkeit dem Menschen selbst zum Fluch wird. 515. 769. 771. 778. 779.

Herder, Joh. Gottfr. v., geb. 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen, wo sein Vater Schullehrer war, gest. in Weimar als Oberhofprediger 1803. Nächst Schleiermacher ohne Zweifel der Theologe, der seit der Reformation am bedeutendsten auf bessere Gestaltung der Theologie eingewirkt hat. Viele seiner Ansichten sind nicht mehr statthaft, aber seine „Briefe über das theologische Studium", sein „Geist der hebräischen Poesie" sind voll der herrlichsten, anregendsten Ideen noch heute. Aber H. war nicht bloß Theolog; er war auch Philosoph und kämpfte gegen die verderbliche Einseitigkeit der durch Kant eingeführten Verstandeskritik nachdrücklichst, wenn schon erfolglos, an; seine „Ideen zur Philosophie der Geschichte" brachen Bahn für eine neue Behandlung dieser Wissenschaft; die Literatur aller Völker kostete er, um ihr Bestes sich anzueignen, („Stimmen der Völker"); das klassische Alterthum und besonders der spanische Cid wurden uns in geschmackvollen Uebersetzungen zugänglicher gemacht; H. war endlich auch selbst Dichter („Paramythien, Legenden"). Freilich eine zu umfassende Thätigkeit, um überall das Höchste zu leisten, und es ist wahr, etwas Großes, künstlerisch Vollendetes hat er nicht geschaffen, selbst seine Sprache leidet durch das formlose Ueberströmen seines reichen Innern: aber ein großer, seinem Jahrhundert vorausgeeilter Geist, ein erhabnes, menschenfreundliches Herz, ein frommer, tiefgläubiger Christ bleibt er doch und verdient, daß er von jedem strebenden Jüngling hoch und theuer gehalten werde. 67. 75. 280. 298. 360. 410. 458. 460. 581. 645. 800. 836. vgl. 704. 888—890. 609.

Hippel, Theod. Gottl. v., geb. 1741 in Ostpreußen, gest. 1796 als Bürgermeister in Königsberg. Studirte Theologie, dann aus Liebe zu einem vornehmen und reichen Mädchen die Rechtswissenschaft, stieg hoch in Ehren, heiratete

aber nie und hinterließ ein Vermögen von 140,000 Thlrn. Er ist einer unsrer ersten Humoristen. Sein Leben wie seine Schriften bieten die interessantesten Sonderbarkeiten und scheinbaren Widersprüche. „Ueber die Ehe". „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber". „Lebensläufe nach aufsteigender Linie". 281. 288. 390. 432. 434. 461. 604.

Hoffmeister, Karl, Direktor in Meurs, sehr verdienter Sprachforscher, Verfasser eines sehr lesenswerthen pädagogischen Romans „Romeo", und der tüchtigsten Biographie von Schiller. 202. 580.

Humboldt, Wilhelm v., geb. 1767 zu Potsdam, gest. als preußischer Staatsminister 1835. Bedeutend als Staatsmann steht er in fast unübertroffener Größe da als Sprachgelehrter. Vielleicht noch nie war in einem Sprachforscher eine solche Fülle des gelehrtesten Detailwissens vereinigt mit solchem philosophischen Tief- und Scharfsinn. Das philosophische Fundament der neuern Sprachforschung ist durch ihn gelegt in seinem Werke „über die Kawisprache" (810—824). Er war Schillers vertrauter Freund und kritischer Berather (700. 701.) „Ueber Göthes Hermann und Dorothea". „Briefwechsel Humboldts mit Schiller". 601. 679. 683. 781. 791. 848. 889.

Humboldt, Alexander v., Bruder des Vorigen (s. J. Grimm), geb. 1769 zu Berlin, der berühmte Reisende. Durchwanderte schon 1799 das spanische Südamerika mit seinem Freund Bonpland; erst 1804 kehrten beide nach Europa zurück. Die Ausbeute dieser Reise war in physikalischer und naturhistorischer Beziehung unermeßlich. 6300 neue Pflanzenarten wurden entdeckt. Welch ein Meister in malerischer und plastisch kräftiger Darstellung H. ist, zeigen die mitgetheilten Proben. Welch ein Verlust ist es, daß dieser hochbegabte Mann weitaus den größern Theil seiner Schriften in französischer Sprache abzufassen sich veranlaßt glaubte! Später hielt H. Vorlesungen in Berlin und unternahm noch eine Reise in das asiatische Rußland. 98. 925.

Jakobi, Friedr. Heinr., geb. 1743 zu Düsseldorf, gest. 1819 in München als Präsident der Akademie. Wurde dem Kaufmannsstande zugewiesen, während sein Geist nach der Wissenschaft dürstete. Eine edle, reiche Gattin versetzte ihn in unabhängige Lage. Nun lebte er auf seinem Gute Pempelfort in einem Vereine mit den edelsten und geistreichsten Menschen seiner Zeit: Hamann, Fürstin Diotima Gallitzin, Fürstenberg, Buchholz ꝛc. J. war Dichter und Philosoph. An philosophischer Methode und Konsequenz gebrach es ihm. Dennoch wirkte sein Zurückgehen auf die Vernunft (Glauben), als eine unmittelbare Offenbarung des Göttlichen, wohlthätig und entscheidend auf die damalige Geistesentwicklung ein. Sein „Woldemar" und „Allwills Briefsammlung" stellen uns tief ergreifende psychologische Gemälde dar. Aber je anziehender die ganze Verwicklung, je prachtvoller der Styl ist (842), um so mehr haben junge Gemüther bei dieser Lektüre einen Leiter nöthig, um nicht in labyrinthische Irrgänge sich zu verlieren, und statt des in ihnen verborgenen reichen Hortes täuschendes Katzengold sich zu gewinnen. J. wurde in heftigen Streit mit Schelling verwickelt, weder zum Vortheil seiner Wissenschaft noch auch seines Styls, wie dieser überhaupt in spätern Jahren etwas Ueberladenes, Ueberschwängliches annahm (vgl. 56 u. 825). Erschütternd sind seine Bekenntnisse über die Unzulänglichkeit aller Philosophie, um zum Frieden zu gelangen, erschütternd seine Blicke in die Tiefen und Abgründe des menschlichen Herzens. 3. 17. 41. 56. 83. 152. 170—172. 175—177. 179. 180. 186. 261. 450. 483. 547. 598. 785. 869. 875.

Jahn, Friedr. Ludw., geb. 1778 in Pommern, der Begründer der deutschen Turnkunst. Ein deutscher Kernmann, der im Tugendbund kräftig zur Abschüttelung der Fremdherrschaft mitwirkte. Sein Turnplatz in Berlin zählte 1200 Turner. Dort hielt er auch Vorlesungen über deutsches Volksthum. 1819 wurde auch er in Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe verwickelt, endlich zwar freigesprochen, aber doch (mit seinem vollen Gehalt von 1000 Thlrn.) pensionirt. „Das deutsche Volksthum" und „deutsche Turnkunst" dürfen von keinem deutschen Jüngling ungelesen bleiben. Außerordentliches Verdienst um die Sprache erwarb er sich durch Wiedereinführung vieler alter Kraftausdrücke, namentlich durch die Begründung einer echt deutschen Turnerterminologie. 521. 522. 586.

Jean Paul, Friedr. Richter, geb. zu Wunsiedel 1763, gest. in Baireuth 1825. Er muß Euch aus Obigem lieb geworden sein, und der Jüngling, der sich nie

durch ihn begeistert, mit fortgerissen gefühlt hätte, müßte mit mißtrauischem Auge betrachtet werden. Und doch befriedigen seine Werke nicht auf die Dauer, weil ihnen mehr oder weniger die künstlerische Form fehlt. Ueberladung, übertriebene Sentimentalität, namentlich in der Zeichnung weiblicher Charaktere, eine Ueberwucht oft sehr gesuchter Bilder und Gleichnisse sind ihm mit Recht vorgeworfen worden. Seine Größe als Dichter ist oben (705—707) gebührend hervorgehoben. Seine Hauptwerke sind: „Hesperus", „die Flegeljahre", „Titan", „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke", „Levana", „Vorschule der Aesthetik" und viele treffl. kleinere Aufsätze. Sein Verhältniß zum Christenthum ist 707 berührt. 87. 103. 128. 131. 149. 158. 160. 162. 197. 204. 205. 268. 274. 282. 292. 314. 326. 344. 353. 355. 356. 359. 383. 384. 387—389. 394. 416. 417. 419. 433. 437. 438. 444—446. 459. 491. 584. 606. 608. 609. 613. 689. 704. 763. 826. 839. 841—843. 890. 903. 938. 885.

Julius, Nikolaus Heinr., geb. 1783 zu Altona, hat sich ein außerordentliches Verdienst durch seine der Errichtung von Besserungshäusern gewidmeten Bemühungen erworben. Das bedeutendste Zeugniß für dieselben ist niedergelegt in seinem Werk: „Nordamerikas sittl. Zustände". Dorthin war er nämlich zu gründlicherer Lösung seiner Aufgabe 1836 gereist. Jetzt ist er in Berlin mit der Verwirklichung seiner treffl. Plane beschäftigt. 320. 473.

Kanne, Joh. Arnold, geb. 1773 in Detmold, gest. als Prof. der orient. Sprachen in Erlangen 1824. Ein durch seine innern, wie äußern Schicksale höchst merkwürdiger Mann. 11 Jahre lang bald in östreichischen, bald in preußischen Kriegsdiensten, bald in französischer Gefangenschaft, wo er stets mit tiefem Elend zu kämpfen hatte, wurde er 1809 von Jakobi für 160 fl. losgekauft und der Wissenschaft zurückgegeben. Seine Schriften, die alle tiefen Ernst für das positive Christenthum athmeten, fanden bei seinen Zeitgenossen wenig Anklang (seine „allgemeine Mythologie" erlebte schon 1815 die 2. Aufl.); seine letzten Tage brachte er in völliger, verstimmter Abgeschiedenheit zu. 141. 225.

Kant, Immanuel, geb. 1724 in Königsberg, Sohn eines Kürschners, gest. 1804 als Prof. der Philosophie in Königsberg, wurde der Urheber einer fast alle Gebiete der Wissenschaft, vorzugsweise aber die Theologie, umgestaltenden Revolution. Der damalige unvollkommene Zustand der Philosophie (ein Eklekticismus) trieb ihn zur Kritik. Im Gange der Untersuchung vorzugsweise kritisch, in ihren Resultaten mehr negativ als positiv, mochte seine Philosophie nothwendig sein als Durchgangspunkt, zur Befreiung des Geistes von der Fessel menschlicher Satzung; den Frieden aber oder gar das Heil der Welt, wie die begeisterten Kantianer ausposaunten, brachte sie nicht; ihre nächste Folge vielmehr war Zweifelsucht, Unglaube, gemüthleere Verständigkeit; die Kirche selbst, freilich vorher in kalter Erstarrung versunken, erhielt durch sie eine neue, tiefe Wunde, die jedoch durch die erweckenden Schläge des Himmels Veranlassung wurde zur Auffindung des Heilmittels. Kant war nie verheirathet. Er wird geschildert als „ein an Leib und Seele ganz trockner Mann. Magerer, ja dürrer als sein kleiner Körper hat vielleicht nie einer existirt; kälter, reiner in sich abgeschlossen wol nie ein Weiser gelebt." Ein bewundernswürdiges Gedächtniß machte seine Vorlesungen über Anthropologie und Physik äußerst anziehend. Seine Philosophie ist in ihren Grundsätzen tief genug in unser Leben eingedrungen. Drum gaben wir oben einen Abriß seiner Moralphilosopie. Werke: „Kritik der reinen Vernunft." „Kritik der prakt. Vernunft." „Kr. der Urtheilskraft." „Anthropologie in pragmat. Hinsicht." „Physische Geographie." Seine Sprache ist fast nie schön: vielfach durch Fremdwörter entstellt, aber durch und durch logisch, indem die einzelnen Sätze wie die Ringe einer Kette in einander greifen, und zum Abschluß der Demonstration unaufhaltsam vorschreiten. 84. 184.

Karsten, H., Prof. und Diakonus zu Rostock, Verf. eines „Lehrbuchs der christl. Religion für höhere Bildungsanstalten". Das vorzüglichste Werk dieser Art, das unsre Literatur besitzt, das wir jedem nach einer echt wissenschaftlichen Darstellung des positiven Christenthums verlangenden Jüngling dringend empfehlen. Die Auffassung ist im Geiste Schleiermachers; die Sprache bei der wissenschaftlichsten Schärfe nicht ohne poetischen Schmelz. Das Christenthum ist dem Verf. Erlebtes, wie man jedem Satze anfühlt. 16. 18. 53. 132. 136. 137. 139. 140. 193—196. 209. 210. 212. 215. 216. 218. 222. 223. 226. 227. 230. 231.

235—244. 246. 247. 250. 251. 254—256. 259. 260. 303—306. 318. 322. 328. 349. 354. 385. 412. 413. 425. 462. 488—490. 496. 506. 510. 511. 528. 548. 937. 939. 941. 942.

Knapp, Albert, Diakonus zu Stuttgart, einer der begabtesten religiösen Dichter der neueren Zeit, der sich das schönste Denkmal in der Herausgabe des „evangelischen Liederschatzes" gesetzt hat, einer Sammlung deutscher, oder in's Deutsche übertragener, werthvoller Kirchenlieder, von der frühesten Zeit an bis jetzt. Dies Werk sollte in keinem christlichen Familienkreise fehlen, zumal unsre Gesangbuchsnoth noch geraume Zeit andauern dürfte. Auch seine „Christoterpe" bot vielfach die sinnigsten Gaben. 644. 649.

Körner, Theodor, geb. 1791 zu Dresden, fiel im Befreiungskriege als Adjutant im Lützow'schen Korps bei Wöbbelin im Mecklenburgischen, 1813. Sein Vater, Schillers und Göthes Freund, förderte die Entwickelung seiner poetischen Anlagen. Die Universität führte K. in manche Verirrung. In Wien wurde er Theaterdichter, nachdem er durch mehrere dramatische Versuche („Irini", „Toni", „der Nachtwächter", „Hedwig"), in denen er Schiller'schen Pathos mit Kotzebue's gewandter Theaterpraxis vereinen zu wollen schien, die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte. Da erscholl der Aufruf zum heiligen Krieg und K. riß sich los aus den glücklichsten Verhältnissen und trat in die Reihen der Lützow'schen Jäger ein (708). Hier erst reifte sein dichterischer Genius, und seine patriotischen, heldenkühnen Kriegsgesänge („Leyer und Schwert") bleiben für alle Zeiten ein theures Vermächtniß an Deutschlands Jugend. Noch ½ Stunde vor seinem Tode hatte er in einem Walde das Schwertlied gedichtet und begeisterten Freunden vorgelesen. Er ruht unter einer alten Eiche, neben ihm Vater und Schwester. 577. 590. 708. vgl. 709.

Krummacher, Fr. Adolf, geb. 1768 in Westfalen, Prediger in Bremen. Seine „Parabeln" gehören zu den lieblichsten Erscheinungen in unsrer Literatur. Es mag sein, daß sie von ästhetischem Standpunkt aus manche Ausstellungen zulassen, daß auch die Sprache hier und da in's Spielende ausartet; durch sinnige, tief gemüthvolle Auffassung des Natur- und Menschenlebens, durch sittliche Grazie und kindliche Frömmigkeit bleiben sie stets ein köstliches Bildungs- und Erhebungsmittel für unsre Jugend. Krs. theologische Schriften entsprechen nicht mehr dem Bedürfniß der fortgeschrittenen Zeit. 75—81. 91. 106—110. 115. 134.

Lange, Joh. Peter, geb. in Westfalen, Prof. der Theologie in Zürich, ein reich ausgestattetes, dichterisches Gemüth in entschieden christlicher Richtung, das auch in den sehr vielseitiges Wissen kund gebenden, theologischen Schriften belebend hervortritt. Ls. Sprache ist schön, nur zuweilen überladen. „Schweizerische Wasserfälle" in der Christoterpe. „Vermischte Schriften." 116—118.

Lavater, Joh. Kaspar, geb. 1741 und gest. 1801 in Zürich. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts. In einer Zeit allgemeiner Erstorbenheit des religiösen Lebens trat er als religiöser Genius auf. Frömmigkeit war der Grundton seines Lebens. Seine sittliche Reinheit und Einfachheit, seine würdevolle Gestalt, seine hinreißende Beredsamkeit, gehoben von religiös poetischer Begeisterung machten seine Erscheinung oft zu einer unwiderstehlichen. Mittels eines ausgebreiteten Briefwechsels war er in Gewissensangelegenheiten der Seelsorger frommer Familien in allen Gegenden Deutschlands. Seine Reisen waren Triumphzüge eines Propheten. Er war Patriot („Schweizerlieder"), unerschrocken („Grebel und Reubel"), freisinnig (wandte sich aber nach dem Königsmord unwillig von der französischen Revolution ab); seine Fehler wurden hauptsächlich durch das Uebermaß des Beifalls erzeugt. Sein Glaube war tief und rein und bewährte sich auf seinem langwierigen Schmerzenslager; seine Ansichten vom Christenthum waren stark influenzirt von seiner übermächtigen Einbildungskraft, ein merkwürdiges Gewebe von poetischer Deutung und alter Orthodoxie, von philosophischer Erörterung und selbst abergläubischer Schwärmerei. Magnetismus und Physiognomik beschäftigten ihn sehr. Er starb an einem bei der Einnahme Zürichs durch Massena erhaltenen Schuß. „Physiognome Fragmente." „Aussichten in die Ewigkeit." Seine Gesammtwerke sind nicht mehr für unsre Zeit. Ein sehr zeitgemäßer Auszug erscheint jetzt von F. C. Orelli. 145. 187. 395. 427. 440. 455. 456.

Laube, Heinrich, geb. 1806 in Schlesien, lebt als Schriftsteller jetzt in Berlin. Er theilte zuerst die Grundsätze des „jungen Deutschlands", mußte

auch seine Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen zweimal mit Gefängniß büßen. Später sagte er sich von jenen schlüpfrigen und frivolen Tendenzen los und huldigte einem besonneneren Moderantismus. Sein Styl ist theilweise ausgezeichnet. 725. 838.

Lichtenberg, Georg Christ., geb. 1742 zu O.-Ramstadt bei Darmstadt, gest. als Professor der Physik in Göttingen 1799. Er war das jüngste, achtzehnte Kind seiner Eltern, bekam in seinem achten Jahr einen ausgewachsenen Körper. Bedeutend als Physiker ist er einer der geistreichsten Humoristen und Satyriker unsrer Nation. Seine Erklärung Hogarthscher Zeichnungen ist klassisch. Sein Naturstudium raubte ihm den Glauben; dafür kehrte abergläubisches Halten auf Träume und Ahnungen bei ihm ein. Er fühlte sich gegen sein Lebensende hin sehr unglücklich, wurde menschenscheu und verließ sein Zimmer nicht mehr. „Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen." 270.

Lessing, Gotthold Ephr., geb. 1729 in der Lausitz, gest. 1781 als Bibliothekar in Wolfenbüttel. Zu dem oben (670) Bemerkten hier nur einige Ergänzungen. L. war weniger Dichter als Kritiker; doch bleiben seine Fabeln in ihrer Art unübertroffen, seine „Emilie" und sein „Nathan" durch Tendenz, scharfe Charakterzeichnung und Ebenmaß musterhaft. Sein „Laokoon" eröffnete ganz neue Kunstansichten. Die „Wolfenbüttlischen Fragmente" verwickelten ihn in die heftigsten theologischen Kämpfe. Siegreich bestand er in seinem Kampf mit Klotz. Kränklichkeit und Verfolgungen verbitterten sein Lebensende. 289. 403. 783.

Luther, Martin, geb. 1483 zu Eisleben, gest. 1546 daselbst. Ueber diesen Reformator, den Stolz deutscher Nation, brauche ich Euch kein Wort zu sagen. Seine Worte und seine Thaten sind jedem Deutschen ins Herz geschrieben. Aber welch ein Geist muß das gewesen sein, dessen Worte noch nach drei Jahrhunderten, neben die unsrer ersten Schriftsteller gestellt, nicht an Werth verlieren, sondern wie Diamanten aus einer Perlenreihe hervorblitzen? vgl. 839. 19. 20. 21. 22—35. 38—40. 44. 45. 47. 234. 350—352. 422. 435. 465. 476. 500. 790. vgl. 832. 833. 466.

Martius, Karl. Fr. v., geb. zu Erlangen 1794, Professor der Naturwissenschaft in München. Machte eine Reise durch Brasilien, die er später in glänzender Darstellung beschrieb. „Reise nach Brasilien" 3 B. 97. 104.

Müller, Johs. v., geb. 1752 zu Schaffhausen, gest. 1809 als westfälischer Staatsrath, der bekannte Geschichtschreiber der Schweiz. Er vereinigte in sich ausgezeichnete Eigenschaften. Sein Fleiß war ungeheuer. Die für eine allgemeine Geschichte von ihm gemachten, bis zur Reformation gehenden Exzerpte umfaßten 17,000 eng geschriebene Folioseiten. In seiner, wenn schon von Einseitigkeiten und Irrthümern nicht freien Schweizergeschichte ist das für das Vaterland warm schlagende Herz auf keiner Seite zu verkennen. Es ist wahr, daß durch das unaufhörliche Excerpiren Müller seinen Styl verdorben, ihm ein durch das Streben nach Kürze unnatürlich verschränktes, durch Fremdwörter buntscheckiges, oft selbst ganz undeutsches Gepräge gegeben hat. Demungeachtet hat sich seine Darstellung theilweise durch markirte Kürze, Fülle der Gedanken und kräftigen Wohllaut Anspruch auf Classicität erworben. Nicht ganz günstig kann man über seine Handlungsweise urtheilen, indem er nach der Schlacht bei Jena Preußen verließ und sich von Napoleon zum Minister des neugestifteten Königreichs Westphalen ernennen ließ. Gram, Mißmuth und selbst ökonomische Sorgen kehrten jetzt bei ihm ein. In all seinen Hoffnungen sah er sich schmerzlich getäuscht. Seinen Briefwechsel mit Bonstetten sollte kein studirender Jüngling ungelesen lassen. 93. 575. 587. 941.

Müller, Adam, geb. zu Berlin 1779, gest. zu Wien als östreichischer Diplomat. Seine Vorlesungen über „deutsche Literatur", „dramatische Poesie" haben noch ihren Werth. M. ging 1805 zum Katholizismus über und war ein Freund von Gentz. 681. 685.

Mundt, Theodor, geb. 1807 zu Potsdam, jetzt Redaktor in Hamburg. Früher Mitglied des „jungen Deutschlands", schlug er später eine positivere Richtung ein. Eigentlicher Dichter kann er nicht genannt werden, aber als Kritiker beweist er ein höchst umfassendes, keiner Richtung der Zeit fremdes und im Styl der größten Feinheiten fähiges Talent. Besonders stark zeigte er sich in der Auffassung und Schilderung sogenannter Zustände und öffentlicher Charaktere.

„Kunst der deutschen Prosa," „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal," „Spaziergänge und Weltfahrten." 719. 827. 831—834. 845.

Niebuhr, Barthold, geb. 1777 in Holstein, gest. 1831 als Professor der Geschichte zu Bonn. Das oben (914. 915.) über ihn Bemerkte kann genügen. „Römische Geschichte" 3 B. „Leben und Briefe." 325. 327. 591. 639. 686. 865. 913. 914.

Novalis, pseudonym: Friedr. v. Hardenberg, geb. 1772 in der Grafschaft Mansfeld, gest. 1801 als Amtshauptmann in Weißenfels. Dieser seltene Geist ist 711—713 mehrfach gefeiert. Sein früher Tod darf in der That ein großer Verlust für die deutsche Nation genannt werden. Er hätte unser erster Lyriker werden können. Freilich hätte er zuvor jene mystische Romantik, die uns in seinen schönsten Erzeugnissen oft unheimlich und geisterhaft entgegen tritt, überwunden haben müssen. Aber dann wäre er auch ein christlicher Dichter geworden, wie ihn kein Volk aufzuweisen hätte. Er besaß, bei einem Dichter gewiß selten, tiefe Kenntnisse in der höhern Mathematik, Naturwissenschaft und Philosophie. „Heinrich von Ofterdingen". „Hymnen an die Nacht". „Lieder". 49. 57. 61. 62. 129. 130. 146. 153. 159. 220. 221. 248. 257. 277. 296. 361. 370. 486. 497. 508. 523. 576. 583. 585. 673. 743. 847. 870. 935.

Pahl, Joh. Gottfr. v., geb. 1768 in Schwaben, gest. 1840 als Prälat in Stuttgart. Ein sehr vielseitig gebildeter Theologe und würdiger, freigesinnter Mann, auch Volksrepräsentant. In einer großen Menge politischer und geschichtlicher Schriften, auch in treffl. Erbauungsbüchern suchte er veredelnd auf das Volk einzuwirken. In der Kammer fesselte er durch seine hohe Gestalt und edle Haltung in Verbindung mit seiner einfachen, würdevollen Sprache die Blicke der Zuhörer. Sein höchstes Verdienst besteht in der kräftigen Vertretung der Kirche in Bezug auf eine freiere Stellung gegenüber dem Staate. Diesen wunden Fleck hatte er erkannt, und offen legte er ihn dar in „Oeffentliches Recht der protestant. Kirche in Deutschland". Möge doch endlich die Erkenntniß dessen, was Noth thut, dringend und schleunig Noth thut, geistiges Eigenthum aller Gebildeten werden. 475. 477.

Pestalozzi, Joh. Heinr., geb. 1746 zu Zürich, gest. 1827 in Brugg im Aargau, der Begründer der neueren Elementarunterrichtsmethode. Diese ist oben (342. 343.) geschildert. Er war einer der edelsten Menschen, und ist für unsre Kinderwelt ein Wohlthäter geworden; aber, weil er nicht die gewaltigen in ihm treibenden Kräfte zu einer höhern Harmonie zu einigen wußte, war er die meiste Zeit seines Lebens sehr unglücklich, fühlte sich einigemal fast dem Wahnsinn nahe. Er trug tiefe Frömmigkeit im Busen; aber sie war nicht geregelt durch den Spiegel des Evangeliums. Der Wohlthäter der heranwachsenden Generation starb in Jammer und Verzweiflung über das, was er gewollt, gedacht, gethan! Friede seiner Asche! Auf seinem Gut in Neuhof begann und endigte er seine pädagog. Wirksamkeit. In Stanz war er Vater, Lehrer und Diener von 80 verlassenen Waisen. In Burgdorf errang er sich Anerkennung; in Iferten blühte seine Europa mit Missionären des neuen pädagog. Evangeliums versorgende Anstalt. Wer von Euch kennt nicht sein unsterbliches Volksbuch „Lienhard und Gertrud"? „Meine Lebensschicksale" 1826. 264. 342. 343.

Rahel Varnhagen von Ense, geborne Levin, eine der merkwürdigsten Erscheinungen unsrer Zeit, und in keiner andern, als eben der unsrigen möglich. Zu dem 749 über sie Bemerkten fügen wir hier nur noch einige Andeutungen hinzu. Sie war Jüdin; ihre Jugendbildung (geb. 1771) fiel in die Zeit der philosophischen Aufklärung Berlins; sie vertiefte sich mit Schlegel, Gentz u. s. w. (750) in die Abgründe der Romantik; sie entbehrte des innern Haltpunktes, den das echte weibliche Gemüth in dem Glauben an den Erlöser findet; die in ihr lebende geniale Geisteskraft konnte daher der innern Zerrissenheit ihres Gemüthes nur tiefere Gewalt verleihen, von der auch der von ihr proklamirte Kultus des Göthe'schen Genius sie nicht retten konnte. 43 Jahre alt heiratete sie Varnhagen und starb (1833) als Mystikerin. Ihr Mann gab ihren Briefwechsel heraus. 367.

Raumer, Karl v., geb. 1783 in Schlesien, Bruder des bekannten Geschichtschreibers, Prof. in Breslau, zuletzt Mitleiter der Dittmar'schen Erziehungsanstalt in Nürnberg, schrieb einige eben so gründliche als geistvolle Werke: „Turnen, vier Gespräche". „Lehrbuch der allgem. Geographie". 335—338. 587.

Reinhard, Franz Volkmar, starb als Oberhofprediger in Dresden 1812. Ein liebenswürdiger Mann und für jene Zeit sehr achtungswürdiger Theologe. Als skeptischer Forscher war er aufgetreten, als gläubiger, frommer Christ schied er. Lebhaft sprach er seine Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit jedes philosophischen Systems aus, um den Frieden der Seele zu finden. Seine Predigten (35 Bände) galten in früherer Zeit als Muster, sind es aber nicht. Ein sehr übersichtlicher, logischer Schematismus zeichnet sie aus. Die Sprache ist gewöhnlich trocken, rhetorisirend und durch Streben nach periodischem Numerus leer und ermüdend. 443.

Ringseis, Joh. Nepomuk v., Professor der Medizin in München; ein Mann von vorzüglicher Darstellungsgabe und energischem Wesen, doch nicht ohne Einseitigkeit in konfessioneller, sowie in wissenschaftlicher Beziehung. 348.

Rosenkranz, Karl, (geb. 1805) Professor der Philosophie zu Königsberg. Einer der geistreichsten und vielseitigsten Philosophen unsrer Zeit. Er war Schüler Hegels, scheint aber in neuster Zeit nicht mehr ganz als dieser Schule zugehörig betrachtet zu werden. Eines seiner besten Werke ist: „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter", 1830, und „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie", 3 Thle. 1832. 710. 712. 714. 715. 879.

Rotteck, Karl v., (1775—1840) Professor der Staatswissenschaften in Freiburg. Ein Mann voll Vaterlandsliebe und unerschüttertem Freiheitsmuth, ein beredter Kämpfer auf der Tribüne für Liberalismus, der durch seine Weltgeschichte einen sehr weit verbreiteten Einfluß auf die Gemüther sich erworben hat. Doch darf man nicht verkennen, daß seine Darstellungen häufig mehr glänzend als gründlich sind und daß seine politische Theorie nur ein Ausfluß der französischen Philosophie des vorigen Jahrhunderts ist. Man errichtet ihm gegenwärtig ein Denkmal. 526. 527. 617.

Ruge, Arnold, geb. 1802 auf der Insel Rügen, ein scharfer Denker und Charakter. Wegen Theilnahme an der Burschenschaft saß er ein Jahr lang in Köpnick und fünf Jahre lang auf dem Lauenburger Thor in Kolberg. Mit eiserner Beharrlichkeit vertiefte er hier seinen Geist in die griechischen Dichter und Philosophen, nicht minder auch in Jean Pauls Aesthetik und die englischen Humoristen. Nach seiner Befreiung (1830) trat er in Halle am Lyceum und an der Universität auf, anfangs scheu, allmälig mit wachsender Kühnheit. Einer der eifrigsten Hegelianer kam er mit Leo in heftigen Streit, gründete mit Echtermeyer die „hallischen Jahrbücher", vielleicht das interessanteste wissenschaftliche Blatt Deutschlands und lebt, durch sein Vermögen unabhängig, mit Hingebung und Enthusiasmus der durch diese Zeitschrift verwirklichten Idee. Schade, daß abstoßende Härte und verletzende, unduldsame Polemik in seinen Kämpfen oft zu stark hervortritt; noch mehr ist zu bedauern, daß in einzelnen Aufsätzen ein in der That unedler, fast gemeiner Kampf gegen das Christenthum geführt wird. 721. 728. 915.

Savigny, Fr. Karl v., geb. 1779 in Frankfurt, Prof. der Rechtswissenschaft in Berlin. Einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer unsrer Zeit, der Stifter und Führer der s. g. historischen Schule. Als nämlich Thibaut 1814 mit der Forderung, ein deutsches Nationalgesetzbuch zu entwerfen, hervortrat, sprach S. unsrer Zeit, ja selbst unsrer Sprache den Beruf zu gesetzgeberischen Arbeiten völlig ab, fand diese auch gar nicht nöthig. Schön wies er hierbei nach (917), wie die Grundlagen des Rechts weder in menschlicher Willkür, noch in der Gesetzgebung der Vernunft liegen, sondern wie sie als ein Theil des Volkslebens mit diesem selbst sich entwickeln und ausbilden. Der unerfreuliche Streit zwischen einer s. g. historischen und unhistorischen Schule, als deren Repräsentant Thibaut betrachtet wurde, scheint allmälig glücklicher Weise zurückzutreten, und lauter und immer lauter wird der Beruf unsrer Zeit zur Gesetzgebung anerkannt. Allseitig muß anerkannt werden, daß S. eine seltne Gelehrsamkeit, große Combinationsgabe, scharfsinnige Kritik und dazu eine bewundernswürdige Eleganz der Darstellung bei wahrhaft liebenswürdigem Charakter eigenthümlich ist. „Vom Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft". „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter". 917—919.

Schelling, Fr. Wilh. Jos. v., geb. 1775 in Würtemberg, Prof. der Philosophie in München. Die Einseitigkeit des Fichte'schen Idealismus, welcher das

Objektive aus dem Subjektiven (das Nicht-Ich aus dem Ich) herleitete, veranlaßte Schelling ein neues philosophisches System aufzustellen, welches das Ideale und Reale als Eines erkennen lassen sollte, und darum das Identitätssystem genannt wird. Sch. wurde so der Begründer der Naturphilosophie und das große Verdienst bleibt ihm für immer, zu einer tieferen, geistreichen Erforschung der Natur geführt zu haben, zufolge der dieselbe nicht mehr als todte, träge Masse, sondern vielmehr als lebendiges, organisches Ganze voll innerer Harmonie und Schönheit erfaßt wurde. Sein System ist jedoch durch das Hegel'sche schon überboten, und jetzt wieder ziemlich in den Hintergrund getreten. Seine Sprache ist — eine bei deutschen Philosophen seltne Erscheinung — schön und oft von poetischen Streiflichtern durchzogen. 276. 729. 871. 872. 904. 931.

Schiller, Friedrich v., geb. 1759 zu Marbach in Würtemberg, gest. 1805 in Weimar. Keinem meinem Leser kann ich in dem engen Raum dieser Zeilen etwas Neues zu sagen hoffen über jenen großen Geist, dessen Werke wie die keines andern Dichters Eigenthum jedes Gebildeten deutscher Nation geworden sind, der noch in späten Jahrhunderten als einer der edelsten und ausgebildetsten Geister geliebt und verehrt werden wird. Schade, daß dieser Genius, der nach dem zum wahren Frieden führenden Lichte unabläßig rang, von dem Strahl des Evangeliums hatte unberührt bleiben müssen; er trug mit an der allgemeinen Verschuldung und Mission seines Jahrhunderts. 46. 89. 99. 100. 166. 207. 208. 262. 263. 271. 299. 357. 368. 369. 426. 431. 588. 612. 619. 665—667. 672. 691—693. 698. 799. 878. vgl. 687—703. 722.

Schlegel, Aug. Wilh. v., geb. 1767 zu Hannover, Prof. der Philologie in Bonn. Einer der geistreichsten Sprachgelehrten. In Gemeinschaft mit Tieck gab er uns einen deutschen Shakespear, so daß dieser Dichter bei uns fast populärer ist, als in England selbst, führte den spanischen Calderon bei uns ein, und erschloß uns die Schätze Indiens in Bhagavad-Gita, einer Episode aus dem Epos Mahabharata. Als Verskünstler, namentlich in antiken Rhythmen, ist er kaum übertroffen; als Dichter darf er nicht hoch gestellt werden. Seine Prosa ist durch Klarheit und Anmuth musterhaft. Seine ästhetisch-kritischen Schriften haben sehr viel zur Herbeiführung eines besseren Geschmacks mitgewirkt. Er gehört zur romantischen Schule, war Freund und Begleiter der Frau von Staël, war aber bei zweimaliger Verheiratung, nicht ohne eigne Verschuldung, nicht glücklich. 8. 148. 642. 700. 701. 734. vgl. 722.

Schlegel, Friedr. v., Bruder des Vorigen, geb. 1772. Eines der bedeutenderen Glieder der romantischen Schule; dichterisch reich begabt hat er doch durch die mystische, unklare Richtung seines Gemüths, keinen allgemeinern Beifall gewinnen können. Seine „Lucinde" zeugt von der krankhaften Verirrung dieser Schule. Sein Heldengedicht „Roland" ist in Assonanzen gedichtet. Seine „Geschichte der alten und neuen Literatur" ist ein lebensreiches Gemälde der Literatur. Im Verein mit seinem Bruder wirkte er viel zur Begründung eines bessern Geschmacks, beide unterschieden die einzelnen Dichtungsformen genauer, drangen mehr auf das Ideale und Objektive in der Darstellung, und leiteten vorzüglich ein gründlicheres Studium Göthes ein. Schl. ging mit seiner Frau, einer Tochter Mendelssohns, zum Katholizismus über, und starb in Dresden 1829. 605. 668. 674. 676. 825. 853. 907.

Schleiermacher, Friedr. Ernst Daniel, geb. 1768 zu Breslau, gest. 1834 zu Berlin. Dieser, seit Luthers und Melanchthons Hinscheiden, größte Gottesgelehrte der christlichen Welt soll hier, da ihm der Text selbst das gebührende Denkmal, edlen Jünglingen zur Nacheiferung, suchenden Gemüthern zum Troste zu setzen bemüht war, nur kurz berührt werden. In der Herrnhutergemeinde Barby erzogen, sagte er sich, 19 Jahre alt, von derselben los und verfolgte mit freiem Geist seine weitere Ausbildung. Keiner hat so Platos Geist erfaßt, wie Er. Seine Uebersetzung desselben machte ihn auch dem größern Publikum zugänglich. Er war Mitstifter der Universität Berlin, Mitglied des Tugendbunds und unverzagter, tröstender Patriot in der Zeit der französischen Fremdherrschaft. Seine „Reden über die Religion" darf kein Gebildeter ungelesen lassen; seine Predigten gehören in das Heiligthum jeder gebildeten, christlichen Familie. Seine Widersacher werden längst in tiefer Vergessenheit verschollen sein, während dieser tiefe Denker, gläubige Christ und herrliche Mensch noch Ströme von Segen

ausgießt über die nach Frieden strebende Menschheit. Er ist vorzugsweise der Prediger des Glaubens geworden an die durch unsre moderne Bildung in die Irre geführten Gemüther. 14. 37. 58. 65. 66. 122. 124. 127. 147. 154. 161. 229. 232. 316. 398. 408. 423. 424. 452. 463. 467. 478. 518. 520. 525. 533. 536. 538. 545. vgl. 892—901. 321.

Schubert, Gotthilf Heinr., geb. 1780 im Königreich Sachsen, erzogen unter Herders väterlicher Leitung, jetzt Professor der Naturwissenschaft in München. Einer der gelehrtesten und geistvollsten und doch dabei gemüthlichsten und frömmsten Menschen. Wer von Euch kennte nicht seine „Naturgeschichte für Kinder"? Sein „Leben Oberlins" und andre Jugendschriften zeigen ihn Euch in seiner tief gläubigen Religiosität. Seine „Geschichte der Seele", „Die Urwelt und die Fixsterne" sind Werke tiefer Forschung und gemüthvoller Wärme. Schade, daß seine theilweise so schöne und bezaubernde Darstellung häufig durch Ueberladung und Weitschweifigkeit getrübt ist. 358.

Seume, Joh. Gottl., geb. 1763 bei Weißenfels, ist interessanter durch seine Schicksale und die Energie seines Charakters geworden, als durch seine schriftstellerischen Leistungen. Von Werbern ergriffen, mußte er mit hessischem Militär in Nordamerikas Urwaldungen gegen die Freiheit kämpfen, wurde nach seiner Rückkehr abermals von preußischen Werbern aufgegriffen, entging wegen zweimaliger Desertion kaum der Todesstrafe, machte sich endlich frei, wurde als russischer Offizier Zeuge der Einnahme Warschaus (1793) und hielt sich später als Lehrer in Leipzig und Grimma auf. Von hier aus machte er jene merkwürdige Fußreise, die er unter dem Titel: „Spaziergang nach Syracus" beschrieb, und später eine ähnliche Reise über Moskau, Petersburg, nach Finnland und Schweden. Die von ihm gemachten Bemerkungen, sowie seine Gedichte sind nicht bedeutend. Sein Schicksal hatte ihn bitter gemacht; aber in stolzer Selbstverleugnung trug er es ohne Murren. Er starb 1810. 300. 551. 560.

Steffens, Heinrich, geb. 1773 zu Stavanger in Norwegen, jetzt Prof. der Philos. in Berlin; ein Mann, dessen an innern und äußern Erlebnissen reiches Leben von jedem Gebildeten näher gekannt zu werden verdient. Merkwürdige Schicksale gewannen ihn Deutschland, das er als sein wahres Vaterland liebte und sich erkämpfte, da er, Prof. in Breslau, mit glühender Begeisterung zum Kampf gegen Napoleon aufrief, selbst in die Reihen der Freiwilligen trat und vor Paris sich das eiserne Kreuz gewann. Tiefer Kenner der Natur und warmer Verehrer der Naturphilosophie trat in seinem Leben ein merkwürdiger Wendepunkt ein, wo er, von der Unzulänglichkeit der Philosophie zur Gewinnung wahren Friedens überzeugt, in dem Christenthum seinen festen Ankerpunkt gewann (233). Durch seine „Religionsphilosophie" schimmern jedoch seine naturphilosophischen Ansichten immer noch als Einschlag mit durch. Seine Novellen (denn St. ist ein reiches dichterisches Gemüth) gehören durch tiefe psychologische Entwicklung, durch die großartigsten Naturschilderungen, und durch den religiösen Hintergrund der meisten zu dem Ausgezeichnetsten, was unsre Literatur in diesem Fach besitzt. Schade, daß die höhere Einheit einer vollendeten Kunstform bei einigen vermißt wird. „Malcolm". „Die vier Norweger". „Walseth und Leith". „Was ich erlebte". 113. 119. 233. 328—331. 340. 513.

Stolberg, Friedr. Leop. Graf zu, geb. 1750 in Holstein, gest. 1819, mit seinem Bruder Christian, den er jedoch übertraf, beliebter Dichter; übersetzte die Iliade und Ossian, ging mit seiner ganzen Familie 1800 zum Katholizismus über, schrieb darauf eine ziemlich schwache „Geschichte der Religion Jesu" (15 Bde.), verdient aber als edler, liebenswürdiger Mensch und als Mitglied des die Morgenröthe unsrer Literatur bezeichnenden Göttinger Dichterbundes ein wohlwollendes Andenken. 380.

Sturz, Helfrich Peter, geb. 1736 zu Darmstadt. Einer der geschmackvollsten Prosaiker vor Göthe; lebte in Dänemark als Beamter. In Struensees Fall verwickelt, verbitterten Unmuth und Verdruß seine späteren Lebensjahre. 492.

Thibaut, Ant. Fr. Justus, geb. 1774 in Hannover, Prof. der Rechtswissenschaft in Heidelberg, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer! Nach Abschüttelung der Fremdherrschaft trat er mit dem Vorschlag auf, durch ein Kollegium deutscher Rechtsgelehrter ein deutsches Nationalgesetzbuch entwerfen zu lassen. Savigny

bekämpfte diese Ansicht, weil unsre Zeit für ein solches Unternehmen nicht reif sei. Die allgemeine Stimme erklärte sich immer mehr in Thibauts Sinne. Seine Vorliebe für alte Musik dürfte vielleicht von Einseitigkeit nicht ganz frei sein. 751. 753—761. 920—923. vgl. 924.

Thiel, Prof. in Halle, dankbarer Schüler und Freund Schleiermachers. Schade, daß das durch liebevolle, treue Zeichnung treffliche Denkmal, das er demselben setzte, in sprachlicher Beziehung keineswegs vollendet zu nennen ist. Schwülstige, langathmige Perioden entstellen dasselbe. 321. 407. 436. 493. 494. 892. 897—901.

Thiersch, Friedr. Wilh., geb. 1784 in Thüringen, Prof. der alten Sprachen in München, ein achtungswürdiger, kenntnißreicher Mann, der sich nur durch seine höchst einseitige Vorliebe für den Humanismus in viele unangenehme Kämpfe neulichst verwickelt hat. Für die Befreiung Griechenlands war er sehr thätig und empfing dort selbst die Beweise dankbarster Anerkennung. Seine Uebersetzung des Pindar und seine Schrift „über gelehrte Schulen" haben wirklichen Werth. 805.

Tholuck, Friedr., geb. 1799 zu Breslau, Prof. der Theologie in Halle. Ein durch Glaubenskraft, die vielseitigste Bildung und schöpferische Phantasie ausgezeichneter Gottesgelehrte. An Schärfe und Gründlichkeit im Einzelnen, an ruhiger, in klarer Entwickelung und ungetrübter Schönheit fortschreitender Darstellung wird er vielfach übertroffen; aber an inniger Erfassung der Grundwahrheiten des Christenthums, an erschütternder Ueberredungskraft, an genialer Umfassung des Verschiedenartigsten hat er Wenige seines Gleichen. Er wird immer eben so heftige Gegner als warme Freunde haben. „Predigten", „Literarischer Anzeiger für christliche Theologie". „Stunden der Andacht". 253. 880. 893. 896.

Thudichum, Georg, Direktor des Gymnasiums in Büdingen, geistreicher Kenner des klassischen Alterthums, Uebersetzer eines deutschen Sophokles, ausgezeichneter Kanzelredner im Geiste Schleiermachers, liebenswürdiger Mensch, einfach und heiter im Umgang. 863.

Tieck, Ludwig, geb. 1773 in Berlin, Hofrath in Dresden, ist oben hinlänglich charakterisirt. Der hochherzige König Preußens hat ihm erst kürzlich einen Jahresgehalt von 1000 Thlr. ausgesetzt, um ihn nur zuweilen in seinem zum Centralpunkt deutscher Wissenschaft und Kunst heranblühenden Berlin um sich zu sehen. 68. 85. 86. 94. 95. 102. 198. 302. 308. 346. 347. 451. 663. 695. 696. 713. 742. vgl. 722. 710.

Ulrici, Hermann, Prof. der Philosophie in Halle, schrieb unter dem Titel „über Shakespears dramatische Kunst" einen lehrreichen Commentar zu Sh. Werken, in welchen er auf eine höchst interessante Weise die christliche Lebensanschauung als wesentliche Grundlage nachzuweisen sucht. Die Darstellung selbst dürfte blühender, frischer gehalten sein. 735.

Voß, Joh. Heinr., geb. 1751 im Mecklenburgischen, gest. 1826 als Prof. der alten Sprachen zu Heidelberg. Einer der bedeutendsten Metriker und Uebersetzer, von unübertroffnem Verdienst um rhythmische Ausbildung der deutschen Sprache. Wie Schlegel uns einen deutschen Shakespear, so hat uns Voß einen deutschen Homer gegeben. Seine „Louise" ist ein Idyll voll ächt antiker, an Theokrit erinnernder Schlaglichter und lieblicher Naivetät. In seinen Kämpfen gegen Mystizismus und Katholizismus verletzte er oft die Gränzlinie würdevoller Mäßigung, sowie überhaupt der „Eutiner Löwe" mit deutscher Biederkeit und patriarchalischer Freundlichkeit, oft die bitterste Streitsucht und Herbheit vereinte. „Mythol. Briefe". „Gedichte". 396.

Wagner, Ernst, geb. 1768, gest. 1812 als Kabinetssekretär in Meiningen. Starb zu frühe, um die Früchte zur Reife zu bringen, die ein tiefes Gemüth mit reicher, schöpferischer Einbildungskraft, und frommer, edler Sinn hatten erwarten lassen. Er erinnert in manchen Beziehungen an Jean Paul, der ihm auch zuerst öffentliche Anerkennung und unabhängige Stellung verschaffte. „Wilibalds Lebensansichten". „Die reisenden Maler". 150. 185. 293. 295. 482. 484. 485. 764.

Waagen, G. Friedr., Direktor der Kunstsammlungen in Berlin, gab ein sehr lehrreiches Werk heraus: „Kunstwerke und Künstler in England und Paris", welches treffende Schilderungen der modernen Kunstentwicklung enthält. 770. 772. 774—777.

Weiße, Christian Herm., geb. 1801 zu Leipzig, Prof. der Philosophie daselbst, jetzt privatisirend auf seinem Landgut bei Leipzig. Ein durch umfassende Gelehrsamkeit, selbständiges, philosophisches Forschen und vortreffliche Darstellung ausgezeichneter Mann. Früher Hegelianer hat er sich jetzt völlig von diesem System entfernt. Sein anerkanntestes Werk ist sein „System der Aesthetik"; sehr belehrend ist die „Kritik und Erläuterung des Göthe'schen Faust". 309. 310. 678. 684. 716—718. 724. 727.

Wieland, Christoph Martin, geb. 1733 in Schwaben, gest. 1813 in Weimar. Ein für den Literarhistoriker interessanter Mann. Unsre Jugend darf ihn ohne Schaden zur Seite lassen. Seine Schriften athmen alle französischen Geschmack, viele Aristippische Lüsternheit und Genußsucht. Das Tiefste der menschlichen Natur hat er nie ausgesprochen, weder in der Liebe (dem Hauptgegenstand seiner Darstellungen), noch in der Religion, noch in der Kunst, noch in der Philosophie. Mit leichter, emschmeichelnder Grazie weiß er die Sprache zu handhaben. Seine Verdeutschung des Horaz hielt er für sein gelungenstes Werk. Gewiß verstattet diese Paraphrase die tiefsten Blicke in Wielands eigne, der Horazischen ziemlich nahe verwandte Natur. 801.

Winckelmann, Joh. Joachim, geb. 1717 zu Stendal, ermordet in Triest 1768. Ein genialer Geist, durch seine Kunstgeschichte Mitbegründer der jetzigen Alterthumswissenschaft, im Leben selbst nicht ganz tadellos. Sohn eines armen Schuhmachers, 5 Jahre lang Konrektor einer elenden Schule, zerriß er seine bisherigen Verhältnisse, und von leidenschaftlicher Liebe für Italien entflammt, dessen Kunstschätze er aufzusuchen wünschte, schwur er seinen Glauben ab, weil ihm die Aussicht auf die Stelle eines Bibliothekars in Rom eröffnet worden war. Mit Unterstützung des Kurf. v. Sachsen reiste er dahin ab, nachdem er durch seine „Gedanken über die Nachahmung der Alten" allgemeine Bewunderung geärntet. Wirklich fand er in Italien Unterstützung und endlich Anstellung, und nun begann für ihn ein reiches Leben. Durch ihn wurden wir in ein tieferes Verständniß der alten Kunst eingeführt. Seine Sprache, freilich nicht durchaus korrekt, hat eine plastische Fülle, eine marmorglatte Fügung, einen musikalischen Klang, die bei Vergleichung mit andern Werken jener Zeit unsre höchste Bewunderung erregen. Auf einer Reise nach Deutschland erstach ihn ein italienischer Züchtling, der in des Arglosen Vertrauen sich einzuschleichen gewußt hatte, aus Habsucht. 781. 782.

Inhalt.

Vorwort.

Erste Abtheilung.

Gott.

1. Die Sehnsucht. 1—6.
2. Naturvergötterung. Griechen. Germanen. 7—12.
3. Der Verstand ein Gottesleugner; Ohnmacht der Philosophie. 13—14.
4. Gott will erlebt sein — in Christo. 15—18.
5. Gottes Kraft und Wesen enthüllt nur göttliche Offenbarung.
   a. Der Schöpfer. 19—22.
   b. Das Vaterauge. 23—36.
   c. Die Hand der Allmacht. 37.
   d. Die Wege der Weisheit. 38—40.
   e. Die Werke der Liebe. 41—45.
   f. Gerechtigkeit und Erbarmung. 46—48.
6. Der Segen des Gebets. 49—54.

Zweite Abtheilung.

Natur.

1. Gesichtspunkt. 55—59.
2. Der Schöpfung Krone. 60—61.
3. Die Thierwelt. 62—64.
4. Die Mutter Erde. 65.
   Symbolik. 66—67.
5. Lenzes Pracht. 68—72.
   Symbolik: Rose, Cyane, Feldlilie, Vergißmeinnicht, Eichbaum. 73—81.
6. Des Himmels Angesicht. 82—84.
7. Der stille Abend. 85.
8. Die Feier der Nacht. 86—87.
   Symbolik. 88—92.
9. Länderphysiognomik: die Alpenwelt, die Pfalz, Südamerika, tropische Natur. 93—98.
10. Die Elemente und ihr Kampf.
    a. Gewitter. 99—104.
       Symbolik. 105—110.

a. Zweck. 484—490.
b. Prediger und Predigt. 491—496.
c. Wort Gottes. Altes und neues Teſtament. Der Garten Eden. Evangelien. Johannes. Paulus. 497—508.
d. Das Sakrament. 509—511.
e. Orgel und Geſang. 512—513.
f. Die heilige Baukunſt. 514—515.

5. Das Leben im bürgerlichen Verein.
A. Vaterland. 516.
B. Volk, Volksthum, Nation. 517—522.
C. Staat. Begriff, Zweck, Grenzen ſeiner Befugniß und ſeines Gedeihens. 523—532.
D. Verfaſſung, die beſte; verſchiedene Formen; Veränderlichkeit und Stetigkeit; Werth landſtändiſcher Verfaſſungen; politiſche Parteien. 533—542.
E. Freiheit, politiſche und bürgerliche; ihre Grundlage und Ausdehnung; ihr Mißbrauch; Preßfreiheit. 543—556.
F. Der Fürſtenſpiegel. 557—563.
G. Der Abſolutismus; ſeine Berechtigung und ſein Unrecht. 564—570.
H. Die Revolution. 571—574.
I. Die Republik. 575—577.
K. Die konſtitutionelle Monarchie. 578—580.
L. Die Staatswirthſchaft. Handel. Reichthum. Abgaben. 581—583.
M. Die Leidensſchule der Völker. Krieg. Der deutſche Freiheitskrieg. 584—592.

Vierte Abtheilung.

Die Kunſt.

I. Die Kunſt; das Schöne; ſeine Quelle. Verſchiedene Arten. 593—597.
II. Der menſchliche Geiſt, als Quelle des Kunſtwerks.
1. Anlage und Talent. 598—600.
2. Genie. Humor. Witz. 601—606.
3. Studium und Bildung. 607—609.
III. Poeſie.
A. Begriff; ihr Einfluß aufs Leben; Wahrheit und Affectation. 610—620.
B. Die Poeſie des Orients: Indien, Perſien, Judäa. 621—628.
C. Klaſſiſche Poeſie, Homer, Aeſchylos, Sophokles, Pindar, Anakreon. Horaz. 629—641.
D. Die chriſtliche Zeit.
1. Romantiſche Poeſie. 642—643.
2. Deutſche Poeſie.
a. Das Kirchenlied, das katholiſche, das proteſtantiſche, Deutſchlands Liederſchatz. 644—649.
b. Die Poeſie des Mittelalters. Volksdichtung: Sagen, Mährchen, Nibelungenlied, Volkslieder. Kunſtdichtung: Minneſänger, Gottfr. v. Straßburg. 650—662.

c. Das Morgenroth unſrer neuhochdeutſchen Literatur. Gellert, Hölty, Bürger, Hamann, Leſſing, Klopſtock, Wieland. 663—676.
d. Der Höhepunkt deutſcher Poeſie. Göthe. Schiller. 677—704.
e. Herder, Jean Paul, Körner. 705—709.
f. Die romantiſche Schule: Tieck, Novalis, Fouqué, Arnim, Bettina, Rahel, Gentz. Kritiſche Ueberſicht. 710—722.
g. Moderne Dichter: Uhland, Mayer, Rückert, Heine, Grün, Lenau, Freiligrath. 723—729.
3. Engliſche Poeſie: Oſſian, Shakespear, Byron. 730—736.
4. Romaniſche Poeſie: Taſſo, Arioſto, Cid, franzöſiſches Drama. 737—742.
IV. Beredſamkeit.
1. Aufgabe. 743—744.
2. Redner: Demoſthenes, Pitt, Brougham, Conſtant, Foy. 745—750.
V. Tonkunſt.
1. Weſen und Begriff. 751—753.
2. Alte und neue Muſik. 754—755.
3. Moderne Verirrungen. 756—758.
4. Händel, Graun, Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven. 759—764.
VI. Malerei, Skulptur und Baukunſt.
A. Antike Malerei.
Gemälde des Philoſtratus. 765—768.
B. Moderne Malerei.
I. Italieniſche Schule. 769—773.
II. Deutſche und Niederländiſche Schule. 774—777.
C. Skulptur und Baukunſt.
I. Antike Kunſt. 778—783.
II. Gothiſche Baukunſt. 784.

Fünfte Abtheilung.

Die Wiſſenſchaft.

I. Wiſſenſchaft im Allgemeinen.

1. Aufgabe. Ziviliſation, Kultur, Bildung. 785—787.
2. Quell und Hemmniſſe. 788—795.
3. Zweck, Werth und Umfang. 796—804.
4. Deutſche Bildung und Wiſſenſchaft. 805—808.

II. Sprachwiſſenſchaft.

A. Sprache im Allgemeinen.
1. Entſtehung und Fortbildung. 809—821.
2. Erſcheinung der Sprache in Proſa und Poeſie. 822—826.
3. Die deutſche Sprache; ihre Größe, ihre Mängel; Luthers Bibelſprache. 827—834.
4. Schriftſprache und Mundart. 835.

5. Das Gift der Ausländerei. 836.
6. Styl, Charakteristik. 837—845.

B. Sprachstudien.
1. Grammatik. 846—855.
2. Rhetorik. 856—857.
3. Das klassische Alterthum, als Bildungsmoment. 858—860.
4. Die Alterthumswissenschaft. 861—866.
5. Jakob Grimm, der Begründer deutscher Sprachwissenschaft. 867—868.

III. Philosophie.

1. Begriff. 869—872.
2. Griechische Philosophie.
Sokrates, Plato, Aristoteles, Zeno. 873—874.
3. Deutsche Philosophie.
Kant und Kantianer, Fichte, Schelling, Hegel, Daub. 875—882.
4. Resultate. 883—884.

IV. Theologie.

Große Gottesgelehrte: Luther, Melanchthon, Semmler, Herder, Tholuck, Schleiermacher. 885—901.

V. Geschichte.

1. Aufgabe und Bedeutung. 902—906.
2. Die Geschichtschreiber. Arten der Darstellung. Niebuhr. Schlosser. 907—916.

VI. Die Rechtswissenschaft.

1. Entstehung der Verhältnisse, Begriffe und Wissenschaft des Rechts. 917.
2. Werth des römischen Rechts. Savigny. 918—919.
3. Bedürfniß eines deutschen Nationalgesetzbuchs. Thibaut. 920—924.

VII. Die Naturwissenschaft.

Newton, Leibnitz, Schelling. Segen der Industrie. 925—931.

VIII. Die Heilkunde.

Ihre Aufgabe. Schönlein. 932—934.

Die Vollendung.

Das Ziel der Weltgeschichte. Letzte Aufgabe aller Kunst und Wissenschaft. 935—943.

Anhang. Biographische Notizen und Charakteristiken.

Zu verbessern:

S. 37 Z. 6 v. u. lies: Nebengebirge.
S. 48 lies statt 119: 120.
S. 113 Nr. 378 lies: mich scheuen.
S. 123 Nr. 421 lies: kein.